





SCHLESIENS VORZEIT IN BILD UND SCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES SCHLESISCHEN ALTERTUMSVEREINS

HERAUSGEGEBEN VON

W. GREMPLER UND H. SEGER

NEUE FOLGE IV. BAND

JAHRBUCH DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

IV. BAND

BRESLAU

KOMMISSIONSVERLAG VON EDUARD TREWENDT BERLIN S 42

1907

JAHRBUCH

DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

IV. BAND

MIT 8 TAFELN UND ZAHLREICHEN ABBILDUNGEN IM TEXT

HERAUSGEGEBEN VON

KARL MASNER UND HANS SEGER

BRESLAU

KOMMISSIONSVERLAG VON EDUARD TREWENDT BERLIN S 42

1907

DRUCK VON GRASS, BARTH & COMP. (W. FRIEDRICH), BRESLAU

WILHELM GREMPLER †

In dem Augenblicke, wo dieser Band des Jahrbuches gerade fertiggestellt war, wurden der Schlesische Altertumsverein und das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in tiefste Trauer versetzt. Am 8. Januar starb in fast vollendetem 81. Lebensjahre der Geh. Sanitätsrat Prof. Dr. med. et phil. Wilhelm Grempler, der Nestor der Prähistorie in Schlesien, Ehrenpräsident des Vereines, Mitglied der Verwaltungs-Deputation des Museums, einer aus der Reihe jener Männer, die an der Gründung dieses Institutes den hervorragendsten Anteil hatten. Der Tod war ihm Erlösung von langen schweren, mit philosophischem Gleichmut ertragenen Leiden.

Mit Grempler ist eine eigenartige, bewunderungswürdig kraftvolle Persönlichkeit dahingegangen. Der Abend seines Lebens, die Zeit, wo andere sich zur Ruhe setzen, war schon angebrochen, als der vielbeschäftigte und beliebte Arzt erst seine eigentliche Daseinsaufgabe und damit den Weg von der Tagesarbeit zu einer Tätigkeit fand, die tiefe, unauslöschliche Spuren in der Geschichte der geistigen Kultur unserer Provinz hinterlassen sollte. Die damalige Phase der urgeschichtlichen Forschung liess ihn erkennen, dass den in Schlesien von altersher so leidenschaftlich betriebenen Studien auf diesem Gebiete doch die wissenschaftliche Zucht fehle. Seine naturwissenschaftliche Bildung machte ihn da sofort zum wissenschaftlichen Führer, und da damals der Verein für das Museum schlesischer Altertümer die seiner Meinung nach aussichtsreichste Tätigkeit auf dem Boden der Urgeschichte gefunden zu haben glaubte, auch zum organisatorischen Führer des Vereines. Noch bevor er am Schlusse des Jahres 1884 zum Vorsitzenden des Vereines gewählt wurde, gelang es ihm durch seine auf Kongressen gewonnenen persönlichen Beziehungen Breslau zum Ort für die Abhaltung der XV. allgemeinen Anthropologen-Versammlung bestimmen zu lassen, ein feiner Schachzug, der den Anschluss Schlesiens an die zünftige Forschung herbeiführte und Grempler dazu verhalf, dass eine glänzende Versammlung berühmter Gelehrter — Virchow, Schliemann, Ranke, Tischler waren Teilnehmer dieses Kongresses vom Jahre 1884 — vor Behörden und Publikum als ernstes wissenschaftliches Tun sanktionierte, was bis dahin als Liebhaberei und Sport mit gutmütigem Lächeln abgetan worden war. Und ebenso nützlich war es für Gremplers Bestreben, der Prähistorie in Schlesien günstige Arbeitsverhältnisse zu schaffen, dass der Vorsitzende des Kongresses, Virchow, seiner Eröffnungsrede auch eine bittere Pille beifügte, indem er über die Mangelhaftigkeit der urgeschichtlichen Sammlungen und die geringen Resultate der urgeschichtlichen Forschungen in Schlesien klagte. Wenige Jahre nachher stand die als rückständig gescholtene Provinz auf diesem Gebiete ebenbürtig und gleichberechtigt unter den anderen da. Grempler hatte seine vielfachen und hoch

hinaufgehenden Beziehungen als Hausarzt bei Gutsbesitzern dazu benutzt, um diese für eine sachgemässe Behandlung der Funde und ihre Überlassung an das Museum schlesischer Altertümer zu interessieren, mit unglaublicher Raschheit und Energie hatte er die Lücken in seinem Wissen ausgefüllt, die ihm von den Kennern der Denkmäler den Vorwurf der Einseitigkeit und damit einer anderen Art von Dilettantismus eintragen mussten, und in den Jahren 1886 und 1887 war ihm das Glück zugefallen, dass die schlesische Erde den Fund von Sacrau bei Breslau spendete, den an Pracht und an Problemen reichsten von allen, den ihr fruchtbarer Schoss bis jetzt an das Tageslicht gefördert hat. Die Publikation dieses Fundes, den Herr von Korn dem Museum schenkte, fand Grempler bereits auf der Höhe eines mit exakter Beobachtung und umfassender Denkmälerkunde gepaarten, besonnenen wissenschaftlichen Urteiles. Von da an folgten zahlreiche Abhandlungen, am zahlreichsten aus der Zeit nach dem Jahre 1889, wo er seine ärztliche Praxis vollständig aufgab, um sich nur mehr seinen Studien zu widmen. Sie alle führt das Verzeichnis seiner prähistorischen Schriften auf, das ihm der Verein zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum im Jahre 1902 widmete. Aber noch der III. im Jahre 1904 erschienene Band unseres Jahrbuches enthält eine Arbeit von ihm über die neuerworbene Bronzeciste von Klein-Zöllnig, und erst dieser Band muss seinen Beitrag entbehren. So eifrig und hingebungsvoll Grempler bei diesen Arbeiten war, die vorwiegend schlesische Funde zum Gegenstand hatten, erschienen sie ihm doch nur als eine von den Forderungen des Tages dekretierte Kleinarbeit. Auch er musste die Resignation kennen lernen, gegen die er sich mit der ganzen Zähigkeit seiner Natur sträubte. Sein Wunsch, zu grundlegender Zusammenfassung von Problemen seiner Wissenschaft vorwärts zu dringen und eine Geschichte der Fibel, für die er auf seinen vielen Reisen unablässig Material gesammelt hatte, herauszugeben, musste unerfüllt bleiben.

In der Zeit, wo Grempler als Vorsitzender des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer auch der Sammeltätigkeit dieses Museums die Richtung zu geben hatte, in den Jahren 1884—1899, stand diese vorwiegend im Zeichen der Prähistorie. Das ist begreiflich, denn hier liessen sich mit den geringen Mitteln des Vereines noch ganze Erfolge wenigstens auf einem Gebiete holen. Aber Grempler war nicht blind für alle anderen Aufgaben seines Museums. Es muss ihm zur Ehre angerechnet werden, dass er sich seinen Neigungen nicht absolutistisch hingab, sondern die von seinen Mitarbeitern vertretenen Anschauungen und Forderungen zu berücksichtigen verstand. Wie um sich vor Einseitigkeit zu bewahren und seinen Blick immer mehr zu erweitern, fing er selbst an zu sammeln, ohne Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet, vielleicht nur mit Bevorzugung der Erzeugnisse fremder und volkstümlicher Kulturen und alles dessen, was ihn als Technik interessierte, wie ihn auch in der Prähistorie die Frage nach der Herstellungsart eines Gegenstandes immer intensiv beschäftigte. Von allen Reisen kehrte er mit reichen Erwerbungen in die Heimat zurück. Erst sammelte er für sich, dann schenkte er vieles dem Museum schlesischer Altertümer, zuletzt alles, was er an Sammlungen besass, dessen Nachfolger, dem Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.

Je mehr Grempler sich dem höchsten Greisenalter näherte, desto mehr wurde er als Vorsitzender des Vereins in verantwortungsvolle Aufgaben und Entscheidungen hineingezogen. Der Magistrat hatte die Notwendigkeit der Gründung eines Kunstgewerbemuseums in Breslau anerkannt und die Errichtung der Anstalt als einer städtischen beschlossen, das Heim dafür hatte ein Bürger unserer Stadt grossmütig gestiftet. Der Verein für das Museum schlesischer Altertümer wurde aufgefordert, durch Überlassung seiner Sammlungen den Grundstock für die Sammlungen des neuen Museums zu schaffen. Wir erleben noch gegenwärtig fortwährend, dass ähnliche Konzentrationsversuche scheitern. Auch in Breslau wäre es im Jahre 1897 fast um Haaresbreite dazu gekommen. Der Verein erkannte wohl, dass er niemals imstande sein werde, sein Ideal eines Museums der Vergangenheit Schlesiens der Ausführung näher zu bringen. er fühlte auch immer schmerzlicher den fast demütigenden Abstand von Wunsch und Wirklichkeit in der Unzulänglichkeit und Enge seiner Sammlungsräume. Aber trotzdem wünschten viele Mitglieder des Vereines diesem die Wahrung seiner Unabhängigkeit auch unter kümmerlichen Verhältnissen, weil sie in der üblichen Vorstellung eines unüberbrückbaren Gegensatzes von kulturhistorischem und Kunstgewerbe-Museum sich vor einem Kunstgewerbemuseum strengster Observanz fürchteten und Anstoss an der durchaus verständigen Forderung der Stadt nahmen, dass die Vereinssammlungen dieser nicht bloss in Verwahrung, sondern auch ins Eigentum gegeben werden sollten. Einem alten Manne wie Grempler dürfte man auch heute keinen Vorwurf machen, wenn er in dieser erregten Stimmung der Geister sich an den Grundsatz gehalten hätte: quieta non movere. Aber so sehr auch Grempler an seinem Vereine hing, alle Einzelheiten, Namen, Formen, Besitzverhältnisse wurden ihm gleichgültig, wenn er hinter dem Grossen etwas Grösseres verheissungsvoll sich erheben sah. Es war ihm klar, dass ein Zusammengehen des Vereines mit dem neuen Museum beide für ihre kulturellen Aufgaben kräftigen musste, und so willigte er im Jahre 1897 in den Abschluss des Vertrages mit der Stadt. Wenn Gremplers Verdienst an dieser Einigung nur darin bestände, dass er sie nicht verhinderte, wäre es noch gross genug, um ihm den unvergänglichen Dank des Museums und des Vereines zu sichern. Denn man stelle sich das Resultat gescheiterter Verhandlungen vor: ein kümmerlich dahin vegetierendes kulturhistorisches Heimatsmuseum und ein vorwiegend zum Internationalismus verurteiltes Kunstgewerbemuseum, beide neidisch miteinander konkurrierend, beide zu viel und zu wenig für eine Stadt wie Breslau, ein Bild kleinstädtischen Partikularismus und Grössenwahns.

Wie Grempler vertrauens- und hoffnungsvoll die äussere Verbindung zwischen dem Vereine und dem neu zu gründenden Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer herstellte, wurde er auch der Kitt zum Zusammenwirken von Museum und Verein. Dem greisen Patriarchen war da noch eine letzte, stille, grosse Aufgabe zugefallen und heute dürfen wir sagen, keinem anderen wäre gelungen, sie so still und unauffällig, nur durch die selbst wirkende Macht eines vornehmen Charakters zu lösen. Mit innerer Genugtuung sah er, dass Verein und Museum eine auf gemeinsame Zwecke

gerichtete mustergültige Arbeitsteilung fanden, dass sie ohne Krisen ein unlösliches Eins und damit eine kulturelle Macht in unserer Provinz wurden. Er erlebte auch, dass die früheren Bedenken der Vereinsmitglieder bald vollständig verstummten; vollzog sich doch vor ihren Augen ohne Schwierigkeit eine ungeahnte Lösung scheinbar unlöslicher Gegensätze, indem das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer ein auf der alten heimischen Kultur fussendes Kunstgewerbemuseum wurde. Nichts vergällte also Grempler die Freude an dem neuen Museum, bei dessen Eröffnung im Jahre 1899 ihm die philosophische Fakultät der Universität Breslau das Diplom eines Ehrendoktors verlieh. Das Haus, in dem er nur arbeitsfreudigen Frieden fand, wurde für den alleinstehenden Mann eine traute behagliche Heimat. Wie ein Traum liegen die Jahre hinter uns, wo er täglich in das Museum kam, sich an den grösseren und reicheren Verhältnissen erfreuend, teilnehmend an allem was geschah, aber nie nörgelnd und unerbetenen Rat aufdrängend, immer wiss- und lernbegierig, und oft beladen mit Schätzen zur Vermehrung der Sammlungen. Und so lieb wurde ihm diese Heimat, die er sich als Lebenssumme errungen und gesichert hatte, dass er den Wunsch hatte, in ihr seine letzte Ruhestätte zu finden.

Alles an ihm und bei ihm war nur Interesse an dem Museum geworden. Für sein geliebtes Museum hat Geheimrat Grempler denn auch noch über seinen Tod hinaus gesorgt. In seinem Testamente setzt er die Stadtgemeinde Breslau zum Erben seines über 300 000 Mark betragenden Vermögens ein mit der Verpflichtung, daraus eine Wilhelm Grempler-Stiftung zu errichten, deren Zinsen nach Abzug der an Angehörige zu zahlenden Leibrenten und Vermächtnisse zur Förderung der wissenschaftlichen Aufgaben des Museums, in erster Linie der urgeschichtlichen Sammlung verwendet werden sollen. Damit hat er sich selbst das würdigste Denkmal gesetzt.

Sein Name wird mit der Geschichte unseres Museums und Vereines unzertrennlich verbunden sein.

Professor Dr. K. Masner

ÜBERSICHT DES INHALTS



ABHANDLUNGEN

NEUE GRABFUNDE AUS DER ALTEN BRONZEZEIT

1. Gräbschen, Kr. Breslau. M.-Nr. 2891

Bei der grossen Ausgrabung auf dem Terrain der Spinnerei von Schwerin und Söhne im Frühjahr 1905 (s. Tätigkeitsbericht) wurden an der Nordseite des Grundstücks, unmittelbar neben den Brandgräbern der jüngeren Bronzezeit, auch einige Skelettgräber aus einer älteren Periode gefunden.

Das am besten erhaltene (Nr. 68, Fig. 7) lag in 0,7 m Tiefe und barg die Reste zweier Individuen. Leider war es von den Bauarbeitern schon teilweise zerstochen worden. Von dem einen Toten waren nur noch die Beine, Reste vom Becken und der eine Arm sichtbar. Auf der Abbildung sind diese Bestandteile mit Kreuzchen bezeichnet. Auch sie sind augenscheinlich schon aus dem Zusammenhang geraten, so dass es schwer ist, sich ein Bild von der Lage des Skeletts zu machen. Nur soviel ist sicher, dass es dicht neben dem anderen und gleich ihm mit eng an den Leib gezogenen Knieen bestattet war. Das vollständige Skelett gehörte einer noch jugendlichen Person von mittlerer oder kleiner Statur. Die Länge vom Scheitel bis zum Beckenende betrug 72 cm. Es lag mit dem Scheitel ONO, mit dem Gesicht NNW, auf der rechten Seite. Der rechte Arm war längs des Körpers ausgestreckt, der linke im rechten Winkel über den Leib gelegt. Nahe beim Schädel, vor dem Gesicht lag eine schöne geschliffene, 16 cm lange Streitaxt, vermutlich aus Serpentin. Die Schneide ist gewölbt, das Bahnende hat ovalen Querschnitt, auf der oberen Seite sind zwei Facetten kaum merklich angedeutet.

Von demselben Typus, aber viel kleiner, ist eine zweite Streitaxt aus poliertem Serpentin (Fig. 1). Sie wurde auf der Sohle einer 6 m langen, 0,75 m tiefen, mit dunklem Boden ausgefüllten Grube (Nr. 80) gefunden und rührt wohl ebenfalls von einem Grabe her. Bei ihr sind auch die Seitenflächen facettiert und die hintere Partie ist mit einem eingeschnittenen Linienornament verziert. Die Absicht war wohl, vertikale, durch wechselnde Lagen von Schrägstrichen gefüllte Bänder zu zeichnen. Aber die Unvollkommenheit der Werkzeuge und die Härte des Materials hat nur ein Gewirr von sich kreuzenden Linien entstehen lassen.


Fig. 1. Gräbschen. 1/2

Das dritte Grab (Nr. 60) wurde von den Schachtarbeitern gefunden und teilweise zerstört. Nach ihrer Angabe stiessen sie in 0,5 m Tiefe auf eine Steinpackung und darunter auf zwei Tongefässe. Davon ist das eine ein einhenkliger 16 cm hoher Topf (Fig. 6),

das andere eine Schale von 9 cm H. und 17 cm Dm. mit sechs kleinen runden Füsschen (Fig. 4). Eine Lücke im Rande und eine darunter befindliche Bruchfläche zeigen, dass hier ein kleiner Henkel gesessen hat (er ist in der Abb. ergänzt). Ob Skelettreste vorhanden waren, liess sich nicht feststellen.

Sicher nicht der Fall war dies bei dem vierten Grabe (No. 139). Ohne dass die Stelle irgendwie markiert gewesen wäre, standen hier 0,55 m tief in gelbem Sande drei Tongefässe: ein weitmündiger Topf von 15 cm H. und 20 cm Dm. mit kleinem Henkel und vier Horizontalriefen (Fig. 2), ein 6,5 cm hohes unverziertes Henkelkrüglein (Fig. 5) und ein 26 cm hoher Krug mit drei symmetrisch verteilten Henkeln und drei Horizontalriefen (Fig. 3). In dem Kruge lag ein Flintspan, daneben lehnten Scherben einer rohen Schüssel.

Alle Gefässe sind aus grauem, mit Glimmerteilchen gemischtem Tone ziemlich dünnwandig und sehr regelmässig geformt, von brauner bis schwarzbrauner Farbe und am Halsansatz mit bandförmigen fingerweiten Henkeln versehen. Typologisch sind sie mit der Schnurkeramik von Marschwitz und Polnisch-Peterwitz verwandt, und es ist gewiss kein Zufall, dass hier wie dort die seltsame Sitte der Doppelbestattung beobachtet ist (Schles. Vorz. N. F. III 27—39). Andrerseits nähern sie sich aber in ihrer Profilierung schon sehr dem Aunetitzer Typus. Besonders charakteristisch ist die Neigung, die Ränder der Gefässe nach aussen umzuschlagen. Sie klingt in Marschwitz erst leise an, tritt in Gräbschen schon kräftig hervor und ist in Gleinitz (s. den folgenden Bericht), Ottwitz, Rothschloss u. s. w. zum vollen Ausdruck gebracht. Man wird deshalb die Gräbschener Funde am richtigsten zwischen die beiden Gruppen einschieben, aber wegen des Fehlens spezifisch neolithischer Ornamente nicht mehr zur Steinzeit, sondern schon zur Bronzezeit rechnen.

2. Gleinitz, Kreis Glogau. M.-Nr. 2483

Im Juni 1905 übergab Herr Prof. Dr. Gürich dem Museum einen Tonbecher und zwei Bronzenadeln, die ihm nebst einigen Skelettresten von Herrn Lehrer Walther Mik in Gleinitz zugeschickt worden waren (Grab 1). Auf eine Anfrage teilte Herr Mik mit, dass der Fund aus einer dem Dominium gehörigen Sandgrube stamme, und dass nach Aussage der Arbeiter dort schon früher öfters Menschenknochen gefunden worden seien. Im April 1906 erhielten wir von ihm die Nachricht von einem neuen Skelettfunde (Grab 2). Die jetzt von uns vorgenommene Ausgrabung dauerte vom 23.—28. April und führte zur Aufdeckung von sieben teilweise schon zerstörten Gräbern (3—9). Die Funde wurden uns von der Gutsherrin, Frau von Niebelschütz gütigst überlassen (Inv.-Nr. 464/66.05; 316—332.06). Die beiden besterhaltenen Skelette (Grab 4 und 5) wurden von uns vollständig ausgehoben und nach dem Museum transportiert, um hier in ihrer ursprünglichen Lage aufgestellt zu werden. Mit besonderem Danke sei der opferwilligen Unterstützung des Herrn Mik gedacht. Auch Herrn Wirtschaftsinspektor Mausch sind wir für sein freundliches Eingehen auf unsere Wünsche zu Dank verpflichtet.



Fig. 2—7. Gräbschen, Kr. Breslau

Lage der Fundstelle. Das Dorf Gleinitz liegt auf dem linken Oderufer ca. 9 km WSW von Glogau in einer hügeligen Gegend, die zum Höhenzuge des Katzengebirges gehört. Der die Fundstelle tragende Hügel erhebt sich unmittelbar südlich vom Ostflügel des Dorfes und östlich von dem nach Stumberg führenden Wege. Er wird in nordsüdlicher Richtung von einem Feldwege gekreuzt, der, ausgehend vom Ostausgange des Dorfes, in einem Rain endet und seine Fortsetzung in der Chaussee von Nilbau nach Leutbach findet. Ganz nahe westlich von diesem Feldwege, 200 m südlich vom Grenzrain des Schulgartens, liegt eine Sandgrube. Sie ist schon vor fünfzig Jahren oder länger angelegt, dann viele Jahre unbenutzt gelassen und erst vor kurzem wieder in Gebrauch genommen worden. Von früheren Funden ist nichts bekannt, was natürlich nicht ausschliesst, dass welche gemacht worden sind. Nach Wiederaufnahme der Schachtung ist man auf drei oder vier Gräber gestossen, ohne dass man darauf geachtet hätte. Die von Herrn Mik und uns aufgedeckten Gräber lagen alle am Ostrande der Grube, nach dem erwähnten Feldwege zu, und erstreckten sich über eine Fläche von 23 m Länge und 4,5 m Breite. Der anstossende 4 m breite Streifen blieb unberührt, weil er von dem abgedeckten Mutterboden eingenommen war. Jenseits davon wurde ein Graben von 9 m Länge und 2 m Breite gezogen, ohne dass sich dabei ein neues Grab gezeigt hätte. Es scheint hiernach, dass wir der Grenze des Gräberfeldes schon sehr nahe gekommen sind.

Grab 1, von den Arbeitern gefunden, Skelett nicht mehr erhalten. Beigaben: a. Kleiner Tonbecher, trichterförmig, gelblich grau, mit kleinem Doppelvorsprung unterhalb des ausladenden Randes. H. 6,5, Dm. 8 cm. Fig. 9; b. und c. Zwei Bronzenadeln mit flach kugelförmigen schräg abwärts durchbohrten Köpfen. Hals und Kopf sind durch eng aneinander gereihte Querriefen verziert. Die Spitze ist bei der einen abgebrochen, bei der andern zugeschärft. L. 7,4 u. 8 cm. Fig. 10.

Grab 2, von Herrn Mik ausgehoben, vom Skelett nur Reste vorhanden. Die Beine waren gebeugt. Beigaben: a. Flache Schüssel mit eingezogenem, nach aussen gewölbtem Rande und kleinem bandförmigem Henkel, innen schwarz, aussen graubraun und dicht mit kurvenförmigen, vom Boden nach dem Rande laufenden Einstrichen bedeckt. H. 7, Dm. 23 cm. Fig. 13; b. Bauchiger Topf mit trichterförmigem Halse und vier kleinen Doppelwarzen unterhalb desselben, innen und aussen schwarz. Stark beschädigt. H. 12



Fig. 8—14. Gleinitz, Kr. Glogau

Dm. 19,5 cm. Wie Fig. 12. Bei den Unterschenkeln lag ein von drei Handsteinen umgebenes Tier-Schulterblatt (Rind?).

Grab 3. Zerstört. Gefunden wurden nur zwei Bronzenadeln, wie Fig. 16, jedoch beide mit bogenförmig gekrümmter Spitze.

Grab 4. Tiefe 0,30 m. Lage des Skeletts: Scheitel SSW, Gesicht OSO, Oberkörper in Rückenlage, Kopf und Unterkörper auf der r. Seite. R. Oberarm parallel zur Wirbelsäule, Unterarm parallel zum Oberarm, Hand an der r. Schulter. L. Oberarm parallel zur Wirbelsäule, Unterarm im Winkel von 60° gebeugt und quer über die Brust gelegt, Hand am r. Oberarm. R. Oberschenkel stumpfwinklig gebeugt, Unterschenkel parallel zum Oberschenkel. L. Oberschenkel fast rechtwinklig zur Wirbelsäule, Unterschenkel spitzwinklig gebeugt. Diagonale L. 128, Körperlänge ca. 177 cm.

20 cm östlich vom Becken stand ein schwarzbrauner graphitierter Topf mit nach aussen gewölbtem Rande und vier Doppelwärzchen am Halsansatz. H. 12,5, Dm. 17,5 cm. Fig. 12.

Grab 5. 2,6 m SW. von Grab 4, Tiefe 0,8 m. Scheitel S, Gesicht O. Oberkörper auf dem Rücken, Kopf und Unterkörper auf der r. Seite. Lage der Arme wie bei Grab 4. Beide Oberschenkel rechtwinklig, beide Unterschenkel spitzwinklig gebeugt. Diagonale L. 138, Körperlänge ca. 180 cm.

An der r. Schulter, schräg über dem r. Oberarm lag a. eine zerbrochene Bronzenadel, wie Fig. 16, auf den Knien b. das Schulterblatt eines grösseren Tieres, 0,5 m SW vom Schädel, 0,15 m über dem Niveau des Skeletts stand c. ein rohes tassenförmiges Gefäss mit kleinem Henkel. H. 9, Dm. 15 cm. Fig. 8.

Grab 6. 4,2 m SSW von Grab 5. Vom Skelett waren nur noch Reste der Beinknochen erhalten. Sie lagen 0,55 m tief in der Richtung W—O.

In einer um 0,3 m höheren Schicht über den Knochen standen zwei Tongefässe: a. Unterteil eines schwarzen Topfes von ähnlicher Form wie Fig. 14. Grösste Weite 17 cm. b. Ziegelrotes Näpfchen mit geschweiftem Halse. H. 7, Dm. 5,2 cm. Fig. 10. Daneben lag c. eine schraubenförmig gedrehte Bronzenadel, sonst wie die übrigen. Spitze beschädigt. L. 10,6 cm. Fig. 15.

Grab 7. 3,7 m SSW von Grab 6. Skelett nicht mehr erhalten. In 0,35 m Tiefe fand sich dicht am Rande der Sandgrube a. ein hellbrauner Napf mit trichterförmig ausladendem Rande und einem griffartigen flachen Vorsprunge am Halsansatz. H. 8, Dm. 15,5 cm. Fig. 11; 0,3 m südlich davon b. eine Bronzenadel mit verkehrt konischem Kopfe und senkrecht darüber stehender Öse. Spitze abgebrochen. L. 6 cm. Fig. 17.

Grab 8. Die Füsse des Skeletts lagen hart am Schädel von Grab 4. Tiefe 0,8 m. Scheitel SW, Gesicht O, Oberkörper auf dem Rücken, Kopf und Unterkörper auf der r. Seite. R. Arm parallel zur Wirbelsäule, Unterarm parallel zum Oberarm, Hand an der r. Schulter. L. Arm schräg über die Brust gelegt, Hand am r. Oberschenkel. Beide Beine spitzwinklig gebeugt und parallel, Knie bis zur Brust emporgezogen. Die Messung ergab eine Körperlänge von über 180 cm.

Am Kopfende lag ein Stein, bei den Füssen ein Tier-Schulterblatt.

Grab 9. 3,5 m südlich von Grab 8. Tiefe 0,6 m. Vom Skelett waren nur noch Teile der Beinknochen erhalten. 0,4 m davon entfernt stand mit der Mündung nach unten ein roher Topf von stark glimmerhaltigem Ton mit einem kleinen Henkel an der Bauchkante. H. 12, Dm. 17,5 cm. Fig. 14.

In einer Entfernung von 3,8 m SW von Grab 9 zeigte sich eine 0,8 m breite und 0,5 m tiefe Herdgrube, die mürbe gebrannte Steine, Asche, einige kleine Scherben und eine flach gewölbte Tonscheibe von der Grösse eines Markstücks enthielt.

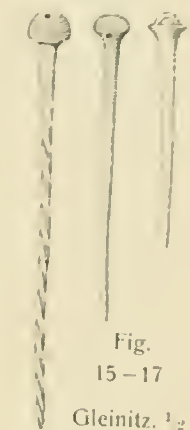


Fig. 15—17 Gleinitz. 1/2

Die Gleinitzer Skelettgräber reihen sich in Anlage und Ausstattung an die früher besprochenen von Sillmenau, Ottwitz, Weigwitz und Rothschloss[1]) und gehören wie diese der I. Periode der Bronzezeit und dem Aunetitzer oder Mönitzer Typus an. Gemeinsam ist allen die Bestattung der Toten in einer Erdgrube, mit gebeugten Knien (Hockerlage) und dem Antlitz nach Sonnenaufgang. Überall treffen wir ferner die Nadeln mit kleiner Kopfscheibe und senkrecht darauf stehender Öse (Fig. 17) und die Töpfe mit niedriger Bauchkante, hohem geschweiftem Halse, umgelegtem Rande und tiefsitzendem Henkel (Fig. 14). Auch der ungehenkelte, weitmündige Topf mit gewölbtem Bauche (Fig. 12), die flache Schüssel (Fig. 13) und die S-förmig profilierte Vase (Fig. 10) sind in jenen Funden vertreten.[2]) Andere Parallelen finden sich in den Nachbargebieten des Aunetitzer Typus, namentlich in Böhmen, Mähren und Posen. Dort treffen wir die Tassen mit kleinem Randhenkel,[3]) und die Becher und Näpfe mit doppelknopf- oder leistenförmigen Vorsprüngen[4]), in denen wir vielleicht eine Hinterlassenschaft der Schnurkeramik von der Marschwitzer Art zu erblicken haben. Noch grösser ist der Verbreitungsbezirk der durchbohrten Kugelkopfnadeln (Fig. 15, 16). Er erstreckt sich von der jütischen Halbinsel durch Ostdeutschland, Böhmen und Mähren bis nach Niederösterreich. Kossinna[5]) unterscheidet drei Entwicklungsstufen, je nachdem die Nadel unverziert, quergerippt oder spiralig gewunden ist. In Gleinitz ist sowohl die mittlere wie die jüngste Stufe vertreten. Die in drei Gräbern beobachtete Beigabe eines Tierschulterblattes scheint auf einem lokalen Brauche zu beruhen.

Hervorgehoben zu werden verdient dass die Gleinitzer Hocker, soweit eine Messung möglich war, eine ansehnliche Körperlänge (177—180 cm) besassen. In Rotschloss blieben die Masse umgekehrt weit hinter den normalen und um 25 bis 30 cm hinter denen von Gleinitz zurück. Wenn hieraus irgend welcher Schluss gezogen werden kann, so ist es der, dass die schlesische Bevölkerung sich schon damals aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammensetzte.

[1]) Schles. Vorz. V 127; VII 237; N. F. II 5 u. 15.

[2]) Schles. Vorz. N. F. II 19 Fig. 3, 13. Die Sförmig geschweifte Vase liegt in einem Exemplar aus Rothschloss (nicht abgeb.) und in einem aus Trebnig, Kr. Nimptsch, vor (Inv. Nr 1315. 03). Vgl. auch Červinka, Morava za Pravěku Taf. XXII 1; Pravěk 1903 Taf XIV 4.

[3]) Píč, Čechy, předhistorické I Taf. XVII 1, 3; Pravěk 1903 Taf. XV 1; Palliardi, Die Gräber der liegenden Hocker in Mähren, Prähist. Blätter 1894 S. 52 Taf. IX 2.

[4]) Píč a. a. o. Taf. XII 17; XV 15; XVI 14; XX 9 u. o.; Palliardi a a. O. X 19; Nachrichten über deutsche Altertumsf. 1902 S 6 Fig. 1; Brunner, Funde von Iwno, Kr. Schubin, Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 899 ff.

[5]) Indogermanische Frage. Zeitschr. f. Ethnol. 1902 S. 195 und 207

4. Krehlau, Kr. Wohlau. M.-Nr. 2633

Im Mai 1906 stiess der Gutsbesitzer Herr Karl Kühnert beim Pflügen auf Steine. Er untersuchte die Stelle und fand, dass die Steine „brunnenartig" gesetzt waren. Nach Entfernung von ungefähr 2 cbm Steinen bemerkte er in 1,50 m Tiefe einen Bronzedolch, umgeben von den Resten der hölzernen Scheide, dicht daneben und parallel zur Dolchklinge eine Bronzenadel und quer zum Griff des Dolches einen kleinen Steinhammer. 0,5 m abseits von diesem stand in gleicher Richtung ein kleiner Becher aus Ton. Von Knochenresten wurde nichts bemerkt. Es ist aber nach Lage der Umstände keine Frage, dass unter dem Steinhaufen ein Grab gelegen hat, von dem eben nur die Beigaben übrig geblieben sind. Zufällig hörte der Pfleger des Museums, Herr Gustav Ullrich von dem Funde. Er fuhr sofort nach Krehlau und bestimmte Herrn Kühnert, die Fundstücke dem Museum zu schenken (Inv.-Nr. 362—366. 06). Eine Nachgrabung ist für den Herbst 1907 in Aussicht genommen.

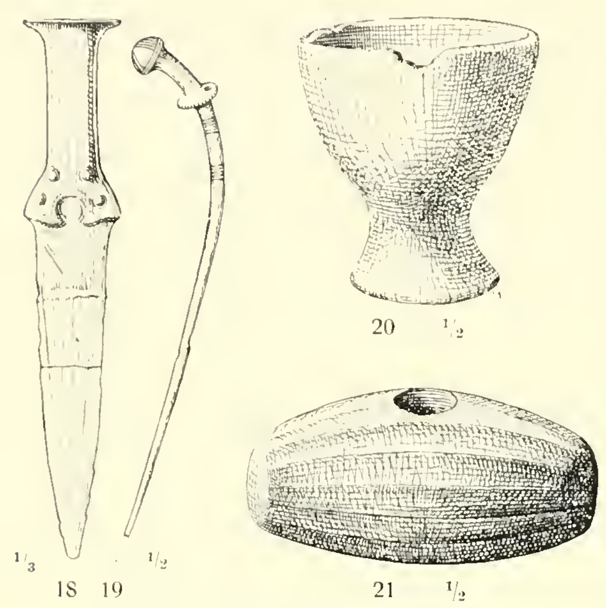


Fig. 18—21. Krehlau, Kr. Wohlau

1. Bronzedolch. Klinge und Heft sind im ganzen gegossen, jedoch wird durch die am Griffansatz beiderseits angebrachten Buckelchen der Schein erweckt, als seien sie durch vier Nieten verbunden. Die Klinge ist schwach gewölbt, ohne Mittelgrat, die Schneiden sind zugeschärft, an der Basis bemerkt man einige haarfeine, schräge Linien, die eher Schrammen als Verzierungen gleichen, aber doch wohl absichtlich eingeritzt sind. Die Klinge ist in der Mitte durchgebrochen, die Bruchflächen sind patiniert. Ausserdem befindet sich 2,2 cm oberhalb dieses Bruches eine Stelle, wo die Klinge schon einmal gebrochen war, aber zusammengelötet worden ist. Der flache Griff wird durch eine ovale dünne Knaufplatte abgeschlossen. L. 20,6, Br. der Klinge 2,7, des Griffes 1,9, Dicke der Klinge 0,3, des Griffes 0,32 cm. Fig. 18.

Zu dem Dolche gehört eine Anzahl schmaler und dünner Holzspäne, die auf der Aussenseite braun, auf der Innenseite grün gefärbt sind. Sie haben auf und unter der Klinge gelegen und rühren ohne Zweifel von der Scheide her.

2. Bronzenadel, im oberen Teile bogenförmig gekrümmt, mit halbkugeligem Kopfe und einem scheibenförmigen, senkrecht durchbohrten, am Rande quergekerbten Halswulste. Die roh und ungleichmässig eingeschlagene Verzierung besteht in zwei Spirallinien unterhalb des Halswulstes und in vier radialen Strichgruppen, die von der Peripherie des Kopfes nach dessen Scheitel gezogen sind. Patina rauh und bröcklich. Spitze leicht beschädigt. Diagonale L. 13, Dm. des Kopfes 0,9 cm. Fig. 19.

3. Kleiner Doppelhammer mit Schaftloch in der Mitte, aus grobkörnigem, grau und weiss gesprenkeltem Gestein, gestreckt tonnenförmig und in der Längsrichtung ringsum facettiert. Die Schlagflächen sind rundlich und durch den Gebrauch bestossen. Ein grüner Fleck an der einen Seitenfläche zeigt an, dass dort der Dolchknauf den Hammer berührt hat. L. 9,3, H. 4,4, Br. 4,7 cm. Fig. 21.

4. Kleiner hellbrauner Trinkbecher aus Ton, dickwandig, glatt und unverziert. H. 6,2, Dm. 6,3 cm. Fig. 20.

Die Anlage des Grabes unter einem Steinhaufen findet ihre Analogie in mehreren älteren schlesischen Funden aus der I. und II. Periode[1]) und in den gleichzeitigen Grabhügeln. Die Ausstattung mit Beigaben ist in diesen Gräbern meist reicher, als es sonst der Fall zu sein pflegt.



Fig. 22
Steinau. 1/6

Den Dolch (Fig. 18) könnte man bei flüchtiger Betrachtung zur Klasse der bekannten „triangulären" Dolche zählen, die wegen ihrer allgemein-europäischen Verbreitung für die vergleichende Chronologie von so grundlegender Bedeutung sind.[2]) Bei genauem Zusehen entdeckt man jedoch gewisse Unterschiede. So sind bei dem nebenstehend abgebildeten triangulären Dolche von Steinau[3]) Heft und Klinge für sich gefertigt und durch sieben Nieten zusammengefügt, während der Krehlauer im ganzen gegossen ist und das Nietverfahren nur vortäuscht. Ferner hat jener eine an der Basis ausserordentlich breite, durch ein regelmässiges Dreieckmuster verzierte Klinge und einen handlichen Griff von ovalem Querschnitt, dieser dagegen eine ziemlich schmale, nur mit einer kümmerlichen Andeutung jenes Musters versehene Klinge und einen Griff, der kaum dicker ist, als die Klinge selbst. In alledem verrät sich die Entartung und folglich die spätere Entstehungszeit.

Die Nadel (Fig. 19) ist ein höchst interessanter Übergangstypus von der durchlochten Kugelkopfnadel (vgl. S. 5, Fig. 15, 16) zur ostdeutschen Ösennadel (Mertins, Wegweiser Fig. 99, 104 und 108). Jene gehören der I., diese der II. Periode an. Ein völlig entsprechendes Gegenstück kenne ich nicht.

Auch der steinerne Doppelhammer (Fig. 21) vertritt einen sehr seltenen Typus.[4]) Der Facettenschliff gilt sonst als eine Eigentümlichkeit der Steinäxte aus dem Bereich der thüringischen Schnurkeramik. Wir begegneten ihm bei zwei Exemplaren aus den frühbronzezeitlichen Gräbern von Gräbschen (s. S. 1).

Das eierbecherförmige Tongefäss (Fig. 20) steht in Schlesien vorläufig einzig da, und auch aus den Nachbargebieten wüsste ich kein vergleichbares Stück anzuführen. Höchstens könnte man an die hohlfüssigen Pokale denken, die es sowohl in der neolithischen, als auch in der Bronzezeit bei uns gibt.

[1]) Vgl. S. 2: Grab 60 von Gräbschen; ferner Schles. Vorz. VI 325: Grabfund von Namslau; VII 549 Grabfund von Pansdorf; N. F. III 52: Bronzeaxt von Gleinau, dort als Votivfund hingestellt, aber wie ich jetzt gerade wegen der Steinsetzung glauben möchte, doch wohl eher als Grabfund aufzufassen. Hierher gehört auch ein reicher Fund des Berliner Museums aus Schönau, Kr. Glogau, bestehend aus zwei Steinäxten mit Schaftloch, einer Bronzeaxt mit ganz niedrigen Rändern, zwei flachen Bronzemeisseln und einer fragmentierten Bronzedolchklinge. Die Gegenstände lagen in einer Steinpackung von ca. 2 cbm Innenraum. 2 m davon lagen in 1½ Fuss Tiefe Skelettreste und Tongefässe (Ie 135—146). Die Fundstelle ist eine 0,8 km nördlich vom Dorfe gelegene, von Osten nach Westen streichende Anhöhe. Gefällige Mitteilung von Herrn Dr. Götze. Vgl. auch den folgenden Fund von Damsdorf.

[2]) Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit S. 126 f.

[3]) Schles. Vorz. VI 177 Taf. VII 3; Mertins, Wegweiser Fig. 79.

[4]) Mertins, Steinzeitl. Werkzeuge und Waffen S. 20 zu Fig. 61; Koehler u. Erzepki, Album prähist. Denkmäler in Posen, Heft I, Taf. II 7—9.

Nach dem Gesagten wird man den Krehlauer Fund an das Ende der I. oder den Anfang der II. Periode setzen dürfen.

5. Damsdorf, Kr. Breslau. M.-Nr. 2954

Das Bronzeschwert Fig. 23 wurde vor vielen Jahren von Herrn Lehrer Wiehle auf einem der Hügel zwischen Damsdorf und Stein gefunden. Es lag unter einer mächtigen Steinpackung neben menschlichen Gebeinen und war rechtwinklig verbogen. Der Finder versuchte es grade zu richten, wobei es zerbrach. Als Herr Wiehle im Jahre 1901 seine Sammlung von Altertümern der Stadt Brieg überwies, nahm er davon nur das Schwert aus und schenkte es dem Breslauer Museum (Inv.-Nr. 661. 01).

Das Schwert hat eine grade, schlanke, scharfspitzige Klinge mit kräftiger gewölbter Mittelrippe und zwei feinen Blutrinnen, eine breite Heftplatte und eine sanft geschweifte, oben flach bogenförmig ausgeschnittene Griffzunge. Die hochstehenden Kanten des Heftes und die vier Nietlöcher deuten auf einen Holz- oder Hornbelag. Bis auf die erwähnte Bruchstelle ist das Schwert sehr gut erhalten, scharfschneidig und fast gar nicht patiniert. L. 72, L. der Griffzunge 10, Br. der Klinge 3 cm, Gewicht 600 gr.

Das Schwert gehört einem weit verbreiteten Typus an, der von Griechenland und Italien durch Ungarn und Deutschland bis nach Skandinavien zu verfolgen ist und eine der wichtigsten Parallelen zwischen der Mykenäzeit im Süden und der Brozezeit im Norden bildet. Aus Schlesien liegt bisher nur dieses eine Exemplar vor. Es entspricht mehr dem nordischen als dem ungarischen Typus (Periode II) und dürfte als Importstück aufzufassen sein.

6. Seschwitz, Kr. Breslau. M.-Nr. 2954

Im Jahre 1865 fand man in einer Sandgrube am Westende des Dorfes die Reste eines Skeletts, an dessen Armknochen ein Bronzereif hing. Es wurde dem Museum von Herrn Rittergutsbesitzer Neide geschenkt (Inv.-Nr. 5326).

Der Armreif besteht aus einem 3,1 cm breiten und 0,25 cm dicken längs gerippten Bande von 5,4 cm Dm., dessen abgerundete Enden etwas von einander abstehen. Da das Band nach den Enden zu schmäler wird, nehmen die Rippen dort eine konvergierende Richtung an. Die Form ist typisch für die II. Periode. Sie hat sich aus den hohen gerippten Manschetten-Armbändern der I. Periode entwickelt.

Hans Seger

Fig. 23
Damsdorf. 1/4

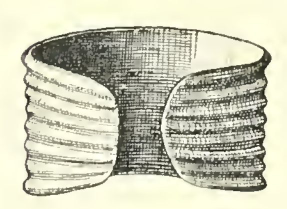


Fig. 24
Seschwitz. 2/3

DEPOTFUNDE AUS DER BRONZE- UND HALLSTATTZEIT

Die nachfolgende Arbeit bildet eine Fortsetzung und Ergänzung des vor zehn Jahren erschienenen Aufsatzes von O. Mertins über Schlesische Depotfunde.[1]) Es sind deshalb nicht bloss die inzwischen hinzugekommenen und noch nicht anderweitig veröffentlichten[2]) sondern auch solche ältere Funde aufgenommen worden, die Mertins nicht berücksichtigt hat.

Für die mit den Fachausdrücken weniger vertrauten Leser sei bemerkt, dass als Depotfund ein in der Vorzeit zeitweilig verborgener Schatz bezeichnet wird. Wesentlich ist dabei, dass die Deponierung in der Absicht erfolgt ist, den Schatz unter veränderten Verhältnissen wieder hervorzuholen und in Gebrauch zu nehmen. Mitunter lassen die Fundumstände erkennen, dass der Vergraber jene Absicht nicht gehegt, sondern für immer auf die Wiedererlangung des Objekts verzichtet hat. Alsdann handelt es sich nicht um ein Depot, sondern um einen Votiv- oder Opferfund.

Das Vergraben von Schätzen ist zwar gewiss zu allen Zeiten üblich gewesen, doch tritt es als herrschende Sitte während der vorgeschichtlichen Zeit hauptsächlich in zwei Epochen hervor. Die eine umfasst das Bronzealter und die sich anschliessende Hallstattperiode, die andere fällt in den Ausgang des Heidentums, das 10.—11. Jahrhundert n. Chr. Bloss von der ersten soll im folgenden die Rede sein. Die wissenschaftliche Bedeutung der Depotfunde beruht vor allem darauf, dass sie zumeist Dinge enthalten, die man in den gleichzeitigen Gräbern, sonst der Hauptquelle unserer Kenntnis, nicht oder nur sehr selten anzutreffen pflegt. Besonders in unseren Gegenden, wo die Gräber, von Tongefässen abgesehen, damals sehr arm an Beigaben waren, lernen wir viele Formen von Werkzeugen, Waffen und Schmucksachen ausschliesslich aus den Depotfunden kennen. Noch ein anderer Umstand macht sie uns wichtig: ihre bunte und wechselvolle Zusammensetzung und damit ihr Wert für die Chronologie. Wenn wir sehen, dass gewisse Gerätformen regelmässig in derselben Verbindung vorkommen, so kann daraus auf ihr gleiches Alter geschlossen und durch weitere Vergleiche und unter steter Berücksichtigung der anderen Fundgruppen allmählich ein chronologisches System entwickelt werden. Wohl mögen in einem Depot zuweilen auch Gegenstände vereinigt sein, deren Verfertigungszeiten um einige Menschenalter oder gar um Jahrhunderte auseinanderliegen. Allein wenn irgendwo, so gilt hier der Satz, dass die Ausnahme die Regel bestätigt. Denn ein beträchtlich höheres

[1] Schles. Vorz. VI 291—384. Nachträge dazu VII 354 u. 514. Von den aufgeführten Funden sind die von Namslau, Lahserwitz, Gallowitz und Rudelsdorf nach dem heutigen Stande unserer Kenntnis keine Depot- sondern Grabfunde. Vgl. Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, Breslau 1906, zu Fig. 71, 99, 100 und 112.

[2]) Schles. Vorz. VI 172 (Karschau); VII 195: Lorzendorf I; 525: Lorzendorf II; 593: Bischwitz; N. F. II 3—15: Goldfunde aus der Bronzezeit.

Alter wird sich in solchen Fällen fast stets durch einen stärkeren Grad der Abnutzung bemerkbar machen.[1])

Ich habe daher bei der Beschreibung der Depotfunde besonderen Wert auf die Datierung gelegt. Als Grundlage dient im allgemeinen die von Montelius aufgestellte Einteilung des nordischen Bronzealters, mit der Einschränkung, dass die II. und III. Periode als „ältere Bronzezeit", und die V. und VI. als „jüngere Hallstattzeit" oder „älteste Eisenzeit" zusammengefasst werden, während die ältere Hallstattzeit der IV. Periode entspricht. Der behandelte Zeitraum umschliesst ungefähr anderthalb Jahrtausende (ca. 2000—500 v. Chr.), die Einführung des Eisens als Nutzmetall fällt in unseren Gegenden etwa ins zweite Viertel des letzten vorchristlichen Jahrtausends.

1. Senitz, Kr. Nimptsch. M.-Nr. 3077

Beim Bau der Chaussee nach Kurtwitz wurden im Sommer 1899 250 m südlich der an der Lohe gelegenen Feldmühle zwölf Halsringe aus Bronze übereinanderliegend gefunden. Als Herr August Kirchner aus Heidersdorf zwei Tage später davon erfuhr, waren zwei Ringe von den Arbeitern bereits zerbrochen und teilweise arg beschädigt worden. Doch gelang es ihm, sämtliche Stücke bis auf eines, das er selbst behielt, für das Museum zu erwerben (Kat.-Nr. 52—62, 99).

Die Ringe haben einen runden Querschnitt, verjüngen sich nach den Enden zu sehr stark und laufen zuletzt in bandförmige, rückwärts eingerollte Ösen aus. (Mertins, Wegweiser Fig. 85.) Aus Schlesien liegen Ringe dieser Art in acht Funden vor. Sie sind neben den Randäxten die häufigsten und verbreitetsten Typen der I. Periode. Da sie fast immer in grösserer Zahl beisammengefunden werden, so kann man annehmen, dass sie satzweise übereinander getragen wurden. Ein durch die Ösen gezogenes Band mag das Kollier zusammengehalten haben.

2. Karzen, Kr. Nimptsch. M.-Nr. 3077

Zwei Halsringe des Breslauer Museums von der Art der Senitzer sind nach der Angabe des Büschingschen Kataloges (B b 11 und 12) zusammen mit drei anderen gefunden worden. Der Zusatz, sie hätten „neben den Urnen" gelegen, beruht wohl auf Irrtum oder Vermutung. Bei dem einen Exemplar haben die Enden die gewöhnliche Ösenform, bei dem anderen sind sie zugespitzt.

[1]) Ein klassisches Beispiel dafür bietet ein von Montelius erwähnter Depotfund aus Ekudden in Södermanland. Er enthielt u. a. drei bronzene Zierbuckel von verschiedenen Formen, die man, noch ehe der Fund entdeckt war, auf Grund anderweitiger Beobachtungen ebensoviel aufeinanderfolgenden Entwicklungsstufen zugeschrieben hatte. Bei dem als ältesten hingestellten war die als Öse dienende kleine Querstange durch den langen Gebrauch fast völlig durchgerieben; bei dem zweiten war sie glatt geschliffen und ein wenig abgenutzt; bei dem jüngsten war sie noch ganz rauh, wie sie aus der Gussform hervorgegangen war. Montelius, Die typologische Methode, Stockholm 1903, S. 11 Fig. 7-9.

3. Gurkau, Kr. Glogau. M.-Nr. 2484

Ein Depotfund des Kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin umfasst folgende Bronzesachen:

1. Flache Axt mit ganz niedrigen Rändern und einem länglichen Einkniff in der Mitte. Abgeb. bei Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit Fig. 88.

2. Brustschmuck, bestehend aus einem rosettenförmigen Mittelstück mit vier Ösen, worin lange Ketten von kleinen runden Ringen hängen. Der Schmuck ist im Ganzen gegossen und besteht aus zinnreicher Bronze.[1]) Abgeb. bei Montelius Fig. 89.

3. Ein Oberarmring und acht Handgelenkringe von rundem Querschnitt. Enden verjüngt und ein wenig aufgebogen.

4. Zwei enorm dicke Armringe, der eine von kreisrundem Querschnitt, der andere facettiert. Enden verjüngt und glatt abgeschnitten. Vgl. Montelius Fig. 148 und 221.

Einen gleichartigen Brustschmuck enthält der Depotfund von Oboru im Museum zu Neu-Bydzov in Böhmen.[2]) Doch ist bei diesem das Mittelstück nicht verziert, die Ringe sind doppelt so gross und quer gestrichelt und an dem einen Ende der Kette hängt eine 10,5 cm lange Ringkopfnadel mit kleinem Halswulst. Ich werde auf diesen Kettenschmuck bei Besprechung der Gandauer Nadeln (S. 14) zurückkommen.

Die Ringe mit aufgebogenen Enden kennen wir z. B. aus dem Depotfunde von Glogau (Schles. Vorz. VI 297 Fig. 2). In den böhmischen Hockergräbern vom Aunetitzer Typus sind sie gewöhnliche Erscheinungen.[3]) Die dicken Armringe mit glatt abgeschnittenen Enden gehören nach Kossinna[4]) zu den selteneren ostdeutschen Typen der frühen Bronzezeit.

4. Klein-Gandau, Kr. Breslau. M.-Nr. 2827

An der Bahnstrecke Breslau—Steinau, 0,5 km südlich vom Bahnhof Schmiedefeld und 200 m südlich vom Gandauer Kirchhofe, wurden im Februar 1905 beim Sandgraben die nachstehend beschriebenen Gegenstände gefunden. Nach Aussage des Finders lagen sie etwa 2 m tief ziemlich dicht beisammen. Scherben oder Knochenreste wurden nicht bemerkt, auch keine Färbung des aus sehr lockerem weissem Odersande bestehenden Bodens. Die Fundstücke wurden vom Breslauer Museum angekauft (Inv.-Nr. 377—386.04).

1. Drei Randäxte mit ganz niedrigen Randleisten. Bahnende abgerundet, Klingenblatt schmal, in der Mitte kaum merklich eingezogen und verdickt, nach der Schneide zu stark verbreitert. Schneide flach bogenförmig und bei zwei Exemplaren mit spitzen Ecken versehen. Eine Axt ist in der Mitte, eine andere etwas oberhalb der Mitte zerbrochen.

a. L. 11,2, Br. der Bahn 0,7, Br. der Schneide 5,9 cm,
b. " 11,8, " " " 0,8, " " " 6,6 " (Fig. 1),
c. " 11,8, " " " 0,9, " " " 5,7 " .

[1]) Die von Herrn Prof. Rathgen ausgeführte Analyse ergab Kupfer 80,30, Zinn 14,80 (oder mehr), Arsen 2,16 (oder weniger und entsprechend mehr Zinn), Nickel 2,17, Kieselsäure 0,19 %. Gefällige Mitteilung von Herrn Dr. Götze.

[2]) Památky XXI 1905 S. 421 Taf. XXXVI.

[3]) Píč a. a. O. I Taf. XX—XXII.

[4]) Indogermanische Frage S. 191.

2. Meissel mit niedrigen Randleisten. Vom Bahnende ist ein Stück abgebrochen (alter Bruch), die Seiten sind facettiert, die schmale, flachbogenförmige Schneide ist ein wenig nach der einen Seite hin geneigt. L. 12, Br. am Bahnende 2,25, an der Schneide 1,4, Dicke 1,7 cm. Fig. 2.

3. Zylindrische Armspirale von 7 Umgängen aus flachem, im Querschnitt bikonvexem Draht, glatt und unverziert, nach den Enden zu verjüngt. Die Enden sind abgebrochen. Dm. ca. 6,7, Br. 0,5, Dicke 0,2 cm.

4. Ein Paar zylindrische Spiralringe von je zwei Umgängen aus dünnem Doppeldraht von rundlichem Querschnitt, der eine rechtsläufig, der andre linksläufig. Das eine Ende läuft in eine runde Schleife, das andre in eine scharfe Spitze aus, die durch eingeschlagene Querstriche verziert ist. Mehrfach gebrochen. Dm. ca. 3,4, Drahtstärke 0,2 cm. Fig. 4.

5. Halskette, bestehend abwechselnd aus röhrenförmigen Bronzespiralen und Bernsteinperlen. Die sechs vorhandenen Spiralen sind von ungleicher Länge und z. T. fragmentarisch erhalten. Fünf sind aus rundem, eine aus bandförmigem Draht. Die Bernsteinperlen haben fast alle verschiedene Form: a. dreieckige, b. und c. trapezförmige, d. scheibenförmige, e. kugelige. Bei der Auffindung lagen die Glieder der Kette getrennt, doch dürfte die gewählte Anordnung dem ursprünglichen Zusammenhange ungefähr entsprechen. Fig. 5.

6. Ein Paar Gewandnadeln von fast völlig gleicher Form. Auf dem kräftigen Stift sitzt ein kleiner, verkehrt konischer, an der Unterseite geriefelter Kopf, der eine grosse, runde, senkrecht stehende Öse trägt. In diese ist eine achtgliedrige Kette von kreisrunden geschlossenen Ringen eingehängt. Bei der einen Nadel ist der Hals durch eingepunzte Schrägstriche mit einem Zickzackmuster verziert.

a. L. 13,45, Dicke 0,5, Dm. d. Kopfes 1,15, Dm. d. Ringe 1,6 cm (Fig. 6),

b. L. 14,10, Dicke 0,5, Dm. d. Kopfes 1,00, Dm. d. Ringe 1,5 cm.

7. Doppelknopf, bestehend aus einem runden Stabe, an dessen Enden massive kegelförmige Knöpfe sitzen. L. 6,2, Dm. der Knöpfe 3,3, Dicke des Stabes 0,6 cm. Fig. 3.

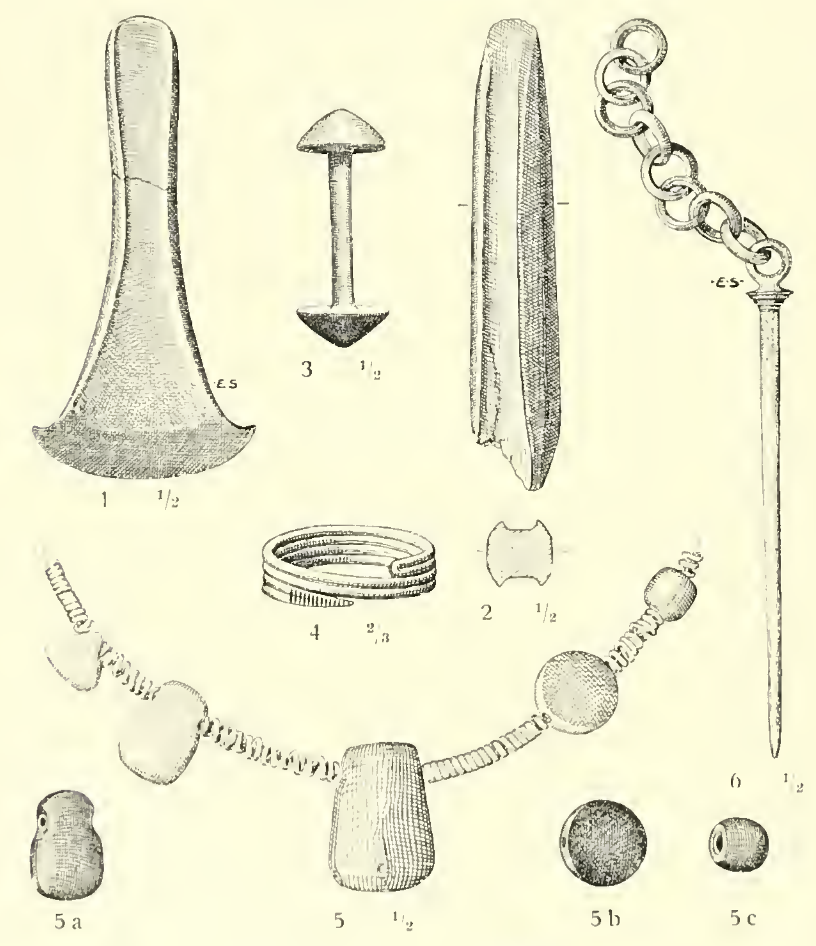


Fig. 1—5. Gandau, Kr. Breslau

Die Gegenstände, aus denen sich der Fund von Gandau zusammensetzt, sind sämtlich typisch für die I. Periode. In erster Linie gilt dies von den Axten (Fig. 1) und dem Meissel (Fig. 2), deren Schäftungsvorrichtung

noch auf der untersten Entwicklungsstufe steht.[1]) Die Schneiden sind bei allen scharf zugeschliffen und zeigen keine oder kaum merkliche Abnutzungsspuren, wie denn überhaupt die Gandauer Fundstücke im ganzen einen ziemlich neuen Eindruck machen. Um so auffallender ist es, dass zwei von den Äxten nahe an der dicksten Stelle der Klinge entzweigebrochen sind. Die Teile passen zwar genau zusammen, aber ihre Patina ist ungleich gefärbt. Hieraus und aus der Verwitterung der Bruchflächen ergibt sich, dass die Äxte schon bei der Vergrabung zerbrochen waren. Es ist schwer zu glauben, dass die Beschädigung zufällig beim Gebrauche entstanden ist. Man sollte meinen, dass bei einem zu starken Schlage viel eher die schwache Schneide, als die 5 cm starke, und noch dazu durch den Schaft geschützte Klinge gesprungen wäre.

Von den Schmucksachen ist die zylindrische Armspirale ein gewöhnliches Begleitstück der Randäxte. Die kleinen Spiralringe aus Doppeldraht (Fig. 4) kennen wir teils aus den Goldfunden,[2]) teils aus Skelettgräbern des Aunetitzer Typus.[3]) Es ist jedoch ein Unterschied zwischen den goldenen und den bronzenen Exemplaren. Jene bestehen in der Regel aus Doppeldraht „ohne Ende", d. h. sie sind aus einem ringförmigen allseitig geschlossenen Drahte hergestellt und laufen demgemäss beiderseits in eine runde Schleife aus. Die bronzenen dagegen sind aus einem einfachen, in der Mitte zusammengefalteten Drahte gebildet, dessen Enden entweder freistehen oder zu einer Spitze verbunden sind. Nach Olshausen[4]) erfolgte die Verbindung durch ein Zusammenwinden und Verschlingen der flach geschlagenen äussersten Enden. Hiervon bilden aber die Gandauer Spiralen eine Ausnahme. Bei ihnen ist von einer Verschlingung der Enden nichts zu bemerken, sondern ihre Vereinigung ist so innig, dass man ein Zusammenschweissen und nachheriges Zuschleifen der Spitze annehmen muss.[5])

Bei der Mehrzahl dieser Art von Spiralen ist eine Verwendung als Arm- oder Fingerringe durch die Grössenverhältnisse ausgeschlossen. Wie schon an anderer Stelle ausgeführt worden ist,[6]) haben sie wahrscheinlich als Haarschmuck gedient, und zwar deutet ihre Häufigkeit auf eine damals allgemeine und weit verbreitete Mode.

[1]) Mertins, Wegweiser S. 46; Lissauer, Erster Bericht über die Tätigkeit der Kommission für prähistorische Typenkarten, Zeitschr. f. Ethnol. 1904 S. 541 ff.; Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit S. 20 ff.

[2]) Schles. Vorz. N. F. II 5, 6 Fig. 3, 4.

[3]) Schles. Vorz. N. F. II 22; J. L. Píč, Čechy předhistorické I Taf. VIII—XXIII.

[4]) Über Spiralringe. Verhandl. d. Berlin. anthrop. Ges. 1886 S. 448.

[5]) Dasselbe Verfahren ist gewiss auch in einigen anderen der von Olshausen aus der Literatur angeführten Fälle von Spiralringen mit zugespitztem Ende beobachtet worden, so bei denen von Roggendorf in Niederösterreich, deren Draht nach Karners Beschreibung (Mitteil. d. Wiener anthrop. Ges. XIII S. 222) „an seinem Ende zu einer Spitze zusammengelötet" sein soll. Vgl. die Abbild. ebenda IX, Nr. 4—6, Taf. Fig. 8, und Olshausen a. a. O. S. 475 f. Bei den Bronzespiralen aus Weigwitz, Kr. Breslau (Schles. Vorz. N. F. II 6 Fig. 3, 4), lässt die starke Oxydkruste die Bildung der Spitze nicht deutlich erkennen.

[6]) Schles. Vorz. N. F. II 5 und 23. Vgl. Olshausen a. a. O. S. 494; Karner a. a. O. S. 222.

Auch die abwechselnd aus Lockenspiralen und Bernsteinperlen gebildete Halskette (Fig. 5) ist ein in Gräbern und Depots des Aunetitzer Typus sehr gewöhnlicher Schmuck.[1]) Die Perlen sind sonst meist kugel- oder walzenförmig. Seltener sind flache, viereckige, seitlich durchbohrte Stücke, und nur ausnahmsweise sind sie so sorgfältig gearbeitet wie im vorliegenden Falle.

Die beiden Nadeln (Fig. 6) gehören ihrer Kopfbildung nach in dieselbe Gruppe, wie die sogenannten Säbelnadeln. Sogar die zickzackförmige Halsverzierung findet sich genau in der gleichen Weise bei den goldenen Säbelnadeln des berühmten Grabfundes von Leubingen, Reg.-Bez. Merseburg.[2]) Die Krümmung der Spitze begründet keinen wesentlichen Unterschied und deshalb wäre eine gemeinsame Bezeichnung, etwa „Ringkopfnadel" vorzuziehen. Der Ring oder die Öse diente dazu, die Nadel mit einem Faden an der Kleidung zu befestigen, was darum notwendig war, weil sie mit der Spitze nach oben getragen zu werden pflegte und ohne eine solche Vorrichtung leicht herausgefallen wäre.[3]) Die Kettchen hatten wohl mehr eine dekorative, als eine praktische Bedeutung. Ausser bei unseren Exemplaren kommen sie öfters in Böhmen vor.[4]) In einigen Fällen sind sie von solcher Länge, dass sie einen vollständigen Brustschmuck bilden. Interessant ist das bei der Herstellung der Ketten beobachtete Verfahren. Sie sind nämlich nicht etwa, wie z. B. eine moderne Uhrkette, aus einzelnen zusammengebogenen oder -gelöteten Drahtringen zusammengesetzt, sondern — natürlich in verlorener Form — samt der Nadel im Ganzen gegossen, ein technisches Kunststück, das einen hohen Begriff von der Leistungsfähigkeit jener ältesten Bronzegiesser gibt.[5]) Im Zusammenhang damit steht vermutlich eine andere Eigentümlichkeit der Gandauer Kettennadeln. Schon äusserlich fällt einem an ihnen sofort ihr geringes Gewicht und die helle, silbrige Farbe des Metalles auf. Eine von Herrn Prof. Rathgen freundlichst ausgeführte Analyse ergab folgende Komposition:

Kupfer	80,74 %	Silber	0,42 %	Nickel	—
Zinn	18,54 „	Eisen	0,13 „	Kieselsäure	—
Arsen	0,43 „	Antimon	Spur	Wismut	?

Der für die alte Bronzezeit doppelt ungewöhnliche hohe Zinngehalt dürfte gewählt worden sein, weil man für den schwierigen Kettenguss eine besonders leichtflüssige

[1]) Schles. Vorz. VII 337, 341; N. F. II 6; Piè a. a. O. S. 167 u. Taf. VIII–XXIII; Richly, Die Bronzezeit in Böhmen Taf. XLVIII; Památky Bd. XVIII S. 557/58; J. Naue, Die Bronzezeit in Oberbayern S. 124 ff.

[2]) Olshausen, Verhandl. 1886 S. 469; Montelius, Chronologie d. ältesten Bronzezeit S. 63 Fig. 178.

[3]) Olshausen, Verhandl. 1886 S. 487; 1893 S. 530.

[4]) Drei Funde aus Hockergräbern: Noutonic, Pič a. a. O. Taf. XIV 9, Lotous, Památky XVII S. 549, Tursko (Museum in Prag); und ein Depotfund: Oboru (Museum in Neu-Bydzov), Památky XXI 421. Zu vergleichen sind auch der Brustschmuck von Radewell bei Dieskau (Jahresschrift f. d. Vorgesch. d. sächs.-thüring. Länder, 4. Bd., Halle 1905 S. 13 Taf. II) und die freilich viel jüngeren schweizerischen und schleswig-holsteinischen Kettennadeln (J. Mestorf, Verhandl. d. Berlin. Anthrop. Ges. 1884 S. 29).

[5]) Die technischen Einzelheiten hat Dr. Götze in einem leider noch nicht gedruckten Vortrage der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 17. Dezember 1904 („Beiträge zur prähistorischen Metallurgie") dargelegt.

Legierung haben musste. Auch bei der Bronzekette des gleichalterigen Depotfundes von Gurkau, Kr. Glogau, die in derselben Technik hergestellt ist (s. S. 11), beträgt der Zinnzusatz beinahe 15 %, und bei der ganz ähnlichen Kette von Oboru in Böhmen 17,64 %.[1]) Wahrscheinlich sind diese Bronzearbeiten alle in einem Fabrikationszentrum angefertigt worden.

Ein Toilettengerät stellt gewiss auch der garnrollenähnliche Gegenstand (Fig. 3) dar. Nach der symmetrischen Form der beiden Knöpfe und der Länge des Verbindungsstücks möchte man ihn am ehesten für eine Mantelspange halten, welche durch die mit Knopflöchern versehenen Zipfel hindurchgezogen wurde. Es wäre das freilich eine von der sonst üblichen abweichende Befestigungsart, denn aus den Eichensargfunden in Dänemark wissen wir, dass man sich dort in der älteren Bronzezeit zum Zustecken des Obergewandes eines einfachen Dorns oder einer Nadel bediente. Doppelknöpfe treten zwar ebenfalls nicht selten auf, aber sie wurden vorzugsweise zum Zusammenhalten des Leibgürtels und der Unterkleidung gebraucht.[2])

Für die Auffassung des Fundes als Depot spricht zunächst die Tatsache, dass die Gegenstände auf einem Häufchen zusammengelegen haben, und dass nicht die geringsten Spuren auf ein Grab deuteten. Doch darf hierauf kein allzu grosses Gewicht gelegt werden. Auch in einem Grabe würden die Fundstücke sich nur über einen kleinen Raum verteilt haben und bei der streusandartigen Bodenbeschaffenheit war eine Veränderung der Lage ebenso leicht, wie ihre Beobachtung schwierig. Die körperlichen Überreste aber vergehen gerade im lockeren Sande oft bis auf die letzte Spur. Wir müssen uns also nach anderen Kriterien umsehen. Betrachtet man den Fund als Ganzes, so erkennt man ohne weiteres, dass er nicht aus einem Vorrat von beliebigen Wertsachen, sondern aus einer vollständigen, sorgfältig gewählten Schmuckgarnitur besteht. Dazu treten noch einige unentbehrliche Geräte, wie man sie damals wohl immer bei sich führte. Der Fund stellt somit die körperliche Ausstattung eines einzelnen Individuums dar. Diese Zusammensetzung scheint mehr für einen Grabfund als für ein Depot zu passen, wo gewöhnlich viele Gegenstände von einer Sorte vereinigt sind. Auch der Umstand, dass zwei von den Äxten zerbrochen, vielleicht sogar absichtlich zerbrochen waren, sieht bei einem Depotfunde, der sonst lauter neue und gute Sachen enthält, fürs erste befremdlich aus. Waren aber die Äxte für das Leben im Jenseits bestimmt, so konnten sie nach einer bei vielen Völkern herrschenden Vorstellung auch so noch gute Dienste tun.[3]

Das stärkste Argument liegt jedoch darin, dass in derselben Sandgrube teils vorher, teils nachher drei sehr schöne wohlerhaltene steinerne Streitäxte mit Schaftloch gefunden worden sind, die offenbar als Grabbeigaben gedient haben und mit dem Bronzefunde etwa gleichalterig sein dürften.

[1]) Herr Prof. Dr. Pič hat die Güte gehabt, die böhmischen Kettennadeln für meine Zwecke analysieren zu lassen. Die Untersuchung ergab für den Fund von Lotous 6,70 % Zinn, 92,92 % Kupfer; Tursko 10,88 % Zinn, 88,36 % Kupfer; Oboru 17,64 % Zinn, 82,46 % Kupfer. Die Kette von Noutonic konnte nicht analysiert werden, da sie durch und durch oxydiert ist.

[2]) S. Müller, Nordische Altertumskunde I S. 256

[3]) S. Müller, Nordische Bronzezeit I S. 417 ff.

Zwei davon waren im Besitz des Herrn Landmessers Max Tischer in Breslau, der so freundlich war, die eine dem Museum zu schenken (Inv.-Nr. 412. 04). Sie sind von schlanker vierkantiger Form, mit flacher Ober- und Unterseite und sanft gewölbten Seitenflächen, Typus wie bei Mertins, Steinzeitliche Werkzeuge und Waffen in Schlesien, Schles. Vorz. N. F. III 20 Fig. 64. (Wegweiser Fig. 53.) Das dort abgebildete Exemplar vom Friebeberge ist in einem Grabe mit zwei verzierten schlauchförmigen Henkelkrügen der ältesten Bronzezeit gefunden worden. Vgl. Schles. Vorz. N. F. III 37 Fig. 31. Die dritte Axt wurde vom Museum dem Finder abgekauft (Inv.-Nr. 387. 04). Sie ist von geschweifter Form, mit abgerundetem, hammerartigem Bahnende, Typus wie bei Mertins a. a. O. Fig. 67. (Wegweiser Fig 54.) Das Material ist bei allen Serpentin.

Ist somit erwiesen, dass die Stelle damals ein Begräbnisplatz war, so liegt die Annahme nahe, dass auch die Bronzesachen einem Grabe entstammen.

Gleichwohl kann man keinem dieser Gründe ein entscheidendes Gewicht beimessen. Es ist kaum ein sicherer schlesischer Grabfund aus der älteren Bronzezeit bekannt, der einen solchen Reichtum namentlich an Werkzeugen enthielte, dagegen mancher Depotfund von sehr ähnlicher Beschaffenheit.[1] Was die Beigabe zerbrochener oder sonstwie unbrauchbar gemachter Dinge betrifft, so ist sie als herrschende Sitte erst in einer viel späteren Epoche nachgewiesen. Hier ist daran umsoweniger zu denken, als ja nur zwei von den Äxten zerbrochen, alle andern Gegenstände aber ganz oder beinahe intakt sind. Für den lebenden Besitzer hatten auch die Bruchstücke einen Wert: es war Metall und so gut wie bares Geld. (vgl. S. 18.) Und dass man zum Vergraben einen Begräbnisplatz wählte, ist durchaus nicht verwunderlich. Sind doch Friedhöfe von jeher und bis auf unsere Tage beliebte Verstecke für Schätze aller Art gewesen. Ohne die Möglichkeit eines Grabfundes leugnen zu wollen, halte ich es nach den bisherigen Erfahrungen doch für wahrscheinlicher, dass der Gandauer Fund ein Depot vorstellt.

Zu erwähnen ist noch, dass wir bei einer Nachlese wenige Schritt vom Fundort die Scherben zweier sehr grosser bauchiger Gefässe aus grobem, mit Grus und Glimmerstückchen vermengtem Ton fanden (Inv.-Nr. 376. 04). Ihr Körper war rauh, ihr Hals gut geglättet, die Farbe aussen bräunlich bis schwarzbraun, innen glänzend schwarz, ähnlich wie bei den Tongefässen aus den Hockergräbern von Ottwitz und Rotschloss (Schles. Vorz. VII 237; N. F. II 19). Bei dem vollständiger erhaltenen war am Halsansatz eine vorspringende Leiste angebracht, die sich an vier Stellen lappenartig verbreiterte.

5. Mondschütz, Kr. Wohlau. M.-Nr. 2703

Die Strasse von Wohlau nach Leubus führt etwa auf halbem Wege zwischen Mondschütz und Klein-Kreidel einige hundert Schritte südlich von einer 15 ha grossen Wiese vorüber, die, auf der Feldmark Klein-Kreidel gelegen, seit 1847 zur Herrschaft

[1] Z. B. der von Zedlitz Kr. Steinau, Schles. Vorz. VI 341. Nicht abgebildet oder näher besprochen ist dort das zugehörige, recht interessante Tongefäss. Es ist ein 13,5 cm hoher, 13,2 cm weiter brauner Topf von fast zylindrischem Aufbau mit ausladendem Rande. Die Halsgrenze bildet eine scharfkantige Leiste und an dieser ist ein horizontaler griffelartiger Vorsprung angesetzt, ganz wie bei dem Gleinitzer Gefäss S. 4 Fig. 11. Vgl. 32. Jahresber. der Schles. Ges. f. vaterländ. Cultur 1854 S. 52—56, Tafel, Fig. 1. Daselbst sind auch die nicht mehr vorhandenen beiden Bernsteinperlen abgebildet.

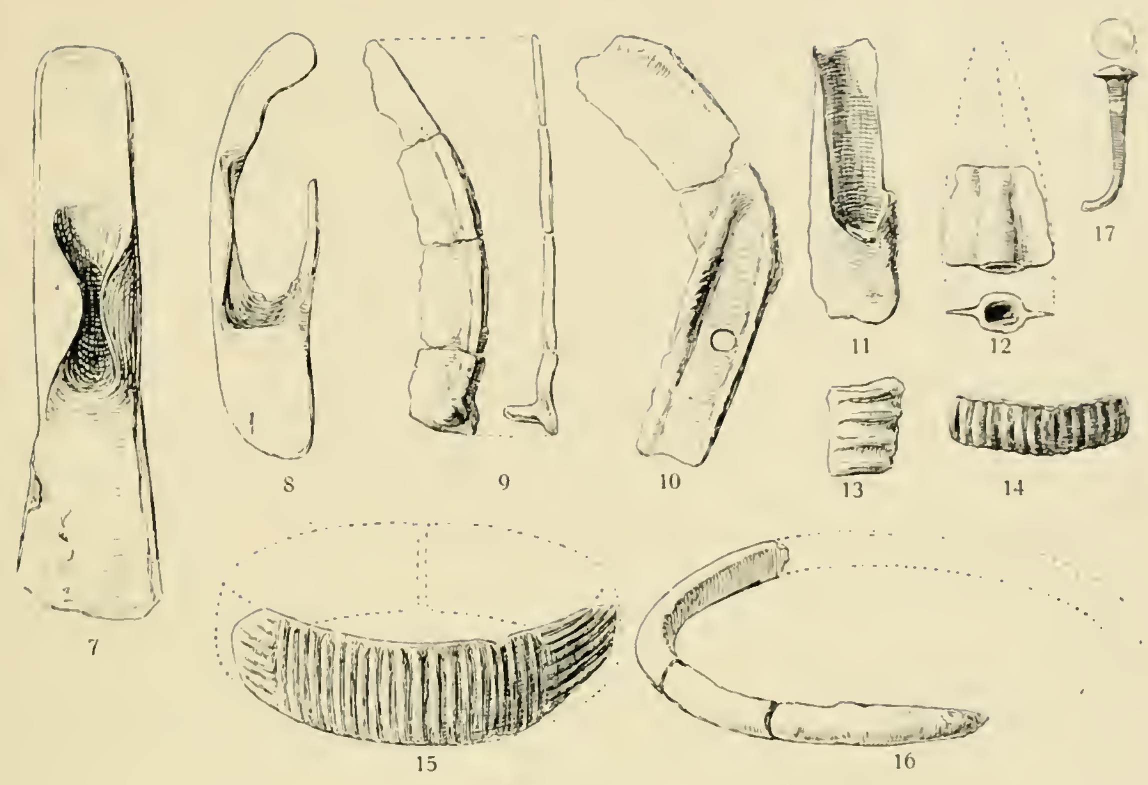


Fig. 7—17. Mondschütz, Kr. Wohlau. 1/2

Mondschütz gehört. Auf dem Messtischblatt ist sie als Kostener Wiese verzeichnet. Es hiess, dass hier vorzeiten ein Dorf gestanden habe. Dies veranlasste Herrn Kammerherrn Diepold von Köckritz auf Mondschütz, einen begeisterten Altertumsfreund, Nachforschungen anzustellen, welche die Richtigkeit der Überlieferung vollauf bestätigten. In Urkunden von 1275 und 1317 wird Constantini villa im Wohlauischen erwähnt, in solchen von 1498 wird schon vom verwüsten Dorf Cunstan gesprochen. In der Zwischenzeit muss es also zugrunde gegangen sein. Eine Nachgrabung führte zur Aufdeckung von Fundamenten, zerschlagenem Topfgeschirr, allerlei Hausrat und Ackergerät aus Eisen. Auch Münzen fanden sich: 5 Dukaten von König Sigismund I. (1387—1437) und 12 Meissener und Prager Groschen, so dass nunmehr mit Sicherheit auf eine Zerstörung durch die Hussiten geschlossen werden konnte.

Als man einen der vielen umherliegenden grossen Steine freilegte, stiess man ganz unerwartet auch noch auf Gegenstände aus vorgeschichtlicher Zeit, nämlich auf ein schon zerbrochenes rohes Tongefäss, worin eine Menge Bronzesachen verborgen lagen. Das Gefäss stand allein, und weder Knochenreste noch Scherben fanden sich in der Nähe. Der Fund wurde i. J. 1899 von Herrn von Köckritz dem Breslauer Museum mit dem grössten Teile einer wertvollen Sammlung Mondschützer Altertümer geschenkt (Kat.-Nr. 64.99).[1])

[1]) v. Köckritz, Ein Bronzefund in dem wüsten Dorfe Kosten oder Kunzen zwischen Mondschütz und Kreidel. Schles. Vorz. IV 99 ff. Nachzutragen ist die Urkunde von 1317, Regest. 3649. In der ersten Auflage von Mertins, Wegweiser, zu Fig. 123/24, ist der Ort als Kunstan bezeichnet.

1. Tongefäss, aussen rauh und von hellbrauner Farbe, innen glatt und graphitiert. Die Form ist nicht deutlich zu erkennen, weil nur der untere Teil erhalten ist. Jedoch sieht man, dass der Körper weit ausgebaucht war und ohne scharfe Abgrenzung in den geschweiften Hals überging. Dm. des Bauches 18, des Bodens 7,5 cm.

2. Zwei Lappenäxte mit stark beschädigter Schneide. L. 15 und 14,5 cm. Fig. 7.

3. Neun Fragmente von Lappenäxten und -Meisseln derselben Form. Die Bruchflächen sind durchweg alt und sehr verwittert.

4. Fragment eines meisselartigen Instruments mit flacher Klinge und Schaftlappen nur auf der einen Seite. L. 11 cm. Fig. 8.

5. Fragment einer Tüllenaxt mit schmaler Schneide. L. 7,5 cm. Fig. 11.

6. Sichel („Knopfsichel") mit kurzem Griffende und Griffdorn. Rücken dachförmig verstärkt. In vier Stücke gebrochen. L. 10,5 cm. Fig. 9.

7. Sichel („Lochsichel") mit langem, schräg ablaufendem Griffende, dessen innere Seitenrippe mit schrägen Einkerbungen versehen ist. In zwei Stücke gebrochen. Die Spitze fehlt. Diagonale L. 11 cm. Fig. 10.

8. Fragmente von sieben Sicheln, darunter drei mit Griffzapfen und eine mit Längsrippe zur Verstärkung der Klinge.

9. Fragment einer Lanzenspitze mit hohlem Mittelgrat als Fortsetzung der Schafttülle. L. 2,6, Br. 2,9 cm. Fig. 12.

10. Drei Stücke eines offenen Halsringes von Dförmigem Querschnitt. Das erhalten gebliebene Ende verjüngt sich und läuft in eine flache, etwas aufgebogene Spitze aus. Trotz der starken Oxydierung ist an dieser eine Bruchstelle bemerkbar, woraus zu schliessen ist, dass dort wie an den Ringen von Senitz (S. 10) noch eine bandförmige Öse gesessen hat. Br. 1,2, Dicke 1 cm. Fig. 16.

11. Fragment eines grossen Oberarmbandes, abwechselnd in der Längs- und Querrichtung eng gerippt. Br. 2,8, Dicke 0,3 cm. Fig. 15.

12. Endfragment eines ähnlichen Armbandes mit vier konvergierenden und anscheinend quergekerbten Längsrippen. Br. 2,4, Dicke 0,45 cm. Fig. 13.

13 Endfragment eines kleineren quergerippten Armbandes. Br. 1,3, Dicke 0,3 cm. Fig. 14.

14. Ausserdem sind noch etwa 20 kleinere oder grössere Bruchstücke von Geräten vorhanden, deren Bedeutung nicht mehr zu erkennen ist.

15. Als nicht zugehörig betrachte ich das Fragment einer Nadel mit flach-konischem Kopfe und nach oben zu verdicktem ornamentiertem Halse. Unterhalb des Halses ist die Nadel hakenförmig umgebogen und abgebrochen. Die Verzierung besteht in einer längeren und einer kürzeren Spirallinie und dazwischen zwei Reihen von Schrägstricheln. L. 3,7 cm. Fig. 17.

Während alle anderen Objekte aufs äusserste abgenutzt und verwittert sind und eine rauhe und krümliche weisslich-grüne Oxydschicht aufweisen, erscheint die Nadel, von der fehlenden Spitze abgesehen, völlig neu und von einer lackartig glänzenden dunkelgrünen Patina bedeckt. Dieser Umstand allein genügt, um sie aus dem Funde auszuscheiden. Vermutlich ist sie versehentlich aus der Sammlung von Mondschützer Grabaltertümern unter den Depotfund geraten.

Der Fund von der Kostener Wiese enthält ausschliesslich Gegenstände, die schon zur Zeit ihrer Niederlegung keinen Gebrauchswert mehr hatten. Selbst die verhältnismässig am besten erhaltenen beiden Lappenäxte (Fig. 7) haben doch so abgenutzte und beschädigte Schneiden, dass es unmöglich gewesen wäre, einen wirksamen Hieb damit zu führen. Die andern Objekte sind teils in mehrere Stücke zerbrochen, teils sind davon überhaupt nur Fragmente vorhanden, und die Zerstückelung geht soweit, dass bei vielen nicht einmal die Bestimmung des Geräts erkennbar ist. Der Fund kann somit nur als Metallvorrat aufgefasst werden. Die Bronzestücke dienten in einer Zeit, wo gemünztes Geld unbekannt war, als Zahlungsmittel. Sie bildeten sozusagen das Barvermögen eines

Mannes, das er, um der Beraubung zu entgehen, der Erde anvertraut hat, gerade so, wie man in späteren Zeiten so häufig Geldtöpfe vergrub. Um zufällige Entdeckung durch Unberufene zu verhüten und zugleich dem Eigentümer die Auffindung zu erleichtern, wurde als Versteck ein Platz unter einem grossen Steine gewählt. Wirklich ist ja auch der Schatz durch die Jahrtausende unberührt liegen geblieben.

Die Altersbestimmung wird durch den fragmentarischen Zustand der meisten Fundstücke erschwert, aber nicht unmöglich gemacht. Am wenigsten eignen sich dazu die Sicheln, weil ihre Form während der ganzen Bronzezeit keinen wesentlichen Änderungen unterlag.[1]) Besser steht es mit den Äxten. Der Typus mit Schaftlappen in der Mitte der Klinge reicht bis in die II. Periode des Bronzealters zurück und behauptet sich ohne grosse Veränderung bis zum Schluss der III.[2]) Später rücken die Lappen höher nach dem Bahnende hinauf und dieses erhält öfters einen kleinen Henkel für die Befestigung am Stiele. Die Kreideler Äxte fallen also jedenfalls in die ältere Bronzezeit. Durch die chemische Analyse ist übrigens erwiesen worden, dass sie aus zinnarmer Bronze bestehen: die abgebildete enthält neben 95.85 % Kupfer nur 3.48 % Zinn.[3])

Von den Schmucksachen ist der Halsring (Fig. 16) wahrscheinlich mit ösenförmigen Enden versehen gewesen. Wir sahen schon (S. 10), dass dies ein gewöhnlicher Typus der I. Periode ist. Doch ist der Querschnitt dort rund, hier plankonvex oder D-förmig, was wohl auf eine spätere Entwicklung schliessen lässt.

Für die teils quer, teils abwechselnd quer und längs gerippten Armbänder (Fig. 14, 15) gibt es aus Schlesien[4]), Posen, West- und Ostpreussen[5]) und aus Ungarn[6]) eine Reihe von

[1]) Hubert Schmidt, Der Bronzesichelfund von Oberthau, Kr. Merseburg. Verhandl. 1904 S. 437 f.

[2]) Bezzenberger, Analysen vorgeschichtlicher Bronzen Ostpreussens, Königsberg 1904 S. 13 ff. Vgl. auch Mertins, Kupfer- und Bronzefunde in Schlesien, Schles. Vorz. VII 363 f. Wenn Bezzenberger die Bemerkung von Mertins über „das geringere Alter des Lappencelts" für einen Irrtum erklärt, so übersieht er, dass sie sich nur auf das chronologische Verhältnis der Lappenäxte zu Typen der I. Periode bezieht.

[3]) Die demselben Typus angehörige Lappenaxt vom Geiersberge, Schles. Vorz. VI 349, enthält überhaupt kein Zinn, sondern neben 92,63 % Kupfer 2,95 % Antimon, 2,16 % Wismut, 1,39 % Eisen und 0,87 % Nickel. Beide Analysen wurden vom Chemischen Untersuchungsamt der Stadt Breslau ausgeführt.

[4]) Schles. Vorz. VI 347—351. Zu dem Talbendorfer Funde gehört höchst wahrscheinlich noch ein zweites, dem andern völlig gleiches Armband von unbekanntem Fundort. Inv.-Nr. 123. 05. — Der S. 349 beschriebene Fund ist nicht aus Freiwalde, Kr. Habelschwerdt, sondern aus Freiwaldau, Kr. Sagan. Vgl. Büsching, Heidnische Altertümer Schlesiens Taf. XI, 2. Damit scheidet dieser Fund aus den Betrachtungen aus, die L. Schneider, Mitteil. d. k. k. Central-Kommission 1902. S. 108 f., über Handelswege durch die Grafschaft Glatz angestellt hat.

[5]) Lissauer, Altert. d. Bronzezeit in Westpreussen Taf. II 1—9: Hügelgräber von Warszenko, Kr. Carthaus, mit Absatzaxt von nordischem Typus, Ösennadeln u. s. w., Taf. IV 1—7: Depotfund von Kuznice mit Armbergen und Armspiralbändern, deren Enden in Spiralscheiben auslaufen; Schriften d. phys. ökon. Ges XXXIII, 1892 S. 32 Taf. IV und Bezzenberger, Analysen vorgesch. Bronzen Ostpreussens S. 15 f.: Hügelgräber von Rantau, Kr. Fischhausen, mit Ösennadeln; Bezzenberger a. a. O.: Marscheiten, Kr. Fischhausen. Hügelgrab mit Bruchstücken eines Axthammers und einer zerbrochenen Schwertklinge, ähnlich der Damsdorfer.

[6]) Much, Kunsthistor. Atlas Taf. XXXVI 6—9. Vgl. Schles. Vorz. VI 347 f.

Parallelfunden, die ihre Zugehörigkeit zur älteren Bronzezeit bekunden. Ausserhalb dieses Gebietes scheint der Typus nicht vorzukommen. Das Endfragment Fig. 13 gehört zu einem Armbande, das dem von Seschwitz (S. 8) ähnlich gewesen sein muss.

6. Droschkau, Kr. Grünberg. M.-Nr. 2261

Vor etwa zehn Jahren wurde hier auf dem Acker des Gutsbesitzers Riediger beim Sandschachten frei im Sande liegend ein wertvoller Bronzeschatz gefunden und durch einen Händler an das Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin verkauft. Er besteht aus folgenden Stücken:

1. Absatzaxt, wie Mertins, Wegweiser Fig. 118.

2. Gewandnadel von 45 cm L. Der Hals ist durch 10 kleine Scheiben von 1,7 cm Dm. gegliedert, dann folgt eine grosse Scheibe von 4,4, hierauf eine mittlere von 1,9, und endlich die Kopfscheibe von 2,6 cm Dm.

3. Zwei Brillenspiralen wie Wegweiser Fig. 27, aber aus rundem Draht zirka 8 cm breit.

4. Sechs grosse und breite Armbänder. Vier davon sind abwechselnd vertikal und horizontal, zwei sind abwechselnd vertikal und schräg gerippt.

5. Sechs kleinere quergerippte Armbänder und eine Anzahl Bruchstücke.

Eine Absatzaxt derselben Form ist in Radzim an der Warthe, Kr. Obornik, zusammen mit einem Schwerte, wie das von Damsdorf (S. 8), gefunden worden.[1] Der nordische Paralleltypus (Montelius, Tidsbestämning Pl. 2, Fig. 16) gehört der II. Periode an. Ein Seitenstück zu der Nadel enthält ein Berliner Fund vom Schloss Bellevue[2]) nebst einer kleinen Doppelspiralfibel, die in die Übergangsstufe von der II. zur III. Periode zu setzen ist. Über die Armbänder vgl. das zu Mondschütz Gesagte.

7. Rohow, Kr. Ratibor. M.-Nr. 34/7

Dieser schon von Voss (Verhandl. d. Berlin. anthrop. Ges. 1881 S. 106 Taf. III) und danach von Mertins (Schles. Vorz. VI 353) besprochene wertvolle Depotfund ist inzwischen dem Museum durch Seine Durchlaucht den Fürsten Karl Max von Lichnowsky geschenkt worden. (Inv.-Nr. 194—192:06.) Wir sind daher in der Lage, die auf Stöckels Zeichnungen und Beschreibungen beruhenden älteren Beschreibungen in wesentlichen Punkten ergänzen und berichtigen zu können.

1. Henkelschale aus 0,1 cm starkem Bronzeblech getrieben. Der Boden ist nicht erhalten. Es lässt sich also nicht erkennen, ob er mit der Schale aus einem Stück getrieben oder eingesetzt war. Der bandförmige Henkel läuft an beiden Enden in breite elliptische Beschlagplatten aus, die auf dem Innenrande und dem Unterteil der Schale aufliegen. Zur Befestigung dienen oben zwei kegelförmige, unten zwei platte Nieten. Als einzige Verzierung laufen längs der Henkelkanten je vier scharfe Parallellinien bis zur Ansatzstelle. Dm. 13,5 cm. Patina rauh. Fig. 17a. u. b.

2. Achsenkapsel eines Wagens. Auf dem gewölbten, dreifach abgestuften Unterteil erhebt sich die zylindrische, mit vier Querrippen verzierte Hülse, die durch eine vorstehende Platte und einen profilierten Knopf abgeschlossen wird. Zwei durch die Kapselwand geschlagene quadratische Löcher dienten zum

[1]) Album der prähist. Denkmäler in Posen Heft II Taf. XXVI 3 u. 4.

[2]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde II 1891 S. 64.

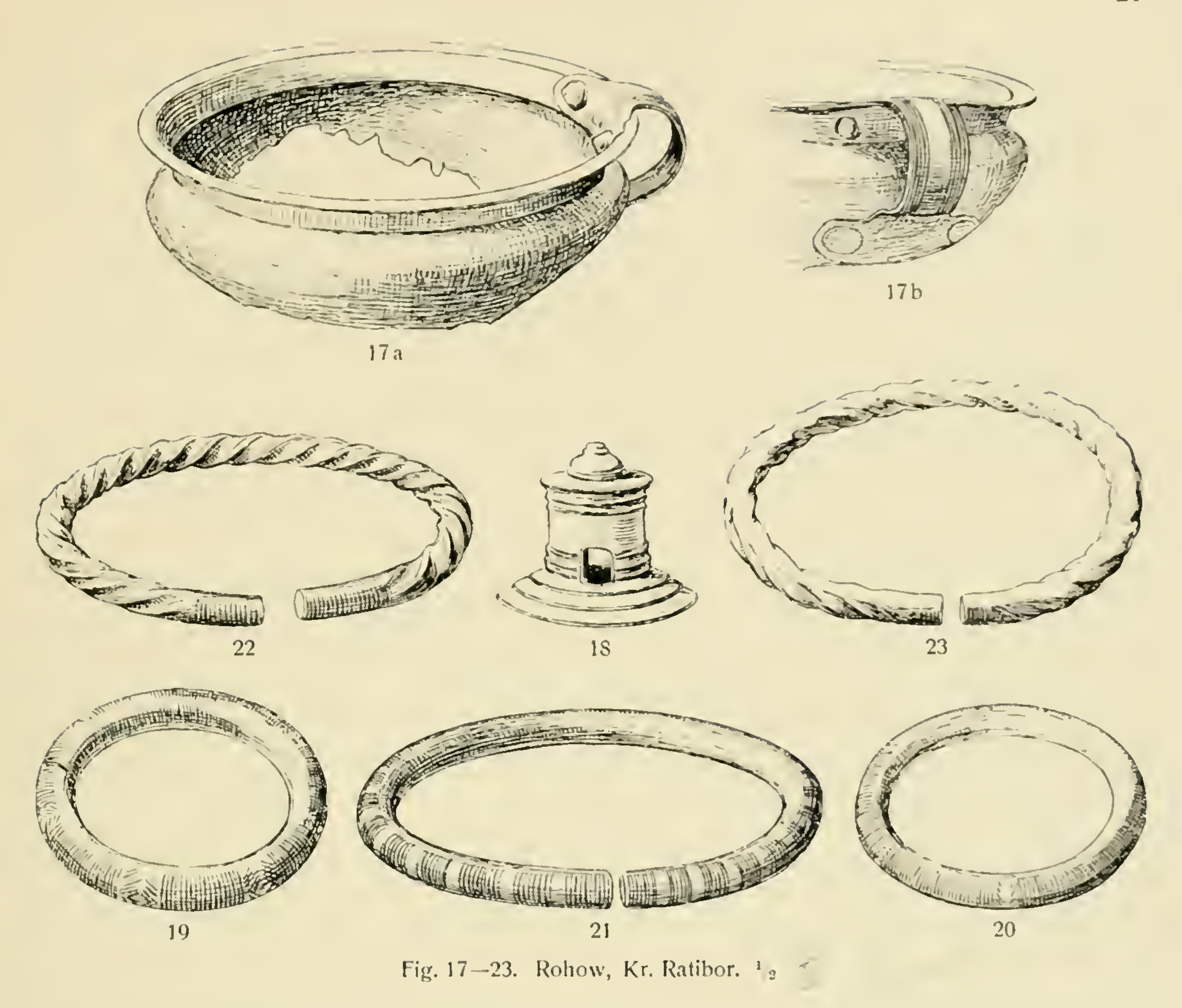


Fig. 17—23. Rohow, Kr. Ratibor. 1/2

Durchstecken des metallenen Bolzens, mit dem die Kapsel an der Achse befestigt wurde. H. 4,5. Dm. des Unterteils 5,4, der Hülse 2,7 cm. Fig. 18.

3. Vier kreisrunde geschlossene Armringe, zwei von rundem, die beiden andern von vierkantigem Querschnitt. Nur einer der Ringe ist unverziert. Die andern drei sind mit feinen Querlinien und Winkelstrichen gemustert. Dm. 8—8,3 cm; Dicke 0,9—1,2 cm. Die Weite der Ringe entspricht dem Handgelenk eines Erwachsenen, doch ist nur eine sehr schmale Hand imstande, sich hindurchzuzwängen. Zwei Exemplare sind gebrochen. Fig. 19, 20.

4. Kreisrunder geschlossener Ring von rundem Querschnitt, verziert durch sehr feine, unter der Patina fast verschwindende Querlinien. Dm. 11,7, Dicke 1,1 cm. Der Weite nach kann dieser Ring, wie auch alle folgenden, nur am Oberarm getragen worden sein.

5. Zwei ebensolche Ringe, aber nicht geschlossen, sondern offen. Die Enden sind glatt abgeschnitten und stehen nur wenig von einander ab. Dm. 13 und 12,5, Dicke 1,1 cm. Fig. 21. Von einem vierten Exemplar ist nur ein Fragment vorhanden (Kat.-Nr. 8748).

6. Zwei ebensolche, aber unverzierte Ringe. Dm. 11,8 und 11,8, Dicke 0,9 cm.

7. Drei ebensolche, etwas elliptische unverzierte Ringe, die aber im Querschnitt nicht rund, sondern an der Ober- und Unterseite abgeplattet sind. Dm. 11,5 : 10,7, Dicke 1 : 0,9 cm.

8. Achtundzwanzig offene torquierte Ringe mit glatten, durch feine Querlinien verzierten Enden. Die Drehung ist bei 14 Exemplaren rechtsläufig, bei 14 linksläufig. Dm. 12,6—11,3, Dicke 1—0,9 cm. Einer der Ringe ist nur zur Hälfte erhalten. Fig. 22 und 23.

Nach Stöckels Bericht lag die eine Hälfte der Ringe auf dem Rande der Schale kegelförmig aufgeschichtet, obenauf die Achsenkapsel. Die andere Hälfte der Ringe lag in gleicher Weise übereinander geschichtet dicht daneben.

Zu der Henkelschale (Fig. 17) hat Voss in der erwähnten Abhandlung ein reiches Vergleichsmaterial angeführt. Indessen können hiervon nur die glattwandigen Schalen unmittelbar in Parallele gesetzt werden, während die mit getriebenen Buckelreihen verzierten, meist auch dünner und zierlicher gearbeiteten, ersichtlich jünger sind. In Norddeutschland und Dänemark treten ganz ähnliche Schalen am Schluss der älteren Bronzezeit auf. Sie gelten dort als die ersten etrurischen Fabrikate, die den Norden erreichten. Die gebuckelten trifft man dagegen erst in Funden aus der IV. Periode.[1]) Dasselbe Altersverhältnis dürfen wir auch für unsere Gegenden voraussetzen.

Der merkwürdige Gegenstand, den Oberstleutnant Stöckel für das Modell eines Vestatempels ansah (Fig. 18), ist in Wahrheit ein Beschlagstück, was durch die gegenüberliegenden, für einen Keilverschluss bestimmten Öffnungen klar bewiesen wird. Voss war geneigt, ihn für einen Schildzierrat oder einen Pferdeschmuck zu halten, und verglich ihn mit Bronzebuckeln aus Callies in Pommern (abgeb. Archiv f. Anthrop. XV. Bd. Supplement Taf. XII 1) und Darsekau in der Altmark. Doch haben wir viel genauer entsprechende Gegenstücke in dem grossen Bronzeschatze von Komjáth in Ungarn.[2]) Die dortigen beiden Beschlagbuckel haben augenscheinlich dieselbe Bestimmung gehabt, wie der unsrige, obwohl sie mehr als doppelt so gross sind. Bei ihnen sind auch die Befestigungsstifte noch erhalten; sie sind von bedeutender Dicke und enden in einem keulenförmigen Knopf, aus dem drei langhalsige Vogelköpfe herauswachsen. Hampel vermutet, dass es Achsenkapseln, also Endbeschläge der Achsen eines Wagens waren. In der Tat ist kaum eine andere Möglichkeit zu ersinnen, um den starken Keilverschluss zu rechtfertigen.

Die Ringe haben ihrer Weite nach sämtlich als Armschmuck, die grösseren vielleicht auch als Beinschmuck gedient. Für den Hals sind selbst die grössten nicht weit genug. Viele von ihnen, besonders die torquierten, erscheinen etwas platt gedrückt. Die Ursache hat schon Voss richtig erkannt. Sie wurden nämlich, ob als Arm- oder Beinringe, paar- oder satzweise getragen und die Abplattungen rühren von dem gegenseitigen Abschleifen der einander berührenden Flächen her. Zuweilen mag schon bei der Anfertigung auf die Reibung Bedacht genommen und die Abplattung absichtlich herbeigeführt worden sein. Recht deutlich offenbart sich die Art des Tragens an den 28 torquierten Ringen. Daraus, dass die eine Hälfte linksläufig, die andre rechtsläufig ist, lässt sich schliessen, dass sie

[1]) S. Müller, Ordning Fig. 100; Nordische Altertumskunde I S. 382. Die vollständigste Übersicht gibt Montelius, Ett i Sverige funnet fornitaliskt bronskärl. Svenska fornminnesföreningens tidskrift, 11. Bd. S. 24—39.

[2]) Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn Taf. LVI, 1 und CXX. Ein einzelner Achsenstift mit drei Vogelköpfen von unbekanntem Fundort Taf. LVI, 2. Vielleicht ist auch der mit einem Vogelkopf gekrönte Bronzestift aus dem böhmischen Depotfunde von Svijany (Richly, Taf. XXXVIII, 3) ein solches Gerät, wie die dazu gehörigen tüllenförmigen Gegenstände vermutlich Endbeschläge von Wagendeichseln sind. Den Fund von Komjáth setzt Reinecke in den zweiten Abschnitt seiner IV. Periode der ungarischen Bronzezeit, Arch. Értesitö 1899 S. 326 Taf. IV.

eine vollständige Garnitur für beide Arme bildeten. Die Abnutzung ist bei den grössten Ringen sehr schwach, bei den kleinsten so stark, dass die Torsionskanten ganz verschwinden und eine glatte Fläche entsteht. Legt man sie nach der Grösse geordnet aufeinander, so zeigt sich eine allmähliche Verjüngung, die der Armform entspricht.

Hergestellt ist die Torsion durch Drehung eines vierkantigen Stabes um seine Achse. Wahrscheinlich hat man sich aber das Verfahren erleichtert, indem man es schon am Wachsmodell ausführte und den Ring fertig aus der Gussform hervorgehen liess.[1])

Von allen verwandten Typen unterscheiden sich diese Ringe durch die Breite der Kannelüren und durch die Form der Enden. Letztere sind stets frei von der Torsion und schneiden entweder einfach ab oder haben als Abschluss eine kleine stempelförmige Abplattung;[2]) an der Aussenseite sind sie in der Regel mit Querlinien verziert. Das Zentrum ihrer Verbreitung ist Schlesien, die Ober- und Niederlausitz und die angrenzenden Teile der Provinzen Posen und Sachsen.[3]) Sporadisch trifft man sie noch in Böhmen,[4])

[1]) Hierauf hat zuerst Götze in dem S. 14 Anm. 5 zitierten Vortrage hingewiesen.

[2]) In Schlesien überwiegt die Form mit glatt abschneidenden verjüngten Enden, in der Lausitz die mit stempelförmigem Abschluss. Doch ist in beiden Gebieten auch die andere Varietät vertreten.

[3]) Das Breslauer Museum besitzt ausser den S. 25 u. S. 26 beschriebenen Funden von Buchwald und Matzwitz noch zwei einzelne torquierte Armringe unbekannten Fundorts, aber sicher aus Schlesien, und ferner einen von Herrn Inspektor Schlutius geschenkten Depotfund aus Smoszewo bei Adelnau, Prov. Posen, der ursprünglich aus 21 Ringen bestand. Jetzt gehören dazu noch 6 torquierte Ringe und ein 4 cm breites offenes Armband von 11 cm Dm.: die Aussenseite ist durch ein Muster von schraffierten Dreiecken und Rauten verziert, die in der Mitte durch ein Tannenzweigornament geteilt sind. — Im Museum zu Görlitz werden zwei Depotfunde aus Jahmen und Ullersdorf Kr. Rothenburg O.-L. aufbewahrt, der eine mit sechs, der andre mit vier torquierten Armringen. Jahreshefte d. Ges. f. Anthrop. u. Urgesch. d. Oberlausitz Bd. I, S. 52 Taf. II 32 und Bd. II Heft 1 S. 36 Fig. 3. Ein dritter Fund aus Schlabendorf bei Calau, mit 6 torquierten und mehreren anderen Ringen besprochen und abgebildet ebenda, Bd. I S. 160 Taf. IV. — Im Museum für Völkerkunde zu Berlin habe ich ausser den von Voss angeführten Funden aus Polzen Reg.-Bez. Merseburg, Weissagk bei Forst, Schönewalder Hütung in der Niederlausitz, Gross-Särchen bei Sorau, Spreewald, Lubolz bei Lübben und Niederschlesien noch folgende notiert: Lausitz, Fundort unbekannt, 4 Stück; Trebichow Kr. Spremberg, 4 Stück; Merzdorf Kr. Crossen, 2 Stück; Werben Kr. Kottbus, 3 Stück; Schwarzkollm Kr. Hoyerswerda, 9 Stück, und eine prächtige Doppelspiralfibel mit zweisprossiger Nadel. Zu diesem Funde gehören ausserdem noch zwei torquierte Ringe im Görlitzer Museum und zwei im Privatbesitz. Abbild. eines Ringes und der Fibel auf der vorgesch. Wandtafel für die Oberlausitz; Schierzig Kr. Meseritz (Prov. Posen) 2 Stück, ausserdem glatte Zylinderspiralen, Knopfsicheln, Tüllenäxte und Speerspitze; Prosmarke, Kr. Schweinitz (Reg.-Bez. Merseburg) 2 Stück und ein hohlgegossenes Armband; Holzdorf Kr. Schweinitz, 1 Stück; Riesdorf Kr. Radegast, Anhalt, 1 Stück, ausserdem 7 verzierte Armbänder von C-förmigem Querschnitt, 3½ Armreifen mit je zwei Scheibenspiralen, 2½ Zylinderspiralen und 3 Knopfsicheln. Götze, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1896 S. 75 f.; Elsterwerda Prov. Sachsen: 6 grössere und 12 kleinere Armringe, z. T. glatt, meist aber torquiert und stark abgeschliffen. Dazu zwei torquierte Halsringe, 5 flache mit Querlinien verzierte Armbänder, 3 Knopfsicheln, 1 Lanzenspitze, 2 Meissel und Bruchstücke von zwei grossen Doppelspiralfibeln, davon die eine mit lanzettförmigem ornamentiertem Bügel, die andre, ähnlich der Fibel von Schwarzkollm, mit einem in 8 förmigen Doppelschleifen fortlaufend gewundenen Drahtbügel. Nachrichten 1892 S. 48 und 52, Fig. 1—5. — Bei Heranziehung der kleineren Sammlungen würde sich diese Liste leicht beträchtlich vermehren lassen.

[4]) Richly Taf. XX 10: Depotfund von Markowitz.

ja sogar in der Schweiz[1]) und in Dänemark,[2]) wohin sie vermutlich als Importstücke durch den Handel verschlagen sind.

Viermal[3]) sind sie mit Absatz- und Lappenäxten von der Form, wie Wegweiser, Fig. 118, 119 und 121, zweimal[4]) mit Schwertern, wie das von Damsdorf, einmal[5]) mit einer Armberge, ähnlich Wegweiser Fig. 113, gefunden worden, alles Typen, die noch in den früheren Abschnitt der älteren Bronzezeit zurückreichen. Wenn damit ihr hohes Alter bewiesen ist, so dürften doch Funde wie die von Rohow, Buchwald und Matzwitz, mit Rücksicht auf ihre übrigen Bestandteile und deren nahe Verwandtschaft mit Typen der jüngeren Bronzezeit eher ans Ende der Periode zu setzen sein. In der Folge kommen torquierte Ringe dieser Art nicht mehr vor. Sie werden durch Armringe mit enger Riefelung oder nachgeahmter Torsion ersetzt.[6])

8. Buchwald, Kr. Freistadt. M.-Nr. 2335

Der in Schles. Vorz. VI 49 erwähnte Depotfund ist inzwischen als Geschenk des Herrn Grafen Rothenburg auf Polnisch-Nettkow vollständig ins Museum gelangt. (Inv.-Nr. 1041—43. 93; 1486—1506. 03).

1. Sichel, halbkreisförmig, mit abwärts gekehrter Spitze und dachförmig verstärktem Rücken, an dessen Ende sich der senkrechte kegelförmige Befestigungsdorn erhebt. Diagonale L. 13, Br. 3 cm. Fig. 25.

2. Zwei Sicheln von derselben Form wie Fig. 25, aber mit einer Verstärkungsrippe längs des Rückens. Die beiden Exemplare stimmen so genau überein, dass sie aus derselben Gussform hervorgegangen sein könnten[7]). Diagon. L. 12,8, Br. 3,4 cm.

3. Sichel von ähnlicher Form, jedoch mit leicht aufwärts gerichteter Spitze. Diagon. L. 12,2, Br. 2,8 cm. Fig. 24.

4. Halsring, offen, torquiert, die Enden zugespitzt und glatt. Dm. 13,5, Dicke 0,5 cm. Fig. 27.

5. Drei verbogene und unvollständige Halsringe derselben Art. Dicke 0,6 : 0,7 cm.

6. Dreizehn ganze und zwei unvollständige, offene, kreisrunde Armringe, torquiert. Die etwas verjüngten Enden sind mit Querstrichen verziert und stossen zusammen. Ein Teil der Ringe ist zu drei oder vier Stück kettenartig ineinander gehängt. Die Torsionskanten zeigen nur geringe Abnutzungsspuren. Der Weite nach scheinen die Ringe für einen nicht sehr starken Oberarm bestimmt zu sein. Elf Ringe haben eine rechtsläufige, vier eine linksläufige Torsion. Dm. 8,7—9,4, Dicke 0,7 cm. Fig. 28.

7. Offener Armring von rundem Querschnitt, an der Aussenseite ringsum verziert durch Gruppen von Querstrichen. Die Weite passt für einen kräftigen Oberarm. Dm. 11, Dicke 0,85 cm. Fig. 29.

8. Ovaler offener Armring von stumpf vierkantigem Querschnitt, glatt und unverziert. Weite für Handgelenk passend. Dm. 8,2 : 6,6, Dicke 0,4 cm. Fig. 30.

9. Sehr lange Gewandnadel, die längste, die bisher in Schlesien gefunden worden ist. Der Kopf hat die Form einer in der Mitte verdickten, am Rande scharfkantigen Scheibe und ist unverziert. Der Hals ist zunächst in einer Länge von 4,5 cm balusterartig profiliert und sodann in einer Länge von 12 cm

---

[1]) Verhandl. 1881 S. 111 (Auvernier).

[2]) Madsen, Afbildninger af Danske Oldsager, Broncealderen, Suiter Taf. 35 Fig. 5: Goldring, gef. bei Roskilde mit Bruchstücken von zwei Schwertern, einem „Diadem" (Halskragen) und einer Gürtelplatte.

[3]) In Polzen, Schönwald, Lubolz und Maskowitz.

[4]) In Schönwald und Maskowitz.

[5]) In Riesdorf Kr. Radegast. Vgl. Nachr. 1891 S. 29 f.

[6]) Vgl. z. B. die Ringe von Karmine, Schles. Vorz. VI 358 Fig. 7 u. 8.

[7]) Vgl. hierzu H. Schmidt, Zeitschr. f. Ethnol. 1904, 428 f.

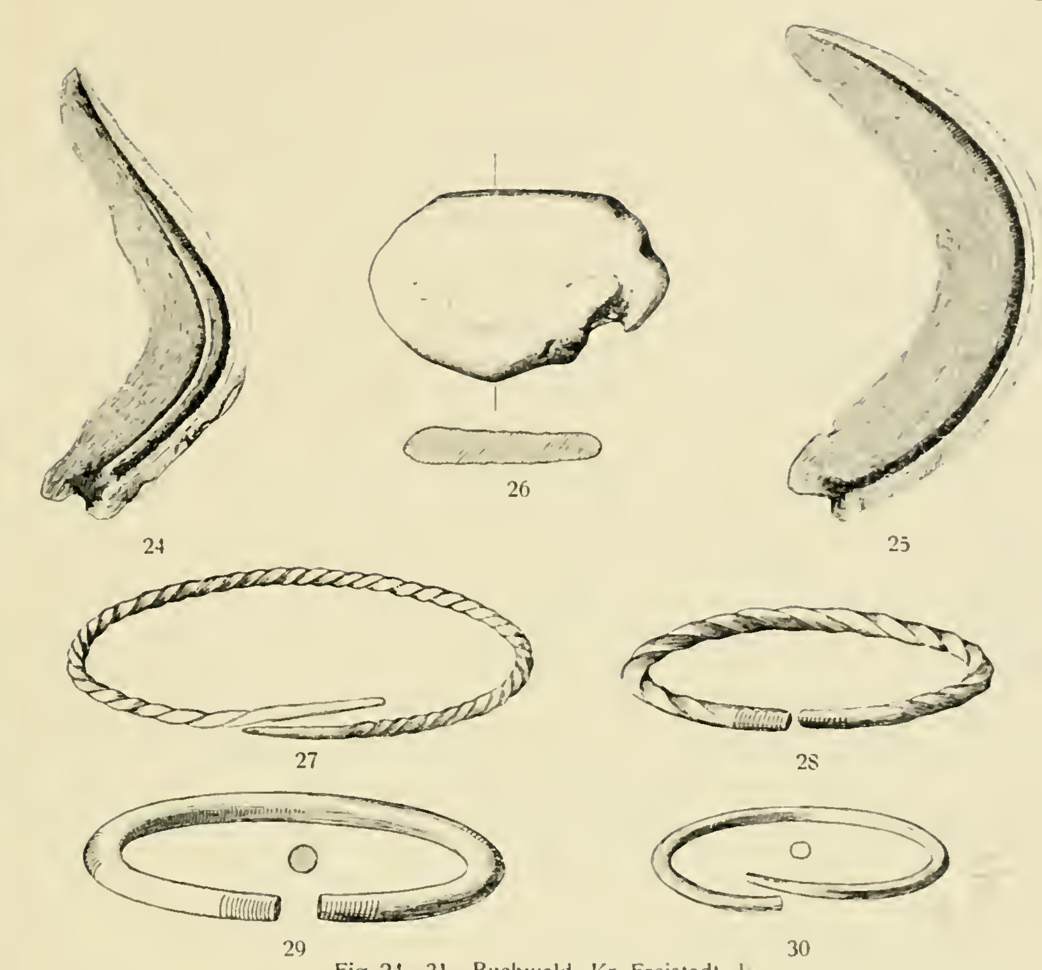


Fig. 24—31. Buchwald, Kr. Freistadt. 1/2

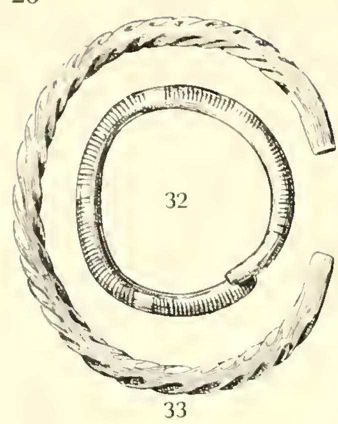
31 2/5

mit einem schraubenartigen Gewinde von 50 Umgängen versehen. L. 54,5. Dm. des Kopfes 2,4, des Halses 0,6 cm. Fig. 31.

10. Flacher Gusskuchen von unregelmässig ovaler Form. Dm. 6 : 7,7. Dicke 0,9 cm. Gewicht 140 gr. Fig. 26.

Der Fund schliesst sich durch die gedrehten Armringe eng an den von Rohow an. Als neues Element tritt die Nadel hinzu. Dergleichen überlange Nadeln mit schraubenartig gewundenem und profiliertem Halse hat das Breslauer Museum noch zwei, beide aus der Gegend zwischen Crossen und Grünberg (Wegweiser Fig. 145). Verwandte Formen gibt es aus fast allen Teilen Mitteleuropas, von der Schweiz bis nach Dänemark und von Frankreich bis nach Ungarn. Ihre Datierung entspricht im allgemeinen der für die Armringe gegebenen,[1]) doch erhält sich der Typus bis in die jüngere Bronzezeit.

[1]) Heierli, Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz Taf. II; Montelius, La chronologie préhistorique en France et en d'autres pays celtiques, Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques, Paris 1900 S. 345; Reinecke, Arch. Értesitö 1899 S. 239, und Corresp.-Bl. d. Deutschen anthr. Ges. 1902 S 20 Abb. 1 und S. 28 Abb. 6; Richly Taf. XXII, XXV, XXX; Pič II Taf. XV, XVII etc.



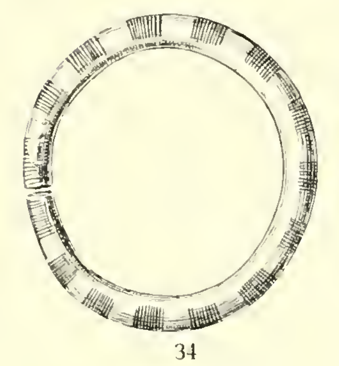


Fig. 32—34.
Matzwitz, Kr. Grottkau. 1/2

9. Matzwitz, Kr. Grottkau. M.-Nr. 3192

Im Herbst 1899 wurde auf dem Felde des Gutsbesitzers Baier von Drainagearbeitern ein Tongefäss, gefüllt mit grün patinierten Bronzeringen, gefunden. Das Gefäss wurde zerschlagen, 14 Ringe erwarb das Breslauer Museum (Inv.-Nr. 312—325.00).

1. Ein Paar offene massive Armringe von rundem Querschnitt, der Weite nach für das Handgelenk eines Erwachsenen bestimmt. Die Aussenseite ist mit Gruppen von feinen Querstrichen verziert. Dm. 8,4 : 7,9, Dicke 0,9 cm. Fig. 34.

2. Armring derselben Art, aber für das Handgelenk eines Kindes passend. Die Enden sind übereinandergelegt, von dem einen ist ein Stück abgebrochen. Dm. 6,1 : 5,9, Dicke 0,6 cm. Fig. 32.

3. Vier Armringe derselben Art, aber für den Oberarm passend.

a. Dm. 9,3 : 8,8 cm, Dicke 0,7 cm, c. Dm. 11,3 : 10 cm., Dicke 0,8 cm,
b. „ 10 : 9,4 „ „ 0,9 „ d. „ 10,5 : 10 „ „ 0,8 „ .

4. Sieben offene Armringe von verschiedener Grösse, teils für das Handgelenk, teils für den Oberarm passend, sämtlich torquiert. Nur die Enden sind glatt geblieben und durch feine Querstriche verziert. Die Torsion ist bei drei Exemplaren rechtsläufig, bei vieren linksläufig. Bei allen mit Ausnahme des kleinsten ist die Ober- und Unterseite stark abgeschliffen, so dass an die Stelle der Torsionskanten eine glatte Fläche getreten ist. Bei dem kleinsten ist nur die eine Seite abgeschliffen.

a. Dm. 7,2 : 6,3 cm, Dicke 0,5 cm, e. Dm. 9,5 : 9,5 cm, Dicke 0,7 cm,
b. „ 7,7 : 7,5 „ „ 0,6 „ f. „ 10,2 : 8,9 „ „ 0,8 „ , Fig. 33.
c. „ 8,4 : 8,1 „ „ 0,6 „ g. „ 10,4 : 8,8 „ „ 0,8 „ .
d. „ 9,3 : 8,4 „ „ 0,7 „

Die Ringformen stimmen mit denen von Rohow und Buchwald so vollkommen überein, dass auf das dort Gesagte verwiesen werden kann.

10. Oppeln. M.-Nr. 3142

Namens der Aktiengesellschaft Oppelner Portland-Zementfabriken vorm. F. W. Grundmann erhielt das Museum 1878 durch Herrn Paul Bülow in Breslau drei Bronzeringe, die dreizehn Jahre vorher bei einem Hausbau in Oppeln gefunden worden waren (Inv.-Nr. 7554—56).[1]) Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass sie von einem Depotfunde stammen. Bei derselben Gelegenheit sollen auch verschiedene Urnen und andere Bronzegegenstände wie Steigbügel (?) etc. ans Tageslicht gelangt sein.

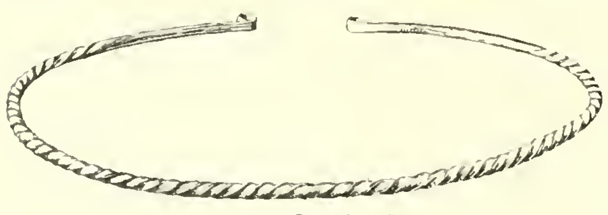


Fig. 35. Oppeln. 3/8

[1]) In der Sammlung befindet sich unter Inv.-Nr. 7556b noch ein vierter Ring aus Oppeln, über den aber die Akten keinen Aufschluss geben. Es ist ein dicker gegossener Oberarmring mit verjüngten, glatt abschneidenden Enden und feiner Querlinien-Verzierung. Er dürfte aus einem anderen, beträchtlich älteren Depotfunde herrühren.

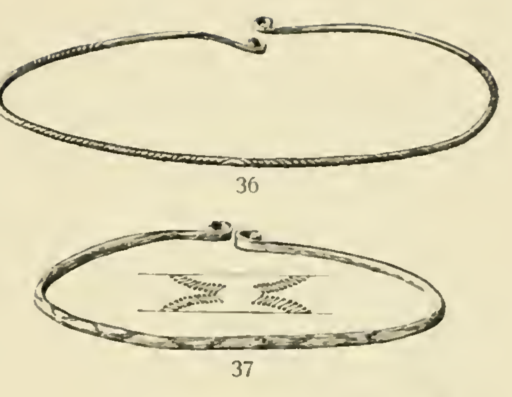


Fig. 36—37. Oppeln. 3/8

Die Ringe sind aus Draht geschmiedet, und haben plattgehämmerte, nach aussen ösenförmig umgeschlagene Enden. Ihr Umfang ist gross genug, dass sie bequem um den Hals gelegt werden können, jedoch beträgt der Durchmesser des grössten im geschlossenen Zustande 19, des kleinsten nur 15 cm. Auch in ihren Verzierungen sind alle drei Ringe verschieden. Der grösste (Fig. 35) ist durch Drehung eines 0,6 cm starken Drahtes um seine Achse von rechts nach links schraubenartig gewunden. Bei dem mittleren (Fig. 36), dessen Draht nur 0,3 cm dick ist, wechselt die Torsion in der Mitte. Übrigens ist er so abgetragen, dass er stellenweise ganz glatt erscheint. Der kleinste (Fig. 37) ist nicht torquiert, sondern aus rundlichem, glattem, sehr ungleichmässigem Draht gefertigt und mit einem eingepunzten Ornament verziert. Es besteht aus quergestrichelten, von Punktreihen umsäumten schrägen Bogenbändern, die paarweise gegen einander geneigt, eine Art von Kreuz- und Rautenmuster bilden.

Gegossene Ösen-Halsringe lernten wir schon aus der I. Periode kennen (vgl. S. 10). Die aus Draht geschmiedeten und torquierten reichen zwar gewiss auch schon in die ältere Bronzezeit zurück,[1]) typisch sind sie aber in unseren Gegenden erst für die jüngere Bronzezeit.[2]) In Schlesien treten sie auch in Grabfunden dieser Periode auf.

11. Tscheidt, Kr. Cosel. M.-Nr. 3386

Im Sommer 1853 wurde im Dominialhofe beim Grundgraben zu einem Scheunenbau ein Topf mit einer grossen Menge bronzener Halsringe und einer Lanzenspitze gefunden. Das Gefäss wurde zerschlagen, und die meisten Ringe von den Arbeitern, in der Meinung, dass sie aus Gold seien, verschleppt. Nur acht Halsringe blieben erhalten und wurden später (1866) durch Frau Anna von Hauenschild dem Museum geschenkt (Inv.-Nr. 5312—19).

Die Ringe sind sämtlich aus Draht geschmiedet. Einer hat glatt abgeschnittene Enden, die übrigen haben Ösen wie die Oppelner Halsringe, jedoch mit dem Unterschiede, dass die Einrollung bei den meisten 1½, und bei manchen volle 2 Umgänge beträgt. Die Form Fig. 35 und 36 ist durch je eine, Fig. 37 durch zwei Stücke vertreten. Drei Exemplare sind so eng wie Fig. 36, aber nur linksläufig torquiert, und der schon genannte Ring ohne Ösen ist glatt und unverziert.

[1]) Schles. Vorz. VII 548: Grabfund von Pansdorf, Kr. Liegnitz. Vgl. auch Heierli, Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz Taf. I 6.

[2]) Lissauer, Altertümer der Bronzezeit zu Taf. V 6.

12. Kolzig, Kr. Grünberg. M.-No. 2263

Im Jahre 1887 hob ein Knechtsvogt 300 m südlich vom Gutshofe beim Tiefpflügen eine Anzahl Bronzegegenstände empor. Es sollen auch Topfscherben dabei gelegen haben, also wohl die Reste des Gefässes, worin die Metallsachen verpackt waren. Wochenlang blieben die Fundstücke den Kindern zum Spielen überlassen. Dabei mag manches verworfen worden sein. Als der Gutsherr von Kolzig, Herr Rittmeister a. D. von Klitzing, davon erfuhr, waren noch zwei Lanzenspitzen, zwei Reifen, drei Halsringe und die in Fig. 38 abgebildete grosse Fibel vorhanden. Auch davon sind jedoch nachträglich eine Lanzenspitze und ein Reifen verloren gegangen. Auf Ersuchen der Museumsverwaltung hat dann i. J. 1905 Herr von Klitzing nicht bloss den ganzen Fund zum Zwecke der wissenschaftlichen Untersuchung nach Breslau geschickt, sondern auch das Hauptstück, die Fibel, dem Museum käuflich überlassen. (Inv.-No. 451.05.)

Die Lanzenspitze hat eine weidenblattförmige, an der Spitze gerundete Klinge und eine konische, mit zwei Nietlöchern versehene Tülle, die sich als stark erhabener Mittelgrat bis zur Spitze fortsetzt. Die grösste Breite liegt in der Mitte, wie bei einer Lanzenspitze des ersten Depotfundes von Karmine (Schles. Vorz. VI 371 Fig. 7), während sonst die Speerspitzen der jüngeren Bronzezeit an der Basis am breitesten sind. L. 15,5, Blattbreite 2,6, Dm. der Tülle 2,5 cm.

Der Reifen ist vollständig geschlossen, von rundem Querschnitt und ganz glatt. Dm. 20,5, Dicke 0,8 cm. Da er nicht weit genug ist, um über den Kopf eines Erwachsenen gestülpt zu werden, so kann er wohl nur als Kinderhalsring oder als Hängeschmuck gedeutet werden.

Die drei Halsringe sind offen, dünn und mit dreimal wechselnder Torsion versehen. Die Enden sind platt gehämmert und zu runden Ösen zusammengerollt (vgl. Fig. 36). Dm. a. 13,5; b. 14,5; c. 15,5 cm; Dicke 0,4 cm. Die Abstufung der Ringe um je 1 cm macht es wahrscheinlich, dass sie übereinandergetragen und durch ein an den Ösen befestigtes Band zusammengehalten wurden.

Die Fibel besteht aus zwei durch einen Bügel verbundenen gegossenen Scheiben von je 11 cm Dm. und 0,4 cm Dicke, deren Unterseite eine glatte, wellige Fläche bildet, während die obere die Nachahmung einer Drahtspirale von 12 Umgängen zeigt. Der aus einem 1 cm dicken runden Stabe gefertigte, rechtwinklig gebogene Bügel ist in zwei Löcher am Innenrande der Scheiben eingezapft. Das auf der unteren Seite vorstehende Stück der Bügelenden war ursprünglich zu einem Lappen ausgehämmert (vernietet). Doch hatte sich diese Befestigung durch Abbrechen der Lappen so gelockert, dass der Bügel, als die Fibel ins Museum kam, nur noch lose in den Scheiben hing. Die obere Seite des Bügels ist durch zwei Gruppen von vier und fünf schrägen Parallelriefen verziert. In der Mitte und an den beiden Umbiegungsstellen sind durchgehende Löcher angebracht. In diesen stecken lange Nietdorne, welche als Bekrönung vollrund gegossene Vogelfiguren tragen. Die flachen Schnäbel sind senkrecht durchbohrt; darin hängen querrunde zusammengebogene Drahtringe und in diesen wieder je drei flache gegossene Ringe. Die 26 cm lange Nadel ist mit einer dreiviertelkreisförmigen Öse in den Bügelhals lose eingehängt. Um das Gleichgewicht herzustellen, ist der über den Drehpunkt hervorragende obere Teil der Nadel am Ende und in der Mitte mit zwei Paaren von bogenförmigen Quersprossen versehen. Ein senkrecht vernieteter Stift neben dem Fusspunkt des Bügels auf der dem Drehpunkt abgewendeten Scheibe dient als Halter für die Nadelspitze. Die ganze Länge der Fibel beträgt 28,5 cm, das Gewicht 741 gr.

Die Verwendung des Gerätes hat man sich halb als Sicherheitsnadel, halb als Broche zu denken. Die Zipfel des Obergewandes wurden auf der Brust von der Nadel durchstochen und unter dem Bügel in einem Bausche zusammengerafft. Die seitlichen Scheiben dienten zugleich als Halt für den Bügel und zur Verteilung der Last. Das Ganze aber gab einen effektvollen, wenn auch infolge seiner Schwere recht unbequemen Brustschmuck ab.

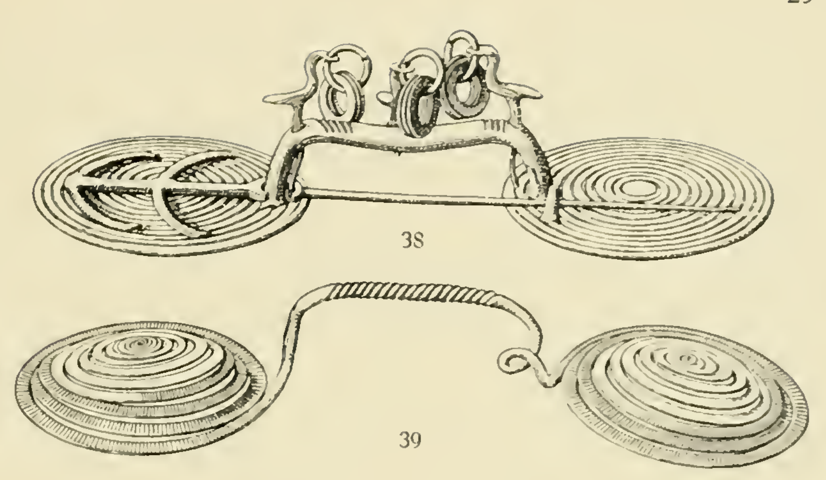


Fig. 38. Kolzig. $^1/_3$; Fig. 39. Güstrow. $^1/_2$

Fibeln von ähnlicher Form und Grösse sind noch in ziemlicher Anzahl aus der Oberlausitz, den Provinzen Sachsen und Posen, aus Mecklenburg und namentlich aus der Mark Brandenburg bekannt geworden.[1]) Sie gehören zu einer besonderen Gattung, die man als Ostdeutsche Brillenfibel mit drahtförmigem Bügel bezeichnen kann.

In ihrer Urform lernen wir sie z. B. kennen in zwei Exemplaren des Breslauer Museums aus Klein-Leitz, Kr. Spremberg, und aus Güstrow in Mecklenburg (Fig. 39). Dort ist die Fibel aus einem einzigen langen Drahte geschmiedet. Das Mittelstück bildet den Bügel und ist zur Erhöhung der Widerstandskraft torquiert. Die Enden laufen in flache Spiralen aus, durch deren Elastizität die Last verteilt und der Druck auf den Körper vermindert wurde. Bevor der Bügel in die Spirale übergeht, macht er auf der einen Seite eine schleifenartige Rückbiegung als Halt für die Nadelspitze. In allem verrät sich die Meisterschaft in der Behandlung des Drahtes und das Bestreben, mit möglichster Materialersparnis den höchsten Effekt und die vollkommenste Zweckmässigkeit zu verbinden. Davon ist bei der Kolziger Fibel nicht mehr die Rede. Bügel, Seitenscheiben und Nadelhalter sind jedes für sich durch Guss hergestellt und durch Vernietung mit einander verbunden.[2]) Wie viel unvollkommener dieses Verfahren war, ergibt sich aus dem zweifachen Nachteil des geringeren Zusammenhalts der Teile und des ungleich grösseren Gewichtes: es beträgt bei der Kolziger Fibel beinahe das Doppelte von der Klein-Leitzer, trotzdem sie um 10 cm kürzer ist und ihre Scheiben einen um 2 cm kleineren Durchmesser haben. Dabei erkennt man deutlich, dass dem Verfertiger die ursprüngliche Herstellungsweise noch vor Augen geschwebt hat oder wenigstens in dunkler Erinnerung war. Aber was dort konstruktive Bedeutung hatte, ist hier zum Ornament geworden. An die Torsion erinnern noch die eingeritzten Schrägstriche auf der Aussenseite des Bügels, und die als massive Platten gegossenen Scheiben tragen auf ihrer Vorderseite in flachem Relief ein Abbild der Spiralen. Die Nadel ist im wesentlichen unverändert geblieben: auch bei

[1]) Eine eingehende Studie über diese und verwandte Fibelarten hat der norwegische Archäologe Ingvald Undset veröffentlicht: Études sur l'âge de bronze de la Hongrie, Christiania 1880 S. 82 ff. Nachzutragen sind die Funde von Burschen, Kr. Oststernberg, Gross-Cammin, Kr. Landsberg und Schlieben, Kr. Schweinitz im Kgl. Museum f. Völkerk. zu Berlin; von Klein-Leitz, Kr. Spremberg und Güstrow in Mecklenburg im Museum zu Breslau, und von Obergurig bei Bautzen im Museum zu Bautzen.

[2]) Vgl. Olshausen, Die Technik alter Bronzen, Verhandl. 1885 S. 429.

Fibeln wie Fig. 39 ist sie regelmässig mit zwei, selten mit drei Quersprossen versehen, nur dass diese gerade, nicht wie bei der Kolziger, gebogen zu sein pflegen.

Ein Seitenstück zu der Fibel von Kolzig bietet ein Depotfund aus Floth, Kreis Czarnikau, Reg.-Bez. Bromberg. Die Grössenverhältnisse und die Konstruktion, die getrennte Herstellung des Bügels und der Scheiben durch Guss, die Ornamentierung des Bügels durch Schrägstriche, der Scheiben durch Spiralen in Relief, die Bogenform der Nadelarme, sogar die Ausschmückung mit Vogelfiguren, alles stimmt überein.[1]) Von einem dritten Exemplar aus Burschen, Kreis Oststernberg, ist nur die eine Scheibe und die Nadel erhalten, aber sie gleichen den anderen so genau, dass man die übrigen Teile danach ergänzen könnte.[2]) Man sieht also, dass es sich nicht um eine Zufallsbildung, sondern um einen wirklichen Typus handelt, und dass dieser in denselben Gegenden zu Hause ist, wo wir auch den in Fig. 39 dargestellten finden.

Damit erledigt sich eigentlich schon die Frage, wie das Verhältnis der beiden Typen zu einander aufgefasst werden soll. Man hat nämlich behauptet, dass Fibeln wie Fig. 39 aus Süddeutschland importiert seien,[3]) und nichts liegt alsdann näher, als die abgeleiteten Formen für Nachahmungen einheimischer Metallarbeiter zu erklären. Allein mir ist auch nicht eine Fibel jener Art aus Süddeutschland bekannt, und sollte wirklich eine oder die andre existieren, so würde dies gegenüber der grossen Menge ostdeutscher Funde keine Rolle spielen. Sind sie aber im Inlande gefertigt, so ist kaum anzunehmen, dass man sie zur selben Zeit in Guss nachgebildet haben sollte, vielmehr haben wir darin eine Entwicklungserscheinung zu sehen, hervorgerufen durch den Wechsel der Mode und des Geschmacks und nicht zum wenigsten durch einen Rückgang der Schmiedetechnik. Die Fibel von Güstrow muss man nach ihren Begleitstücken[4]) in den zweiten Abschnitt der älteren Bronzezeit setzen, der Kolziger Typus gehört ebenso sicher in die Hallstattzeit. Dafür zeugen nicht bloss die mit der Flother Fibel zusammen gefundenen Geräte und Schmucksachen[5]), sondern mehr noch der Umstand, dass die Tendenz, das Schmiedeverfahren durch Guss, die elastischen Spiralen durch feste Platten zu ersetzen, auch an den nordischen Paralleltypen

[1]) Museum f. Völkerk., Berlin. Vgl. Verhandl. 1876 S. 125 u. 222 Taf. XVII Fig. 1 u. 8; Taf. XXV Fig. 8; Undset a. a. O. S. 83 Tl. VI u. VII. Bei der Fibel von Floth sitzen auch auf den Kreuzungsstellen der Nadelsprossen Vogelfiguren.

[2]) Museum f. Völkerk., Berlin. Von den Vögeln sitzen zwei auf dem oberen, einer auf dem unteren Querarm der Nadel. Ihre Körper sind abweichend von der sonst üblichen Form platt gedrückt, wie wenn sie aus einem Stück Blech ausgeschnitten wären.

[3]) S. Müller, Urgeschichte Europas S. 96 zu Fig. 73.

[4]) Hängedose mit noch ganz flachem Boden und harzgefüllten Ornamenten; fünf Armbänder ähnlich Montelius, Tidsbestämning Tl. III Fig. 60. Vgl. meinen Vortrag über Ostdeutsche Bronzetypen im Correspondenzbl. d. Deutschen anthr. Ges. 1906.

[5]) Unter anderem enthielt der Fund eine Bronzetasse mit schraffiertem Dreieckmuster, eine zylindrische Armbandspirale, Form und Verzierung wie bei denen von Städtel, Fig. 47, und einen Ösen-Halsring wie die von Kolzig und Oppeln, Fig. 36.

der IV. und V. Periode zu erkennen ist und somit wohl einem allgemeinen Zuge der Zeit entsprochen haben mag.

Zu dieser Altersbestimmung passen denn auch am besten die Vogelfiguren. Als heilige Symbole seit Alters in Italien heimisch,[1]) wanderten sie mit Beginn der Hallstattkultur nordwärts und nisteten sich in den Alpenländern, in Ungarn und überall ein, wohin der südländische Einfluss drang. Wir finden sie in Ostdeutschland, um nur von den Fibeln zu sprechen, noch auf zwei Plattenfibeln aus den Depotfunden von Schwachenwalde, Kr. Arnswalde, und Steinbeck, Kr. Oberbarnim,[2]) beide aus der IV. Periode, und es ist bemerkenswert, dass das Verbreitungsgebiet dieser Vogelfibeln zugleich die Heimat jener merkwürdigen dreirädrigen, mit Vögeln besetzten Bronzewägelchen ist, deren Bedeutung als Kultusgeräte ausser Zweifel steht.

13. Oswitz, Kr. Breslau. M.-Nr. 2827

Im Jahre 1859 fand man bei der Bodenentnahme zur Verstärkung des Oderdammes an der südlichen Lehne der Schwedenschanze Urnengräber und gepflasterte Brandstellen mit einer Menge vorgeschichtlicher Gegenstände. Was davon erhalten blieb, wurde 1877 aus dem Nachlass des Rittergutsbesitzers von Korn dem Museum überwiesen. Von den Bronzesachen scheint ein Teil von einem Depotfunde der jüngeren Bronzezeit herzurühren. (Inv.-Nr. 8288—8306.)

Sicher gilt dies von zwei Gussklumpen und neun kleinen, gleichartig patinierten Speerspitzen mit gerundeter Klinge, deren grösste Breite an der Basis liegt (Wegweiser Fig. 164). Die meisten weisen Gussfehler auf und alle sind mehr oder minder stark beschädigt. L. 8—10 cm.

Zweifelhaft ist es bei vier Pfeilspitzen mit langen Tüllen und kurzen Widerhaken, L. 2,5 bis 3,5 cm, einem kegelförmigen Beschlagbuckel, L. 2,8 cm, einem drahtförmigen Fingerring, einem Ringfragment und einer sehr kleinen und schmalen Knopfsichel, wie sie öfters in Gräbern vorkommen.

14. Städtel, Kr. Namslau. M.-Nr. 2959

Der Stellenbesitzer Friedrich Hoffmann fand auf seinem Acker beim Pflügen die folgenden, vom Breslauer Museum erworbenen Bronzegegenstände. (Inv.-Nr. 386—402.00.)

1. Zehn wohlerhaltene Tüllenaxte mit wenig oder gar nicht abgenutzten Schneiden. Je einmal vertreten sind die in Fig. 40, 41 und 42 abgebildeten Formen mit ovaler Tülle, die übrigen sieben Exemplare gleichen der Fig. 43 und haben einen annähernd runden Querschnitt. L. 12—13 cm.

2. Armspirale, bandförmig, mit stark vortretender quer gekerbter Mittelrippe, die an dem äussersten Umgange durch konzentrische Winkelstriche ersetzt ist. Das untere Ende ist abgebrochen. Dm. 6,5, Br. 1 cm. Fig. 44.

3. Armspirale aus dreikantigem Drahte mit sieben Umgängen, unverziert. Die etwas verjüngten Enden sind abgerundet. Dm. 7, Br. 0,8 cm.

4. Armspirale aus bandförmigem, an den Enden stark verjüngtem Drahte, verziert auf den inneren Umgängen durch einen aus spindelförmigen Strichen gebildeten Zickzackstreifen, auf den äusseren Umgängen durch einen gekerbten Mittelgrat. Dm. 6, Br. 1 cm. Fig. 47.

[1]) Montelius, La Civilisation primitive en Italie, Serie A Pl. II 16; Pl. V 34—36; Pl. VIII 86, 89; Serie B Pl. 90 Fig. 7, 8; Pl. 120 Fig. 19. Chronologische Übersicht im Text zum ersten Teil S. VI; derselbe, Spännen från bronsåldern, Antiqvarisk tidskrift för Sverige, Del 6 S. 44ff.

[2]) Bastian und Voss, Die Bronzeschwerter der Königl. Museen Taf. III Fig. 24; Undset a. a. O., S. 97f. Pl. XI 1.

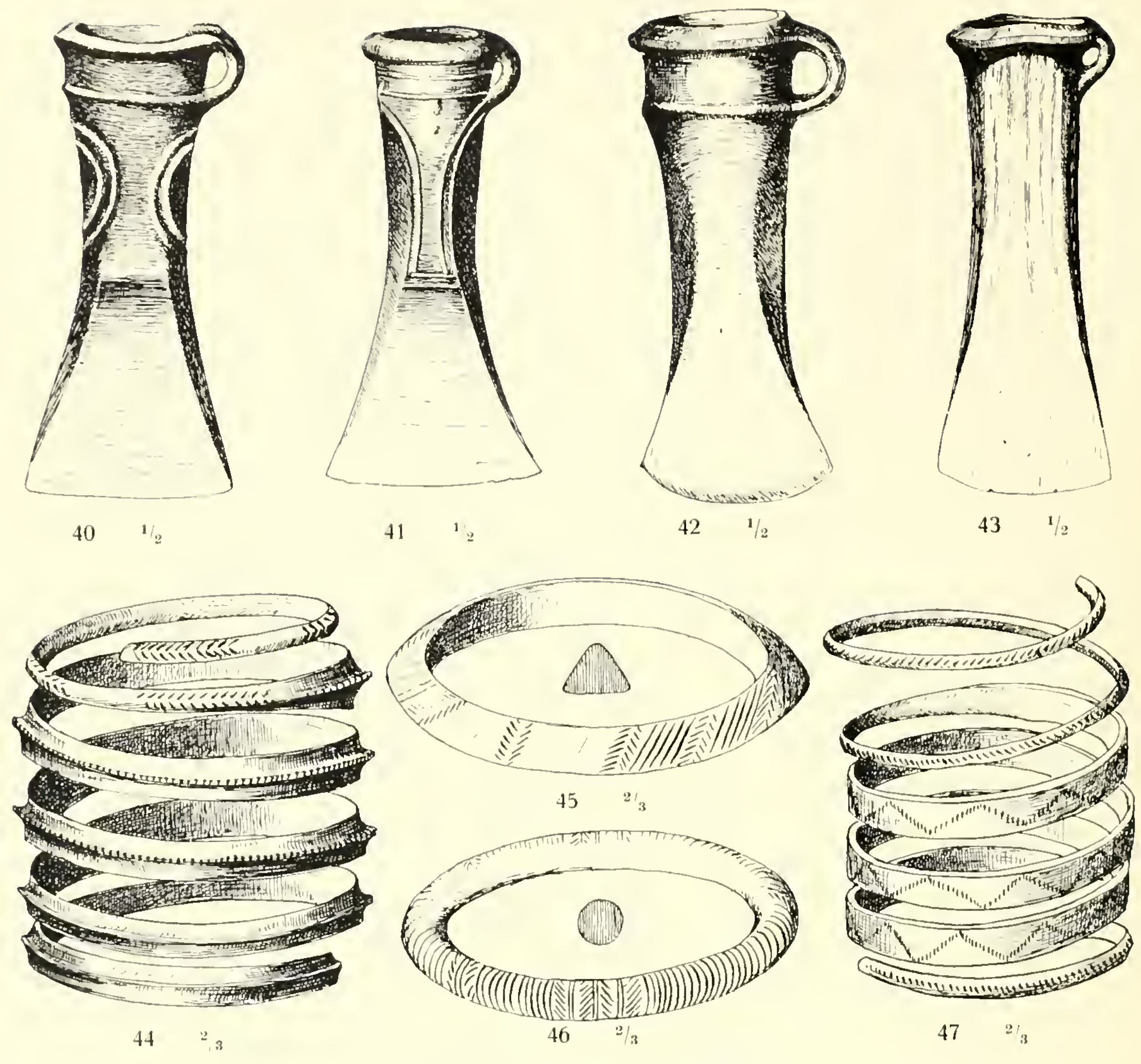


Fig. 40—47. Städtel, Kr. Namslau

5. Runder Armring von halbkreisförmigem Querschnitt mit zusammenstossenden Enden verziert durch feine Querlinien und konzentrische Winkelstriche wie Fig. 46. Dm. 7,9, Dicke 1,2 cm.

6. Geschlossener runder Armring von rundem Querschnitt, Verzierung wie beim vorigen. Dm. 8,2, Dicke 1,1 cm. Fig. 46.

7. Geschlossener runder Armring von dreieckigem Querschnitt, verziert durch schräge Strichgruppen und Winkelreihen. Dm. 8,2, Dicke 1,4 cm. Fig. 45.

8. Geschlossener runder Armring von spitzovalem Querschnitt, verziert durch schwache Querlinien und Winkelreihen. Dm. 7,6, Dicke 1 cm.

Der Fund gehört in die jüngere Bronzezeit. Armspiralen wie Fig. 47 enthält z. B. der grosse Bronzeschatz von Krendorf in Böhmen,[1]) dessen Zusammensetzung aus Gerätschaften und Schmucksachen der verschiedensten Art einen besonders guten Anhalt für die Datierung bietet.

[1]) Mitteil. d. Wien. anthr. Ges. Bd. XIII S. 27 Taf. III—VIII; Richly Taf. X—XII.

15. Sabschütz, Kr. Leobschütz. M.-Nr. 3347

Im Frühjahr 1881 wurden in einer Kiesgrube angeblich 6 Urnen, welche Bronzegegenstände enthielten, gefunden und von den Arbeitern zerschlagen. Zwei Tüllenäxte und eine zylindrische Armspirale erwarb Oberstleutnant Stöckel von einem Altwarenhändler für das Museum. (Inv.-Nr. 670—672.81.)

Die Äxte gleichen den in Fig. 49 und 50 abgebildeten von Protsch. Der Guss weist verschiedene Mängel auf. Querschnitt rund. L. 10,5 cm. — Die Spirale besteht aus einem kaum merklich gewölbten, glatten und unverzierten Bande, das sich nach den Enden zu verjüngt. H. 4, Br. 1 cm.

16. Protsch, Kr. Militsch. M.-Nr. 2637

Von dem in Schles. Vorz. VI 368—371 beschriebenen Funde sind nachträglich noch einige, von den Arbeitern zurückgehaltene Gegenstände ins Museum gekommen, nämlich sechs Tüllenäxte (Fig. 49 und fünf wie Fig. 50), alle, gleich den früher erworbenen, stark abgenutzt und als Werkzeuge kaum noch zu gebrauchen, ein schalenförmiger Knopf mit kräftigem Bügel (Fig. 51) und eine grosse Doppelspiralscheibe (Fig. 48).

Sie besteht aus einem sorgfältig gerundeten Drahte, der nach beiden Seiten in eine kreisrunde Scheibe von $10^1/_2$ Umgängen zusammengerollt ist und in der Mitte eine rechtsläufige Röhre von acht Umgängen bildet. Die ganze Länge beträgt 21, der Durchmesser jeder Scheibe 8,5, die Stärke des Drahtes an der Peripherie 0,5 cm, das Gewicht 318 gr. Das Gerät war ohne Zweifel ein Brustschmuck. Das Mittelstück hat wahrscheinlich zum Durchstecken einer Nadel gedient, womit der Schmuck an der Kleidung befestigt wurde. Der Gebrauchszweck würde alsdann derselbe gewesen sein, wie bei den im Aussehen verwandten Brillenfibeln (vgl. S. 29).



Fig. 48—51. Protsch, Kr. Militsch. 1/2

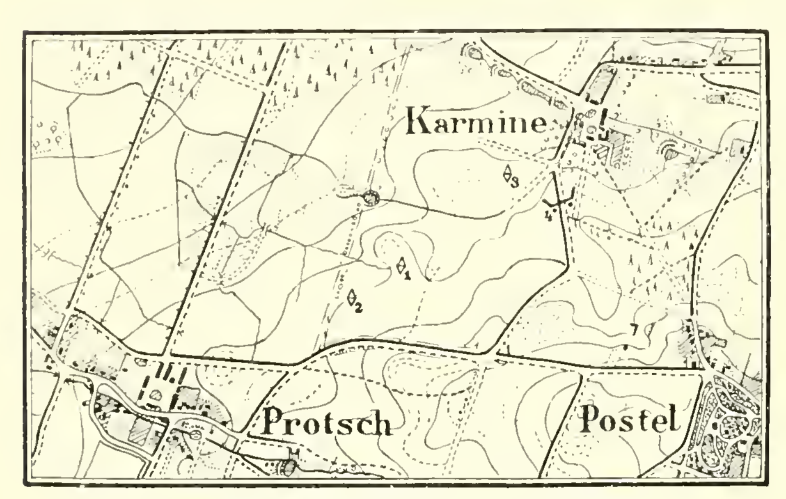
Spiralscheiben derselben Form und Grösse sind in Bosnien[1]) und in der Herzegowina[2])

[1]) Wissenschaftl. Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, IV. Bd. 1896 S. 23.

[2]) Mitteilungen der k. k. Central-Commission, XIV. Jahrg. 1888 S. 7 f.; M. Much, Kunsthistorischer Atlas, Taf. XXXVII 4.

sowie in der Provinz Posen[1]) gefunden worden. In kleineren Exemplaren, die als Hänge-Zierrate oder Fingerringe gedeutet werden, ist die Form auch in Ungarn[2]) und anderwärts vertreten.

17. Karmine II, Kr. Militsch. M.-Nr. 2637



1. Depotfund Karmine I; 2. Depotfund Protsch;
3. Depotfund Karmine II; 4. Gräberfeld Karmine.
Fig. 52. 1 : 25000.

Etwa 200—300 m südwestlich vom Dominium Karmine, teilweise durchschnitten von dem nach Postel und Protsch führenden Wege, liegt ein ausgedehntes Gräberfeld der jüngeren Bronze- und ältesten Eisenzeit. Schon im Jahre 1819 wurden dort zahlreiche Funde gemacht und im „Freimütigen für Deutschland" (Stück 57 und 58), besprochen. Im Laufe der Jahre, namentlich bei Anlage des erwähnten Weges, sind dann noch weitere Gräber entdeckt, auch verschiedene Male von Vertretern des Breslauer Museums Ausgrabungen veranstaltet worden, so 1820 von Professor Büsching, 1884 von Dr. Luchs und 1893 von Geh.-Rat Grempler. Eine gründliche Untersuchung fand auf Einladung des Besitzers, Herrn von Salisch auf Postel, im August 1901 unter meiner Leitung statt. Bei dieser Gelegenheit wurden 163 Gräber geöffnet und eine sehr bedeutende Zahl von Gefässen und Bronzebeigaben gesammelt.

Ausser diesen Grabfunden waren dem Museum aus Karmine schon früher zwei bedeutende Schatzfunde zugegangen. Der eine (Karmine I) wurde 1883 am Fusse eines Hügels, 500 m westsüdwestlich vom Gräberfelde zutage gefördert. Er war in zwei Töpfen untergebracht und umfasste Tüllenäxte, Sicheln, Speerspitzen und Ringe. Merkwürdig war besonders eine gewisse Art von kleinen flachen Ringen, von denen das eine Gefäss über 700 Stück enthielt (Schles. Vorz. VI. 371—76). Der zweite Schatz ist der im vorhergehenden Bericht erwähnte von der Feldmark Protsch. Die Stelle liegt auf einer jetzt mit dem Rittergut Karmine vereinigten Parzelle, etwa 200 Schritt südwestlich von der des ersten Depots.

Im Februar 1904 teilte Herr von Salisch dem Museum mit, dass in Karmine soeben abermals ein Bronzeschatz gefunden worden sei und lud zu dessen Besichtigung ein

[1]) Album der prähist. Denkmäler in Posen, Heft II Taf. XXV. [2]) Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn, Taf. XLIX 1; CCII 17.

Diesmal lag die Stelle nur 200 m westlich vom Gräberfelde. Der Boden ist dort unter der Ackerkrume mit diluvialem Geröll erfüllt. Als der mit Pflügen beschäftigte Sohn des Verwalters einen grösseren Stein hinwegräumen wollte, bemerkte er darunter in 0,6 m Tiefe einen zerbrochenen Topf, aus dem grüngefärbte Metallsachen herausfielen. Er raffte den Inhalt zusammen und lieferte ihn dem Grundeigentümer ab. Bei einer von mir vorgenommenen Untersuchung der Örtlichkeit konnte ich noch die zurückgelassenen Scherben des irdenen Behälters sammeln, aus denen sich dieser wieder zusammensetzen liess. Der ganze Fund wurde, bis auf einen Armring, von Herrn von Salisch dem Museum freundlichst geschenkt. (Inv.-Nr. 1369—1415.03.)

1. Bauchiges Tongefäss. Unterteil rauh und gelblich, Hals glatt und graphitiert. Am Unterteil vier Handgriffe, am Halsansatz eine gerippte Leiste. H. 18, Dm. 19 cm. Fig. 53.

2. Sechs Tüllenäxte wie Fig. 57. L. 8,7—10 cm.

3. Tüllenaxt von ovalem Querschnitt, mit 7 Vertikalrippen. L. 9,93 cm. Fig. 56.

4. Tüllenaxt mit verbreiterter, an den Ecken rechtwinklig gestutzter Schneide. L. 6,7 cm. Fig. 55.

5. Tüllenaxt von demselben Typus. Henkel abgebrochen. Schneide beschädigt. L. 7,9 cm.



Fig. 53. Karmine. 1/4

6. Zwei Tüllenäxte wie Fig. 55, aber ohne vorspringende Schneidenecken. L. 8,5 und 8,7 cm.

7. Tüllenaxt, ähnlich Fig. 56, aber mit nur vier Rippen und gewölbter Schneide. L. 8,5 cm.

8. Knopfsichel mit vier Querrippen am Griffende (Gussmarke). Dm. 13 cm. Fig. 67.

9. Knopfsichel von ähnlicher Form mit zwei Verstärkungsrippen längs des Rückens. Griffende abgebrochen. Dm. 10,3 cm.

10. Kleine Knopfsichel wie Fig. 67, ohne Gussmarke. L. 8,8 cm.

11. Drei Lochsicheln mit einer Verstärkungsrippe, die zugleich die Rinne für den Griff bildet. Dm. a. 13,5, b. 14, c. 15 cm. Fig. 69.

12. Zwei Lochsicheln von derselben Form wie Fig. 62, aber mit Gussmarken in Form einer und dreier Querrippen in der Rinne, auf der Höhe der Sichelwölbung. Dm. 13,6 und 14,6 cm.

13. Lochsichel ohne Verstärkungsrippe. Statt dessen ist längs des Rückens vom Griffende aus eine tiefe Rinne bis nahe der Spitze eingeschnitten. Dm. 19 cm.

14. Messer mit vollrundem massivem Griff, der durch knorrenartige Aufwulstungen verstärkt ist und einen durchlochten und gegabelten Abschluss hat. Von der Klinge ist nur der untere Teil erhalten. Sie hatte eine geschweifte Form und ist beiderseits längs des Randes und in der Mitte mit Reihen eingeschlagener Bogenlinien verziert. L. 15,8 cm. Fig. 54.

15. Ein Paar Seitenstangen von einem Pferdezaum mit je drei ovalen gleich gerichteten Löchern für das Gebiss und die Zügel. Das eine Ende ist knopfförmig, das andere abgerundet. L. 10,85 cm. Fig. 59.

16. Röhre aus zusammengebogenem, durch Perlstäbe verziertem Bronzeblech. L. 19 cm. Fig. 66.

17. Drei ineinanderhängende geschlossene flache Zügelringe, der mittlere von rechteckigem, die beiden andern von linsenförmigem Querschnitt. Dm. 3,8 cm. Fig. 64.

18. Vier grosse ovale Oberarm- oder Beinringe von spitzovalem Querschnitt, Enden glatt abgeschnitten und aufgebogen, verziert durch schräge, paarweise angeordnete Bänder von Parallelstrichen und Punktreihen, die in gewissen Abständen durch kräftige Querlinien oder Winkelstriche abgegrenzt sind. Dm. 12, Br. 0,9, Dicke 0,6 cm. Fig. 61.

19. Handgelenkring, bandförmig, aussen gewölbt, innen rinnenförmig, verziert in ähnlicher Weise wie Fig. 61 durch keilförmig verlaufende Striche. Fig. 65. Dm. 6,9, Br. 0,55, Dicke 0,3 cm

20. Handgelenkring, Form wie Fig. 60, Verzierung durch Querlinien und gestrichelte Querbänder. Dm. 5,9, Br. 0,4, Dicke 0,25 cm.

21. Vier Handgelenkringe, bandförmig, glatt und unverziert. Dm. 6,5—7, Br. 0,7—0,9 cm. Fig. 60.

22. Dicker geschlossener Handgelenkring von plankonvexem Querschnitt; die zusammenstossenden Enden mit halbkreisförmigen Wülsten verstärkt, sonst unverziert. Der Ring war in zwei Stücke zerbrochen. Dm. 7,8, Br. 1,2, Dicke 0,7 cm. Fig. 62.

23. Spiralring aus rundem Draht. Das eine Ende verjüngt und zu einer kleinen Öse umgebogen, das andere bandförmig abgeplattet und abgebrochen. Dm. 6,5, Dicke 0,3 cm. Fig. 62.

24. Brillenfibel aus rundem Draht, wohlerhalten. L. 7,7, Dicke 0,4 cm. Fig. 68.

25. Nadel mit kleiner flacher Kopfscheibe und vier knopfartigen Halswülsten. Spitze abgebrochen. L. 9,3 cm. Fig. 58.

26. Fünf Gusskuchen von etwa Talergrösse.

In seiner Zusammensetzung ähnelt der Fund den beiden früheren, mit denen er als durchaus gleichaltrig betrachtet werden kann. Es überwiegen wieder die Äxte und Sicheln, offenbar die unentbehrlichsten Arbeitsgeräte jener Zeit. Daneben finden wir Pferdegeschirrteile: Seitenstangen vom Gebiss (Fig. 59)[1]), Zügelringe (Fig. 64) und eine lange Blechröhre (Fig. 66), die mit Kettchen und Klapperblechen verbunden, einen in der Hallstattkultur beliebten Pferdeschmuck abgab.[2])

Ein kunstvoll gearbeitetes Messer (Fig. 54) erinnert durch seinen eigentümlichen astförmigen Griff und seine Ornamentierung so auffallend an schweizerische Messer, dass man es für ein Importstück aus jener Gegend ansehen möchte.[3])

Eine ungewöhnliche Form haben unter den Schmucksachen die grossen Arm- oder Beinringe mit aufgebogenen Enden (Fig. 61). Das auf ihnen angebrachte Ornament: schräge, von Punktreihen begrenzte, quergestrichelte Bänder, die paarweise gegeneinander geneigt und zu kreuz- oder rautenförmigen Mustern kombiniert werden, begegnete uns bereits auf einem der Oppelner Ösenringe (Fig. 37) und kehrt wieder auf böhmischen Bronzeringen.[4]) Echte alt-hallstättische Typen sind die geknöpfelte Nadel (Fig. 58) und vor allem die Brillenfibel (Fig. 68), die vierte ihrer Art aus Schlesien.[5]) Sie bestätigt die auch aus anderen Gründen zu schliessende Tatsache, dass der Fund schon ans Ende der jüngeren Bronzezeit (Übergang zu Periode V) zu setzen ist.

[1]) S. Müller, Charrue, joug et mors, Mémoires 1902 S. 54 f.

[2]) Much, Kunsthistorischer Atlas Taf. LVI 6.

[3]) van Muyden u. Colomb, Antiquités lacustres, Lausanne 1896 Pl. XVI, 1, 2, 4, 5; Heierli, Chronologie Taf. IV 7; Heierli u. Oechsli, Urgeschichte Graubündens, Zürich 1903 Taf. I 10 u. s. w. — Ein zweites Exemplar mit einem solchen Griff, aber mit einer sehr langen eisernen Klinge ist in einem Grabe (Nr. 88), des Gräbschener Urnenfriedhofes gefunden worden. Dazu gehörte eine bronzene Lappenaxt mit hochständigen Lappen und Resten vom Holzschafte, sowie eine Anzahl Tongefässe. Dieser Fund zeigt, wie frühzeitig das Eisen in Schlesien Eingang fand. Freilich steht der Fall vereinzelt da und auf dem ganzen Gräbschener Gräberfelde ist kein anderes Eisenobjekt gefunden worden.

[4]) Richly Taf. XVIII 1—5; vgl. auch die Armspiralen von Krendorf, Much, Atlas Taf. XIX 2 u. 3 und Hampel Taf. LI.

[5]) Schles. Vorz. VII 535.

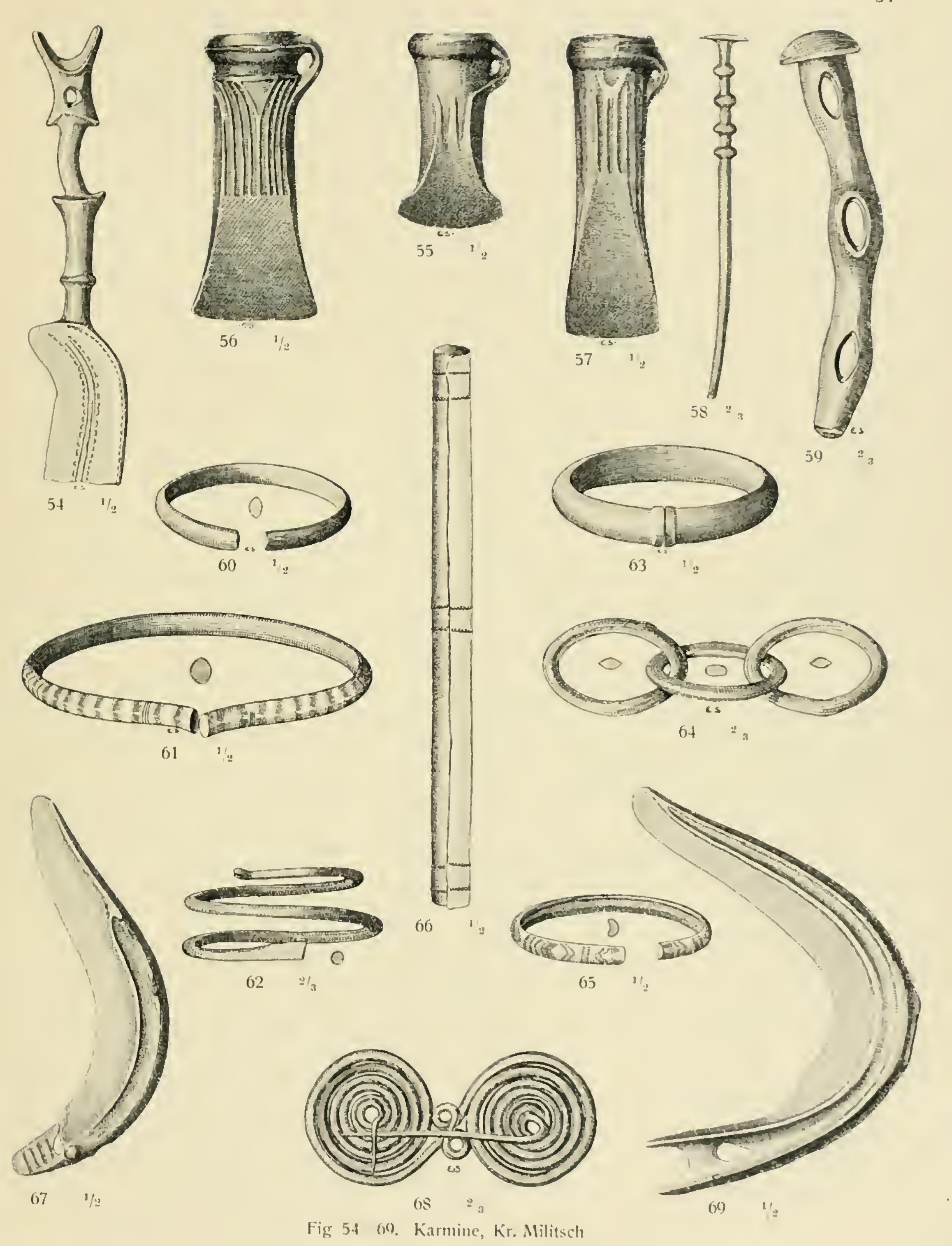


Fig 54 69. Karmine, Kr. Militsch

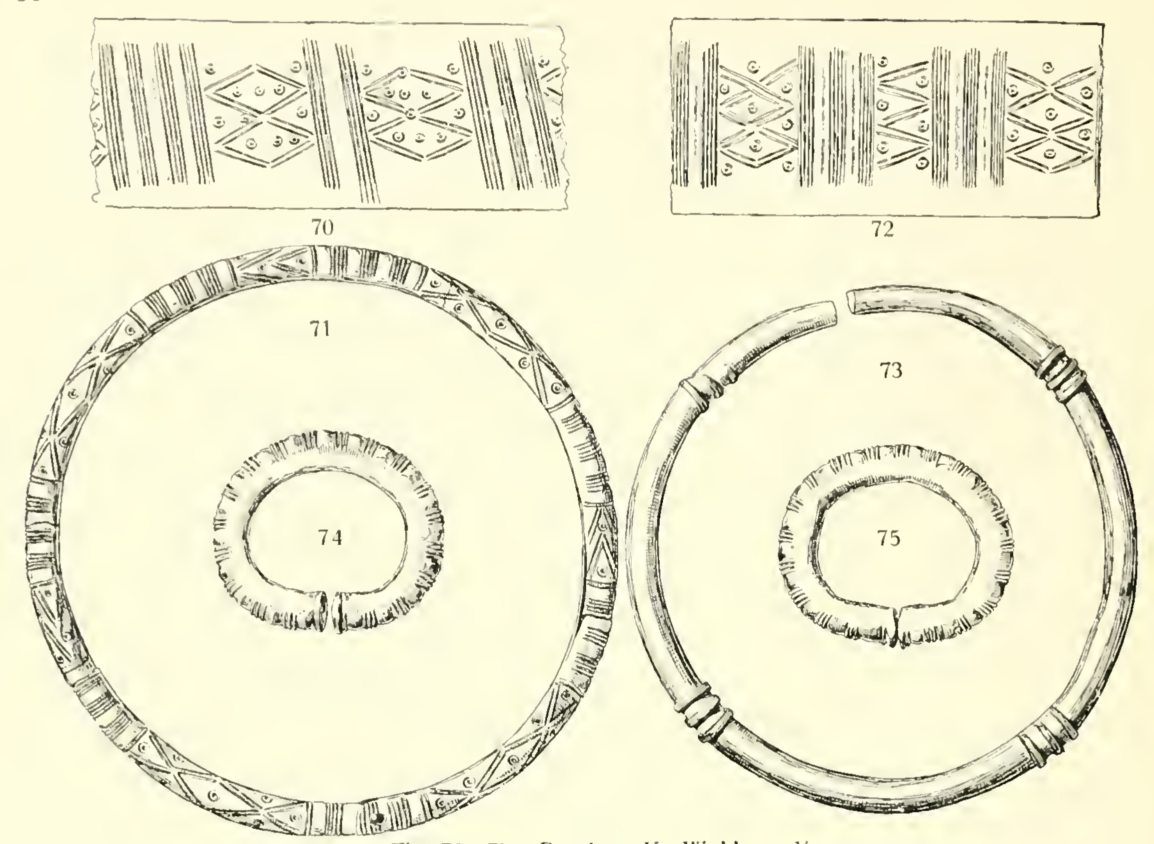


Fig. 70—75. Buschen, Kr. Wohlau. 1/3

18. Buschen, Kr. Wohlau. M.-Nr. 2703

Im Frühjahr 1900 erwarb das Museum von einem Händler einen Bronzeschatz, der angeblich beim Chausseebau von Buschen nach Herrnmotschelnitz, eine Viertelstunde vor Wohlau, gefunden worden war. (Inv.-Nr. 347—355. 00.) Es sollen ursprünglich noch mehr Stücke gewesen sein.

1. Grosser Hohlring aus Bronzeblech von kreisrundem Querschnitt. Fuge auf der Innenseite. Die Enden sind ineinander gesteckt und mit einem Eisenstift vernietet. Die Aussenseite ist durch ein aus Querrippen, Rauten und Würfelaugen gebildetes Muster verziert. Fig. 70. Dm. 24,5, Dicke 2,1 cm.

2. Ähnlicher, nur schwächerer Hohlring. Querrippen gekerbt. Dm. 24,5, Dicke 1,3 cm. Fig. 71.

3. Ein dritter Hohlring, zerbrochen und unvollständig. Das Muster zeigt Fig. 72.

4. Massiver Halsring von rundem Querschnitt, verziert durch vier Gruppen von je drei halbkreisförmigen Wülsten, welche die untere Seite des Ringes frei lassen. Er war vollständig geschlossen, ist aber infolge zu grosser Spannung an der dünnsten Stelle gesprungen. Dm. 21, Dicke 1,3 cm. Fig. 73.

5. Fünf schwere elliptische Armringe von rundem Querschnitt, verziert durch Gruppen von drei bis vier Querrippen. Die Enden sind bei den meisten Exemplaren mit einer schwachen Aufwulstung versehen. Dm. 9,5 : 8, innere Weite 6,5 : 4,5, Dicke 1,8 cm. Gewicht 360—400 gr. Fig. 74 u. 75

Die grossen Hohlringe (Fig. 70—72) bilden eine charakteristische Erscheinung des jung-hallstättischen Formenkreises. Sie sind besonders durch ihre Technik interessant. Much[1]) denkt sich die Herstellung so, dass zuerst das ringförmige Kernstück aus Sandstein oder Ton angefertigt und in der erforderlichen Stärke mit Wachs überzogen wurde.

[1] Mitteil. d. Central-Commission XXI 1895 S. 163; Corresp.-Bl. d. anthr. Ges. 1896 S. 69.

Alsdann brachte man die Verzierungen durch Einpressen geeigneter Stempel an und umgab die Wachsschicht mit einem Tonmantel, der alle Zeichnungen der Wachsoberfläche auf seiner Innenseite im Negativ aufnahm. Durch vier kleine Eisenstifte, deren Stützpunkte als Rostflecke oft noch erkennbar sind, wurde der Kern im Tonmantel fest gehalten und das Wachs vorsichtig ausgeschmolzen. Dadurch entstand ein Hohlraum mit dem darin freischwebenden und nur durch die Eisenstifte gestützten Steinkern. Der Guss konnte nun nach vollständiger Austrocknung der Form und deren Erwärmung vor sich gehen, er erforderte aber wegen der Dünne des Hohlraumes ein sehr hohes Mass von Geschicklichkeit und Erfahrung. Much erörtert auch die Möglichkeit des Treibens, hält sie aber wenigstens bei den vollständig geschlossenen und noch einen Stein- oder Tonkern enthaltenden Ringen für ebenso ausgeschlossen, wie die Herstellung der Ornamente durch Punzen, weil alsdann der Kern durch die Hammerschläge in eine bröckliche Masse verwandelt worden wäre.

Die Buschener Ringe und die fast ganz gleichen des ersten Lorzendorfer Fundes (Schles. Vorz. VII 197) sind nun aber nicht geschlossen, sondern ihre Enden greifen in einander ein und auf ihrer Innenseite bemerkt man ringsum eine schmale Spalte. Ein Kern ist nicht vorhanden, er müsste durch die Öffnungen entfernt worden sein. Da uns die Herstellungsweise zweifelhaft erschien, wandten wir uns an das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz, das sich den Lorzendorfer Fund zur Nachbildung erbeten hatte. Wir erhielten eine getreue Kopie des einen Ringes und dazu von Herrn Direktor L. Lindenschmit folgende Erklärung:

„Ein Streifen Blech wurde über einen entsprechend dicken Stab gebogen, so dass eine der Länge nach offene Röhre entstand. Diese Röhre wurde mit Blei ausgegossen und in diesem Zustande zum Kreis gebogen, bis die Enden etwas übereinandergriffen. Die Verzierung wurde eingefeilt mit Ausnahme der Kreise mit Zentralpunkt, welche mittels eines (dreispitzigen) Zentrumsbohrers hergestellt sind. Nach meiner Ansicht sind die Originalringe genau in derselben Weise angefertigt."

Es muss indes gesagt werden, dass bei den später zu besprechenden hohlen Armringen dieses Typus das Mainzer Verfahren keine Anwendung gefunden haben kann.

Die drei Hohlringe und der grosse massive Ring (Fig. 73) können als Halsschmuck gedient haben. Wenigstens sind sie weit genug, um über den Kopf gestülpt zu werden. Schwerer wird es uns, die praktische Verwendbarkeit der kleinen Ringe (Fig. 74, 75) zu begreifen. Sie dünken uns für die Hand eines Erwachsenen zu eng, zumal da sie bei ihrer Dicke nicht elastisch sind, und für ein Kind zu schwer. Die in den Gräbern nicht selten vorkommenden Ringe dieses Typus sind zwar im allgemeinen auch nicht weiter, aber dabei so dünn, dass sie ein leichtes Auseinanderbiegen gestatten.

Die Zeitbestimmung dieses und der nächstfolgenden Funde ergibt sich u. a. aus dem Zusammentreffen der grossen Hohlringe mit gerippten Bronzecisten im ersten Lorzendorfer Depotfunde. Diese gehören der jüngeren Hallstattstufe oder etwa dem 7. bis 6. Jahrhundert vor Chr. an.

19. Fundort unbekannt

Mit der Sammlung des Freiherrn von Falkenhausen erwarb das Museum im Jahre 1898 einen angeblich aus Posen, wahrscheinlich aber aus Schlesien stammenden Depotfund (Inv.-Nr. 84 92, 98) zu dem ein in drei Stücke zerbrochener grosser Halsring wie Fig. 71 und sieben Armringe gehören. Fünf davon entsprechen in Form und Grösse ungefähr der Fig. 75, ihre Ornamentierung gleicht aber vollständig derjenigen der grossen Hohlringe. Der sechste unterscheidet sich nur durch seine Grösse und Schwere; er misst im Dm. 10,2 : 8,9, ist 1,9 cm dick und wiegt 515 gr. Der siebente hat etwa die gleichen Dimensionen, aber er ist hohl und ganz geschlossen. Wo bei den andern die Enden liegen, ist er in entsprechender Weise durch Querrippen und zwei Wülste gegliedert. Auf der Innenseite läuft ein offener Spalt, wie bei den Halsringen. Doch wird in diesem Falle durch den geschlossenen Zustand bewiesen, dass der Ring gegossen ist.

20. Köppernig, Kr. Neisse. M.-Nr. 3248

Bei Drainierungsarbeiten wurde 1887 in 2 Fuss Tiefe ein Tongefäss mit einer Anzahl bronzener und eiserner Ringe ausgegraben. Ein Teil davon, nämlich fünf bronzene und drei eiserne Armringe gelangten durch die Bemühungen des Bahnmeisters a. D. Vug und des Kulturtechnikers Forchmann ins Museum (Inv.-Nr. 467/68. 87; 45/47. 88; 123 25. 88). Sie gleichen in jeder Hinsicht den Armringen von Buschen.

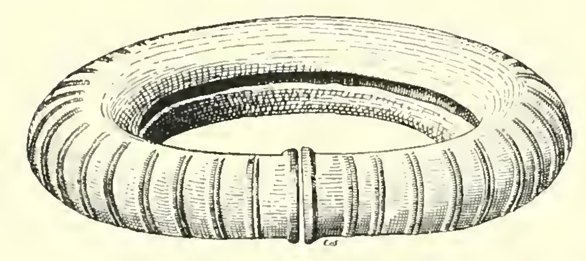


Fig. 76. Lohnia, Kr. Gleiwitz. 1/2

21. Lohnia, Kr. Gleiwitz. M.-Nr. 3306

Von Herrn Pfarrer Chrzaszcz in Peiskretscham erhielt das Museum 1904 ein Paar grosse Ringe aus Bronze geschenkt, über deren Auffindung nichts Näheres zu erfahren war. (Inv.-Nr. 414. 04.) Sie zeigen den bisher besprochenen Typus in stark vergrössertem Massstabe. Denn ihr Dm. beträgt 19,1 : 18,7, ihre Dicke 2,5 cm. Sie müssen demnach für den Oberarm bestimmt gewesen sein. Die Ringe sind hohl und auf der Innenseite gespalten. Ihre Enden stossen beinahe zusammen. Ihre Wandstärke ist so beträchtlich, dass sie nur gegossen, nicht gebogen sein können. Fig. 76.

22. Namslau. M.-Nr. 3896

Von einem grösseren Depotfunde aus der Nähe der Stadt Namslau rühren drei ineinanderhängende Armringe her, die das Museum von einem Händler erwarb (Inv.-Nr. 15 16. 99). Sie sind gegossen, kreisrund, aussen und innen gewölbt, oben und unten flach, an der Aussenseite in regelmässigen Intervallen eng gerippt und bilden dadurch den Übergang vom Typus Fig. 74/75 zu den im folgenden Bericht besprochenen Armringen. Fig. 80.

23. Krehlau, Kr. Wohlau. M.-Nr. 2633

Im Frühjahr 1899 fand man in der sogen. Barde auf sumpfigem Terrain beim Ziehen eines Grabens einen Bronzeschatz, den Herr Rittergutsbesitzer Fritz Kraker durch Vermittlung des Herrn Pastors Söhnel zum grössten Teile dem Museum schenkte (Inv.-Nr. 442—452.01). Von den Halsringen und den grossen Armbändern sollen ursprünglich je vier, von den kleinen Armringen zehn vorhanden gewesen sein.

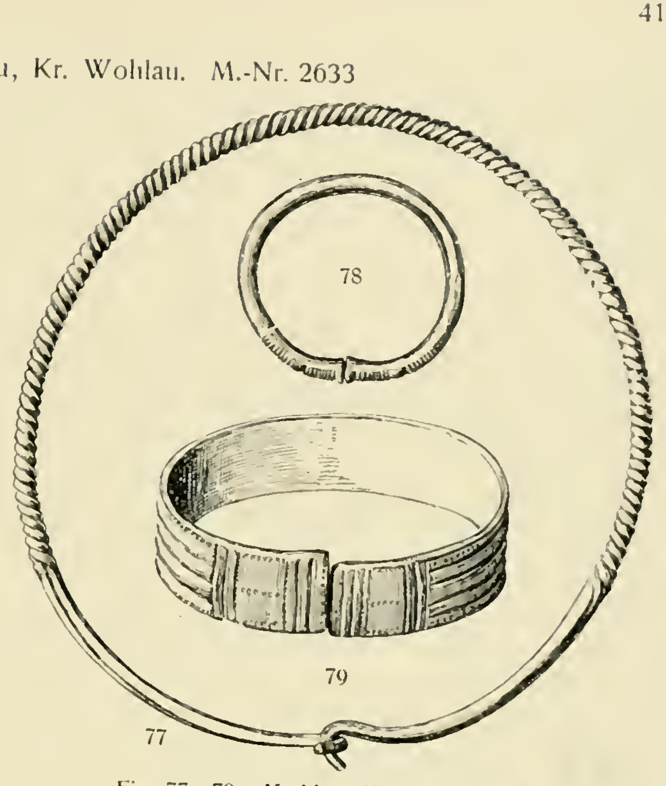


Fig. 77—79. Krehlau, Kr. Wohlau. 1/2

1. Zwei torquierte runde Halsringe aus vierkantigem Draht. Die verjüngten Enden sind glatt gelassen und mit Hakenverschluss versehen. Das eine Exemplar hat anscheinend schon bei der Herstellung der Torsion eine leichte Knickung erfahren. Dm. 17, Dicke 0,7 cm. Fig. 77.

2. Ein Paar offene ovale Armbänder mit zusammenstossenden Enden. Die Aussenseite ist mit drei Längsrippen und an den Endstücken mit Querrippen und eingepunzten Punktreihen verziert. Dm. 9,2 : 8,5, Br. 2,3, Dicke 0,4 cm. Fig. 79.

3. Sechs offene massive Armringe von rundem Querschnitt mit stollenförmigen Enden, in deren Nähe die Aussenseite durch scharfe Einkerbungen verziert ist. Die Ringe sind in zwei Grössen zu je drei Stück vorhanden. a. Dm. 6,3 : 5,3, Dicke 0,6 cm. Fig. 78; b. Dm. 7,6 : 6,6, Dicke 0,6 cm.

4. Offener Armring von vierkantigem Querschnitt, an der Aussenseite gewölbt. Verzierung wie bei den vorigen. Dieses Exemplar ist hohl gegossen. Dm. 6,8 : 6, Dicke 0,6 cm.

Sämtliche Stücke zeigen die goldigbraune Patina der Moorfunde.

Halsringe mit hakenförmigen Enden, glatt oder torquiert, treten bei uns zuerst in Gräbern der jüngsten Hallstattzeit zusammen mit den bemalten Gefässen auf.[1]) Auch der zweite Depotfund von Lorzendorf (Schles. Vorz. VII 527) enthält ein torquiertes Exemplar. Die Armringe (Fig. 78) sind typologisch mit denen von Buschen und Namslau verwandt. Auch sie werden öfters in Gräbern gefunden. Dagegen sind die breiten Armbänder (Fig. 79) bisher nur in Depotfunden vorgekommen, und zwar meist in Verbindung mit gegossenen enggeriefelten Halsringen, wie Wegweiser Fig. 216. Dies war z. B. der Fall bei den Depotfunden von Malschwitz (Schles. Vorz. VI 380) und den noch zu erwähnenden von Carlsruh und Prittag.

Für die Zeitbestimmung ist ein Depotfund aus der Provinz Posen besonders wichtig. In Luszkowo, Kreis Kosten wurde u. a. eine Kette von siebzehn Armringen, wie Fig. 78, und ein Halsring, wie die von Malschwitz, Carlsruh und Prittag, zusammen mit

[1]) Schles. Vorz. V. 204 Taf. XXI 10; 206 Taf. XXIII 10.

einer dem Certosatypus nahestehenden Fibel gefunden.[1]) Ein ähnliches Fibelbruchstück gehörte zu dem Depotfunde vom Schlossberg, Kreis Sorau,[2]) der ausserdem Wendelringe, geriefelte Halsringe, wie Wegweiser Fig. 216, Armbänder wie Fig. 79, u. a. enthielt. Man hat hiernach guten Grund, diese Schmuckformen in die Zeit der Certosafibeln (nach Montelius 550—400 v. Chr.) zu setzen.

24. Prittag, Kr. Grünberg. M.-Nr. 2261

Ein von Herrn Rittergutsbesitzer Hans von Schierstädt dem Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin geschenkter Depotfund enthält vier enggeriefelte Halsringe wie Wegweiser Fig. 216, einen dicken Halsring mit wechselnder Torsion, ähnlich Wegweiser Fig. 214, aber mit Haken ohne Knopfabschluss, zwei grosse zylindrische Armspiralbänder mit gewölbter Mittelrippe, wie Wegweiser Fig. 209, vier Armbänder wie Fig. 79 von Krehlau, jedoch mit kreuzförmiger Verzierung auf den Enden, und eine grosse Schwanenhalsnadel mit einer 4 cm breiten Kopfscheibe.

25. Carlsruh, Kr. Steinau. M.-Nr. 2632

Das Museum bewahrt als Rest eines Depotfundes zwei torquierte Halsringe, wie Wegweiser Fig. 216, und ein Armband, wie Fig. 79 (Inv.-Nr. 47—49. 98). Sie sind seiner Zeit von einem Steinauer Altwarenhändler gekauft worden und sollen aus dem benachbarten, durch ein grosses Gräberfeld der jüngsten Hallstattperiode bekannten Carlsruh stammen.

In vorstehender Übersicht sind bloss solche Funde aufgenommen, die mir aus eigner Anschauung bekannt geworden sind. Es ist das gewiss nur ein kleiner Teil von dem, was Pflug und Spaten im Laufe der Jahrhunderte an vergrabenen Bronzeschätzen zutage gefördert haben. Ihr gewöhnliches Schicksal wird immer gewesen sein, dass sie ins alte Eisen und in den Schmelztiegel wanderten. Erzählte uns doch erst kürzlich ein Schmied aus Gross-Wilkau, Kr. Nimptsch, dass er einen Fund von über 200 Bronzesicheln nach und nach zum Löten verbraucht habe. Immerhin ergibt sich unter Hinzurechnung der schon früher veröffentlichten die stattliche Zahl von 50 Depotfunden. In der Tabelle sind sie nach der Zeitfolge gruppiert und innerhalb jeder Stufe geographisch geordnet. In der alten Bronzezeit steht Mittelschlesien, und hier wieder vor allem das die Kreise Breslau und Nimptsch umfassende Gebiet bei weitem voran. Oberschlesien ist durch einen, Niederschlesien durch zwei Funde aus dem Glogauer Kreise vertreten. Diese Verteilung steht in merkwürdigem Einklang mit den Besiedlungsverhältnissen, die uns aus den Grab- und Wohnstättenfunden der I. Periode entgegentreten. In den späteren Perioden verteilen sich die Funde ziemlich gleichmässig über die ganze Provinz, soweit sie überhaupt in vorgeschichtlicher Zeit stärker besiedelt worden ist.

[1]) Album prähist. Denkm. Heft I Taf. XX.

[2]) Brunner, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1904 S. 46 f.

A. Alte Bronzezeit (Periode I)

Fundort	Kreis	Schles. Vorz.	Fundort	Kreis	Schles. Vorz.
1. Piltsch	Leobschütz	VI 314; VII 359, 516	8. Damsdorf	Breslau	VI 308; VII 359
2. Karschau	Nimptsch	VI 172	9. Kl.-Gandau	"	N. F. IV 11
3. Karzen	"	N. F. IV 10	10. Scheitnig	"	VI 309; VII 356
4. Senitz	"	N. F. IV 10	11. Wirrwitz	"	VI 307; VII 358
5. Thomitz	"	VI 307; VII 358	12. Glogau	Glogau	VI 296; VII 354, 514
6. Weisdorf	Ohlau	VI 305; VII 357, 514	13. Gurkau	"	N. F. IV 11
7. Zedlitz	Steinau	VI 341; VII 352; N. F. IV 16			

B. Ältere Bronzezeit (Periode II und III)

Fundort	Kreis	Schles. Vorz.	Fundort	Kreis	Schles. Vorz.
14. Rohow	Ratibor	VI 353; N. F. IV 20	19. Talbendorf	Lüben	VI 347; N. F. IV 19
15. Matzwitz	Grottkau	N. F. IV 26	20. Freiwaldau	Sagan	VI 349; N. F. IV 19
16. Dittmannsdorf	Frankenstein	VI 350	21. Buchwald	Freistadt	N. F. IV 24
17. Mondschütz	Wohlau	N. F. IV 16	22. Droschkau	Grünberg	N. F. IV 20
18. Reisicht	Goldb.-Haynau	VI 348			

C. Jüngere Bronzezeit (Periode IV und Übergang zu V)

Fundort	Kreis	Schles. Vorz.	Fundort	Kreis	Schles. Vorz.
23. Sabschütz	Leobschütz	N. F. IV 33	31. Protsch	Militsch	VI 368; N. F. IV 33
24. Sudoll	Ratibor	VI 378; VII 363	32. Karmine I	"	VI 371
25. Ottmuchow	Tost-Gleiwitz	VI 362	33. Karmine II	"	N. F. IV 34
26. Tscheidt	Cosel	N. F. IV 27	34. Oswitz	Breslau	N. F. IV 31
27. Oppeln	Oppeln	N. F. IV 26	35. Poln.-Peterwitz	"	VI 365
28. Städtel	Namslau	N. F. IV 31	36. Göllschau	Goldb.-Haynau	VI 378
29. Kl.-Johnsdorf	Nimptsch	VI 351	37. Seifenau	" "	VI 356
30. Bischwitz	Ohlau	VII 533	38. Kolzig	Grünberg	N. F. IV 28

D. Älteste Eisenzeit (Periode V und VI)

Fundort	Kreis	Schles. Vorz.	Fundort	Kreis	Schles. Vorz.
39. Lohnia	Tost-Gleiwitz	N. F. IV 40	45. Buschen	Wohlau	N. F. IV 38
40. Köppernig	Neisse	N. F. IV 40	46. Krehlau	"	N. F. IV 41
41. Namslau	Namslau	N. F. IV 40	47. Carlsruh	Steinau	N. F. IV 42
42. Lorzendorf I	"	VII 195	48. Malschwitz	Freistadt	VI 380
43. Lorzendorf II	"	VII 525	49. Prittag	Grünberg	N. F. IV 42
44. Kl.-Zöllnig	Öls	N. F. III 40	50. Unbekannt		N. F. IV 40

Hans Seger



Fig. 80. Namslau. 1/2

DER FUND VON LANDAU, KREIS NEUMARKT

Anfang April 1906 erfuhren wir durch eine Zeitungsnotiz, dass der Gutsbesitzer Mehlitz in seiner am Ostausgange des Dorfes Landau gelegenen Sandgrube auf heidnische Gefässe gestossen sei. Sogleich nach Eintreffen der Nachricht fuhr ich im Auftrage der Museumsverwaltung hin und erwarb den Fund für unsere Sammlung (Inv.-Nr. 296/99. 06). Über die Fundumstände brachte ich folgendes in Erfahrung.

In einer Grube von 2 m oberem Durchmesser und 1 m Tiefe hatten vier grosse gelbbraune Tongefässe mit der Mündung nach unten im Viereck nebeneinander gestanden. Es soll auch noch ein Scherben von einem fünften ähnlichen Gefässe in der Grube gelegen haben. Von dem dunklen Boden, der nach Angabe des Herrn Mehlitz die Grube ausgefüllt hatte, konnte ich noch deutliche Spuren an der Fundstelle wahrnehmen. Der Inhalt der Gefässe bestand, soweit sich aus den haftengebliebenen Resten feststellen liess, aus Sand mit geringer Beimischung von Humus. Von Asche oder Knochenresten war bei der Auffindung nichts bemerkt worden, und auch die von mir vorgenommene Nachprüfung des Bodens verlief in dieser Hinsicht völlig negativ.

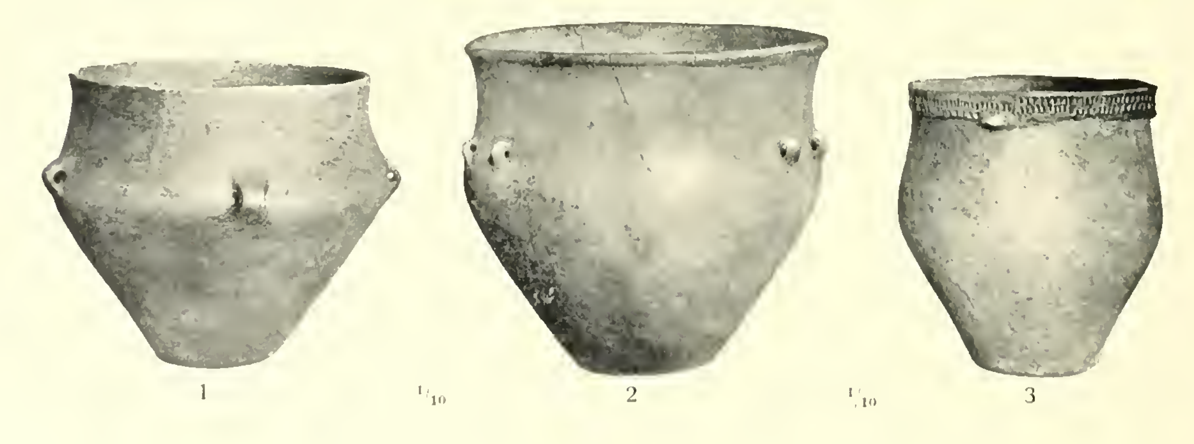
1. Gefäss mit verkehrt konischem Unterteil und abgesetztem, leicht nach innen geschweiftem Halse. Zwischen Hals und Bauch sitzen vier bandförmige Schnurösen. Ein oberhalb der Bauchkante um das Gefäss laufender Riss zeigt die Stelle, wo es aus zwei für sich geformten Hälften zusammengesetzt ist. Der Boden ist durch einen unglücklichen Zufall bei der Auffindung der Gefässe ausgebrochen. H. 39; Ob. Dm. 36,5 cm: Fig. 1.

2. Gefäss von ähnlichem Aufbau mit schwachem Randwulst und drei Paaren von kleinen Schnurösen. H. 43; Ob. Dm. 46,5 cm: Fig. 2.

3. Glockenförmiger hoher Topf mit schwachem, durch zwei Reihen senkrechter Eindrücke verziertem Halswulste und drei Griffzapfen. H. 37; Dm. 31 cm: Fig. 3.

4. Topf von ähnlicher Form und Verzierung, aber ohne die Griffzapfen. H. 42; Dm. 39,5 cm: Fig. 4.

Die Deutung des Fundes ist schwierig. Die nächstliegende Annahme wäre, dass er von einem Grabe herrührt. Aber wenn schon das Fehlen von Leichenresten nichts dagegen beweisen würde, so sind doch die Ausmessungen der Töpfe für Sepulkralgefässe ganz ungewöhnlich, und auch ihre Stellung mit der Mündung nach unten ist kaum damit in Einklang zu bringen. Anderseits werden in Wohngruben Gefässe dieser Art zwar



1   1/10   2   1/10   3

nicht selten angetroffen, aber sie sind regelmässig in viele Stücke zerbrochen, während die Landauer — abgesehen von kleinen, erst bei der Ausgrabung erfolgten Beschädigungen — tadellos erhalten sind, als ob sie eben aus der Hand des Töpfers hervorgegangen wären. Und vielleicht sind es wirklich noch ungebrauchte, neue Gefässe, die man in einer kellerartigen Grube aufbewahrte oder verbarg, bis man ihrer bedurfte.

Ein ähnlicher Fund, wie der vorliegende, stammt von der Tavale bei Trebnig, Kr. Nimptsch, einem ausgedehnten Ansiedlungsplatze, dessen Kulturreste von der neolithischen bis zur slavischen Periode reichen (Schles. Vorz. VI 65). Auch dort standen vier wohlerhaltene Gefässe mit der Mündung nach unten nebeneinander. Eines davon erinnert in Grösse, Aufbau und Verzierung stark an Fig. 3 und 4 der Landauer Gefässe, und ein zweites ähnelt mit seinen drei symmetrischen Schnurösen auf der Bauchkante wiederum unserer Fig. 1 und 2, wenn auch Hals und Schulterteil bei diesen nicht mehr so scharf von einander abgesetzt sind. Den Trebniger Fund hat Dr. Seger mit Rücksicht auf die Verwandtschaft des einen Gefässes mit der Vase von Bschanz der jüngeren Steinzeit zugeschrieben. Die Anbringung der Schnurösen, ihre Form und Stellung, die Randverzierung durch eingekerbte Leisten sind gerade für die neolithischen und frühbronzezeitlichen Gebrauchsgefässe typisch. In einer Jordansmühler Wohngrube (Nr. 35) wurde in Verbindung mit schnurverzierten Scherben ein mit vier Schnurösen versehener Topf gefunden, der eine gewisse Ähnlichkeit mit unserer Fig. 1 zeigt.[1]) Die Trümmer eines Gefässes von Form und Grösse wie Fig. 2 mit ebenfalls drei Paar symmetrisch angeordneten Ösen besitzen wir aus der Wohngrube Nr. 761 der frühbronzezeitlichen Ansiedlung von Gräbschen, Kr. Breslau. Aus einer neolithischen Wohngrube von Nosswitz, Kr. Glogau, welche bandkeramische Scherbentypen enthielt, stammt ein kleines Gefäss mit zwei Schnurösenpaaren und dem gleichen Profil wie unsere Fig. 2. Randstücke mit Kerbleisten endlich fanden sich in verschiedenen Varianten in Jordansmühl, Gräbschen, Nosswitz und anderen gleichzeitigen Ansiedlungsstätten. Wir dürfen mithin auch von den Landauer Gefässen annehmen, dass sie steinzeitlichen oder mindestens frühbronzezeitlichen Ursprungs sind.

Johannes Richter

[1]) Seger, Die Steinzeit in Schlesien, Archiv für Anthropol. N. F. V S. 19 Fig. 31.



4 $^1/_{10}$

DER STEINWALL AUF DEM GEIERSBERGE

Ringsum in ganz Mittelschlesien sichtbar, ragt wie ein Wahrzeichen des Landes als ansehnlicher Bergkegel von 718 m Höhe der Zobtenberg empor. Mit seinen niedrigeren Vorbergen bildet er ein kleines Rundgebirge, aus dem sich nur noch im Süden der Geiersberg zu bedeutenderer Höhe (572 m) erhebt. Eine weite Ebene trennt diese Berggruppe von der langen Kette der Sudeten.

Diese eigenartige Lage hat dem Zobtenberge in der früheren Geschichte unseres Landes eine besondere Bedeutung gegeben. Ist doch der Name „Schlesien" selbst aus dem slavischen Namen des Berges Slenz hervorgegangen. Nach Thietmar von Merseburg (1017 n. Chr.) hat der „pagus Silensis" seinen Namen „von einem sehr hohen und steilen Berge, der bei den Heiden in hohem Ansehen steht, weil sie dort ihren verruchten Götzendienst ausüben". Der Name Slenz selbst ist wiederum zurückzuführen auf den Namen der alten germanischen Bewohner des Zobtengaues, der Silinger (Partsch, Schlesien I. Teil S. 32). Im Hinblick auf diese beiden Tatsachen hat man den Zobtenberg auch mit dem von Tacitus erwähnten Heiligtum der Naharnavalen, eines ostgermanischen Volksstammes, in Verbindung gebracht.

Im Einklange mit diesen Überlieferungen stehen die zahlreichen Funde aus der weiteren und engeren Umgebung des Zobtengebirges. Das Gebiet des Loheflusses (Slenza) gehört zu den am längsten und stärksten besiedelten Gegenden aus vorgeschichtlicher Zeit, wie neuerdings die steinzeitlichen Wohnstätten von Jordansmühl wieder bestätigt haben. Aber auch auf dem Zobten selbst sind Altertümer verschiedenster Art zum Vorschein gekommen, von den Steinäxten und Bronzebeilen der älteren Perioden bis zu den gravierten Bronzeschalen der ersten christlichen Zeit, die Wilhelm Grempler in dieser Zeitschrift (Bd. V.) beschrieben und neuerdings Kisa (Ztschrft. f. christl. Kunst 1905) als „Hansa-Schüsseln" bezeichnet hat. Die Steinfiguren „Jungfrau und Bär", „Sau" sowie viele ähnliche Denkmäler sind Gegenstand mancher Erörterung geworden, und ihre eigentliche Bedeutung ist selbst heute noch nicht sicher festgestellt. Noch weniger ist bisher eine andere Frage geklärt. Sie knüpft sich an die grossen Steinwälle auf dem Gipfel des Zobten und des Geiersberges.

Über den Steinwall auf dem Geiersberge hat man schon in früherer Zeit mancherlei Vermutungen aufgestellt. Dr. Burghardt, ein Breslauer Arzt, gibt in seinem „Iter Sabothicum" vom Jahre 1736 der damals herrschenden Anschauung Ausdruck, dass Herzog Bolko von Schweidnitz mit dieser Mauer seinen Tiergarten umschlossen habe, während Kunowsky in den Schlesischen Provinzial-Blättern von 1813 sie für die Schutthalde eines einstigen Bergwerkes erklärt. Beide Ansichten bedürfen heute keiner Widerlegung mehr. Um der wirklichen Bedeutung des Walles näher zu kommen, hat der Schlesische Altertums-Verein im Jahre 1905 mit Genehmigung des Grundeigentümers, Sr. Durchlaucht des Prinzen Schönaich-Carolath auf Saabor, unter meiner Leitung einige Versuchsgrabungen vornehmen lassen, über deren Ergebnisse hier berichtet werden soll.

Der Geiersberg fällt nach allen Seiten ziemlich steil ab, nur an der schmalen Südseite geht er in einen niedrigeren Höhenzug über. Dort tritt man in einer Höhe von 500 m in den umwallten Raum ein. Der Wall besteht aus einer schwach gewölbten Anhäufung von zahllosen unregelmässigen und unbearbeiteten kleinen und grossen Steinen, darunter besonders vielen flachen Stücken. Das Material ist der grüne Serpentin der obersten Verwitterungsschicht des anstehenden Berggesteines. Nirgends zeigt sich eine Spur von Mörtel oder Kalk. Die Breite beträgt meist etwa 10 m, nur an den steilsten Stellen geht sie bis zu 6 m herunter. Im weiten Bogen von 2000 m Länge umschliesst dieser Steingürtel ein sanft gewölbtes, zurzeit von dichtem Niederholz bedecktes Plateau mit rundem Gipfelpunkt (Abb. 1). An der Nordseite ist er auf einer Strecke von etwa 100 m nicht sichtbar, weil von Erdreich und Pflanzenwuchs überdeckt.

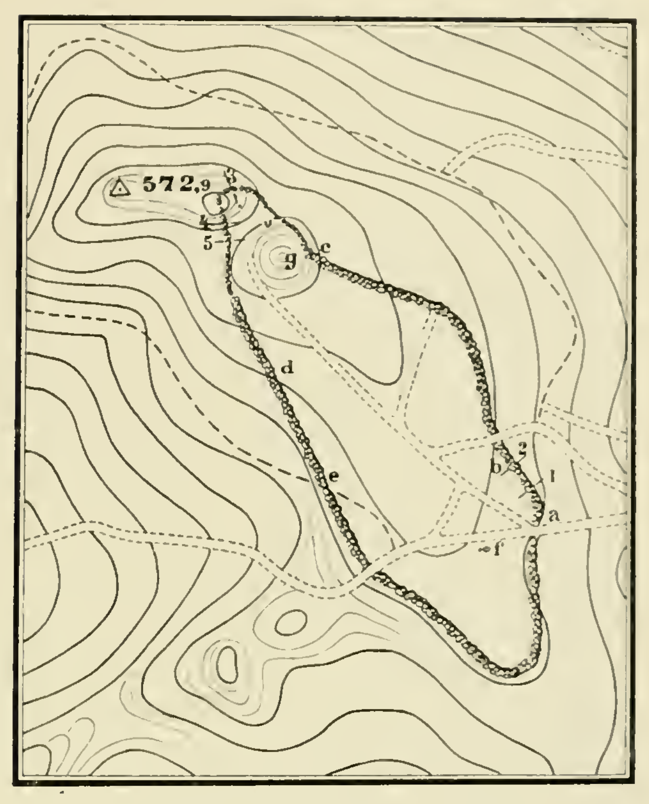


Abb. 1. Plan des Walles. 1 : 12500

Bei einem Rundgange sind die beigefügten Photographien, beginnend an der östlichen Seite (Punkt a der Planskizze), aufgenommen worden. Abb. 2 zeigt im Vordergrunde den Steinwall in ganzer Breite; im Hintergrunde ist seine nördliche Fortsetzung mit einem Kreuzchen bezeichnet. Abb. 3, aufgenommen bei Punkt c der Planskizze, gibt gleichzeitig einen Begriff von der Höhenlage des Walles und dem weiten Fernblick, den man von der Nordseite aus nach Osten über die Gegend von Nimptsch, Strehlen und Jordansmühl geniesst. Abb. 4 zeigt, dass der Wall auch an der Westseite durchaus die gleiche Beschaffenheit hat.

An mehreren Stellen (Planskizze, Punkt 1 bis 5) wurden von uns Durchschnitte bis auf den Grund hergestellt, in der Weise, dass ein Streifen von 1 m Breite von Steinen freigelegt wurde und eine möglichst senkrechte Böschung an den Rändern sichtbar blieb. Unsere Hoffnung, hierbei auf Reste einer gesetzten Mauer zu stossen, erfüllte sich leider nicht. Die Steine lagen bis unten hin in einer mittleren Höhe von 1 bis 1,50 m regellos und trümmerartig übereinander. Abb. 5 zeigt einen solchen bei Punkt b der Planskizze ausgeführten Einschnitt. Man gewinnt den Eindruck, dass, wenn eine Mauer einst vorhanden war, sie bis auf den Grund zusammengestürzt sein muss. Allenfalls sprach der



Abb. 2

Befund dafür, dass man zum Aufbau mit Vorliebe grosse und flache Steine verwendet und kleinere Steine als Füllmaterial benutzt hatte. Vielleicht geben spätere Versuche ein besseres Resultat. Zurzeit sind wir, um über den ursprünglichen Zustand und den Zweck der ganzen Anlage ins Klare zu kommen auf den Vergleich mit analogen, besser erhaltenen Bauwerken in anderen Gegenden angewiesen.

Die grösste Ähnlichkeit zeigen die sogenannten Castellieri der istrischen Küste.[1]) Wir finden dort auf Hunderten von Berggipfeln und Hügelspitzen Steinwälle, die sich in Nichts von dem Geiersberg-Walle unterscheiden. In vielen Fällen sind aber dort die Steine noch deutlich übereinandergeschichtet und förmliche Mauern zu erkennen, so dass der Schluss gerechtfertigt ist, alle derartigen Wälle seien ursprünglich aufrechtstehende mörtellose Steinmauern gewesen. Nachgrabungen im Innenraume dieser Wälle haben gezeigt, dass dort Ansiedelungen gelegen haben, die sich von der Steinzeit bis in die römische Epoche erstreckten. Ja, es ist gar nicht selten, dass noch heute ein Dorf über den Resten einer alten Ansiedelung innerhalb des Walles liegt. Marchesetti, der Erforscher der Castellieri, folgert hieraus, dass die Castellieri dauernd bewohnte Plätze waren, und dass die Mauern im Verein mit der hohen Lage den Ansiedlungen zum Schutze gegen räuberische Überfälle besonders von der Küste her dienen sollten.

Bauwerke ähnlicher Art sind in einem grossen Teile der Ostalpen und der Donauländer verbreitet. Als ein typisches Beispiel sei der Steinwall auf dem 525 m hohen

[1]) Marchesetti, I castellieri preistorici di Trieste e della Regione Giulia, Triest 1903. Deutsche Inhaltsangabe im Zentralblatt für Anthropologie 1904 S. 59.



Abb. 3

Kürnberge bei Linz erwähnt.[1]) Seine Linienführung gleicht in hohem Grade der unseres Geiersberg-Walles, einzelne Scherbenfunde deuten auf vorgeschichtliche Benutzung hin. Sehr reich an Steinwällen ist ferner das westliche Böhmen. Dort haben Födisch, Woldrich u. a. etwa 20 Steinwälle auf Berggipfeln nachgewiesen und z. T. eingehend untersucht,[2]) wie den Hradiste bei Strakonitz und den Berg Venetz (= Kranz) bei Ckyn. Födisch beschreibt auch vier solcher Wälle östlich der Moldau bei Neupaka unweit Gitschin, an den Südabhängen des Riesengebirges; diese sind für uns darum besonders wichtig, weil sie gewissermassen die Brücke bilden zu den schlesischen Steinwällen.

Deutschland hat verhältnismässig wenige Beispiele aufzuweisen. Zu den bekanntesten gehören die Steinwälle auf dem grossen und kleinen Gleichberg bei Römhild in Thüringen, in denen Jacob[3]) Bergfesten der Kelten oder Germanen zu erkennen glaubt, da alle im Innern der Wälle gemachten Funde der La Tène-Zeit angehören. Noch imposanter ist der von Oberst v. Cohausen untersuchte Steinwall auf dem Altkönig im Taunus.[4]) Der Altkönig ist 700 m hoch und auf seinem Gipfel durch einen Steinwall von etwa 1500 m

[1]) Mitteil. d. Wiener anthr. Ges. 1884 S. [7].

[2]) Mitteil. der K. K. Central-Commission. 1868, 1875, 1897.

[3]) Die reichhaltige Literatur über die Gleichberge ist zusammengestellt von A. Götze in „Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens" Heft XXXI, 1904.

[4]) Annalen des Nassauischen Altertums-Vereins XV, XVII u. XVIII.



Abb. 4

Umfang in doppelter Linie befestigt. Der Innenwall ist noch heut 5 bis 6 m hoch und enthält als Kern unter den losen Trümmern eine feste Mauer von senkrecht übereinander gelegten Blöcken. v. Cohausen hat nachgewiesen, dass der Aufbau eines solchen Werkes ohne Mörtel nur durch Zwischenlagen von Holzstämmen ermöglicht werden konnte, und dass durch das Schwinden des Holzes, dessen Kanäle er noch zwischen den Steinschichten auffand, der allmähliche Einsturz der Mauer und ihre Umwandlung in den jetzigen Zustand erfolgen musste. Die Schilderung der gallischen Mauerbauten bei Julius Cäsar und die Abbildungen dakischer Befestigungen auf der Trajanssäule entsprechen vollkommen dem Bilde, das man sich von dem ehemaligen Aussehen jener alten Steinwälle machen kann. Für die Zeit der Benützung des Altkönigs-Walles gaben nur wenige Fundstücke einigen Anhalt. Man kann aus ihnen schliessen, dass die Wälle bis in die vorrömische Zeit ihrem Zweck dienten.

In allen bisher angeführten Fällen handelt es sich um Befestigungen von dauernd oder zeitweise bewohnten Plätzen. Wohl gibt es auch von Wällen umgebene Berggipfel, die als Opfer- oder Tempelplätze angesehen werden, wie z. B. der Hausberg bei Stronegg in Nieder-Österreich[1], aber sie sind in ihrem Aufbau von jenen völlig verschieden. Sie liegen meist auf wenig erhöhtem Gelände, haben oft eine rechtwinklige, nach

[1]) Much, Kunsthistorischer Atlas, Wien 1889, Tafel 84.



Abb. 5

einer Seite offene Form und nur eine geringe Ausdehnung und sind aus blossem Erdreich, nicht aus Steinen erbaut, so dass sie zur Verteidigung offenbar ganz untauglich erscheinen. Der Wall auf dem Geiersberg gehört seiner ganzen Anlage nach sicher nicht zu dieser Gruppe, vielmehr spricht die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, dass auch er einem Befestigungszweck z. T. gedient hat. Und wahrlich, wenn der Brauch, schwer zugängliche Bergeshöhen als Zufluchtsorte für Zeiten der Gefahr zu befestigen, auch für die vorzeitlichen Bewohner Schlesiens angenommen werden darf, so gab es hier kaum einen Punkt, der sich besser dazu geeignet hätte, als der Zobten und seine Nachbarberge!

Was uns nun aber am meisten interessiert, ist die Zeit der Entstehung unseres Geiersberg-Walles. Wir haben gesehen, dass die Castellieri und die ihnen verwandten Befestigungen z. T. bis in die Steinzeit zurückreichen, in der Hauptsache aber in die Periode der jüngeren Bronzezeit und der vorrömischen Eisenzeit fallen. Andererseits kennen wir aus Schlesien nur Befestigungen der slavischen, also einer bis zu den Anfängen der Geschichte heran reichenden Periode. Wir würden also nicht in der Lage sein, auch nur annähernd die Zeit der Erbauung unseres Walles anzugeben, wenn uns nicht glückliche Funde zu Hilfe kämen. Bei Gelegenheit der Querschnitte an den oben erwähnten Stellen (a und b der Planskizze) fanden sich beide Male unter dem Innenrande der Steinlage in etwa 20 cm Tiefe zahlreiche Tonscherben. (Die Stellen sind auf Abb. 2 und 5 durch Holzpflöcke gekennzeichnet.) Darunter waren auch einige Stücke von jenen flachen

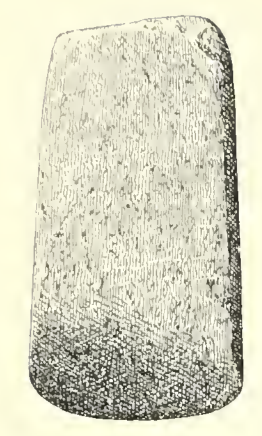


Abb. 6 1/2

Tonscheiben mit netzförmiger Strichverzierung (Abb. 8, links und rechts unten), die für die jüngere Bronzezeit in Schlesien charakteristisch sind und sowohl in Gräbern, wie namentlich in Ansiedlungen dieser Periode regelmässig angetroffen werden. Auch innerhalb des etwa 100 Morgen umfassenden Raumes, den der Wall umschliesst, wurden an zwei Stellen Grabungen vorgenommen, beide Male mit Erfolg. Auf dem höchsten Gipfelplateau des Berges (Punkt g der Planskizze) wurde in 15 cm Tiefe ein geschliffenes Serpentinbeil ohne Schaftloch ausgegraben (Abb. 6). Es zeigt die typische, auf einer Seite schwach gewölbte, auf der andern flache Form der Querhacken mit schräg zugeschärfter Schneide, die stets in Verbindung mit der steinzeitlichen Bandkeramik, in Schlesien besonders in den Funden von Jordansmühl und Ottitz auftritt.[1])

Eine andere Stelle des umwallten Bezirkes gab durch ihre volkstümliche Benennung als „Entenlusche" (böhmisch louže = Pfütze), weil man dort eine ehemalige Quelle vermuten konnte, Veranlassung zur Nachgrabung. Hier fand sich in 0,75 m Tiefe auf einer nur 1 qm grossen Fläche ein Aschenplatz mit äusserst zahlreichen Bruchstücken von Gefässen. Sie stammten zum grössten Teil von dickwandigen Töpfen aus grobem mit Sandgrus vermischtem Ton und waren entweder gar nicht oder nur mit Reihen von Fingernagel-Eindrücken verziert (Abb. 8, rechts oben). Wichtiger für die chronologische Bestimmung ist die wulstige Form des Randes bei einzelnen Stücken. Sie lässt mit einiger Sicherheit auf die vorrömische Eisenzeit (La Tèneperiode) schliessen.

In einer älteren Beschreibung des Geiersbergwalles von Robert Schück (Schles. Prov. Blätter 1866 S. 90) wird gesagt, dass in und dicht an dem Steinwalle oft altertümliche Gegenstände gefunden, aber zumeist der Unwissenheit oder dem Eigennutz zum Opfer gefallen seien. Nach den Versicherungen von Holzschlägern wären noch 1864 bei dem sogenannten Goldbrunnen am Südabhange des Berges metallene Geräte ausgegraben worden, darunter solche, deren Form sie als spindelartig bezeichneten, also wahrscheinlich grosse Bronzenadeln. Schück selbst gelangte in den Besitz einer etwa 1862 am Goldbrunnen gefundenen Lappenaxt, die er dem Museum überwies (Inv.-Nr. 4284, Abb. 7). Sie hat die typische Form der älteren Bronzezeit.[2]) In dieselbe Kategorie gehören wohl auch die von Schück erwähnten „Abhäutemesser"; so werden nämlich derartige Axte in der älteren Literatur öfters bezeichnet.[3]) Drescher, der den Schückschen Bericht im Auszuge mitteilt (Schles. Vorz. I, 5. Bericht S. 37) und den Wall selbst besucht hat, fügt hinzu, dass man früher auch Urnen mit verbrannten Gebeinen auf dem

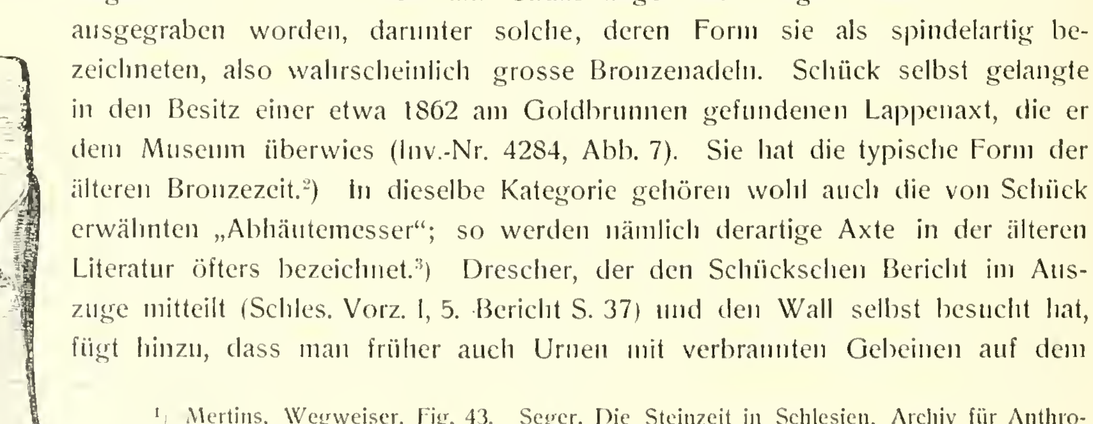


Abb. 7 1/3

[1]) Mertins, Wegweiser, Fig. 43. Seger, Die Steinzeit in Schlesien, Archiv für Anthropologie N. F. Bd. V S. 8 und 23.

[2]) Schles. Vorz. VII 349; N. F. IV 19; Mertins, Wegweiser Fig. 121.

[3]) Z. B. von Büsching, Altertümer Schlesiens, zu Taf. IV 2.

Berge ausgegraben habe. Eine Absatzaxt des Museums von der Form, wie Wegweiser Fig. 120, ist in Klein-Silsterwitz gefunden worden (Inv.-Nr. 5294), eine zweite am Fusse des Geiersberges, auf dem Acker des Forsthauses Tampadel, Walddistrikt 108; unweit davon, Walddistrikt 34, ein Serpentinbeil (Inv.-Nr. 1046/47. 93). Auch besitzt Herr Paul Heintze in Silsterwitz eine grosse Steinaxt, die an der Dorfstrasse dicht vor dem Aufstiege zum Geiersberg gelegen hat. Endlich sei erwähnt, dass sich an den Südabhängen des Geiersberges die Urnenfelder und Aschenplätze von Schlaupitz und Mellendorf in der Ausdehnung von einer halben Meile hinziehen, von denen namentlich das Museum für Völkerkunde in Berlin viele Funde besitzt (Verhandl. d. Berl. anthr. Ges. 1887 S. 678).

Die bei dem kleinen Umfange unserer Nachgrabungen auf der Bergeshöhe verhältnismässig reiche Ausbeute berechtigt zu der Erwartung, dass die Erde auch dort noch weitere ausgiebige Spuren menschlichen Wirkens verborgen hält. Schon heute aber gestatten sie einen Rückschluss auf die Erbauungszeit des Walles. Die auf dem Gipfel gefundene Steinaxt freilich beweist nur, dass schon zur Zeit der Jordansmühler Neolithiker Menschen den Geiersberg erstiegen haben. Aber die in so grosser Zahl gerade am Innenrande des Walles aufgesammelten Reste von Topfgeschirr müssen in unmittelbarem Zusammenhang mit der Errichtung und Benutzung des Walles stehen. Und was für den Geiersberg gilt, darf man auch für den zwar weniger vollständig erhaltenen, aber viel mächtigeren Steinwall auf dem eigentlichen Zobtenberg annehmen.

Es ergibt sich also die bemerkenswerte Tatsache, dass die bronzezeitlichen Bewohner Schlesiens wohl nach dem Vorbilde der südlichen Nachbarvölker auch in ihrem Lande eine Volksburg als Zufluchtsort und Verteidigungszentrum errichtet haben. Diese Zweckbestimmung schliesst nicht aus, dass daneben auf den Bergesgipfeln auch eine Kultusstätte bestanden habe, wie denn die mitgeteilte erste geschichtliche Überlieferung ausdrücklich von der Götterverehrung auf dem Zobten spricht. Vielleicht werden die auf dem Gipfel des Zobtenberges selbst geplanten Untersuchungen auch hierüber einmal Aufschluss geben.

Georg Lustig



Abb. 8 2/5

SCHLESISCHE MÜNZFUNDE

1. Brakteatenfund von Grambschütz

Der im Nachstehenden verzeichnete Fund ist schon vor mehr als 50 Jahren in der Nähe von Grambschütz bei Namslau gehoben worden, aber erst jetzt durch die Güte seines Besitzers, des Herrn Grafen Henckel von Donnersmarck auf Grambschütz, bis auf wenige zurückbehaltene Doppelstücke in das Breslauer Museum gelangt und damit für die Wissenschaft nutzbar geworden. Er verdient eine Beschreibung vielleicht schon deshalb, weil bisher überhaupt noch kein derartiger Fund in der Literatur ordnungsmässig besprochen worden ist und man sich bestenfalls immer nur mit der Veröffentlichung eines Bestandsverzeichnisses begnügt hat, dann aber auch wegen der Fülle der neuen Gepräge, die er enthält, und der wertvollen numismatischen und geldgeschichtlichen Tatsachen, die er uns kennen lehrt. Die Beschreibung gibt sich am übersichtlichsten in Form einer Tabelle unter Zugrundelegung meines bekannten Buches über Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter (Cod. dipl. Sil. Bd. 12, 13, Nachträge Bd. 23), dem auch die Reihenfolge und Bezeichnung der Prägebilder entlehnt ist, und auf welches bezüglich aller weiteren Einzelheiten ein für allemal verwiesen wird. Die erste Spalte gibt die laufende Nr., die zweite die Nummer des angeführten Werks; eingeklammerte Nummern bezeichnen eine nähere, der Buchstabe A eine entferntere Abart des abgebildeten Stückes. Rechts ist die Stückzahl angegeben, und zwar in der ersten Spalte die vollständigen Stücke (ganze Pfennige und Hälblinge) in der zweiten die halbierten Exemplare. Voran steht die Hauptmasse des Fundes: die grossen schlesischen Brakteaten von böhmischer Mache, die das Geld Schlesiens etwa von 1230 bis 1290 bildeten; am Schlusse folgen die wenigen beigemischten fremden Münzen.

1		Gekrönter Kopf n. l.	1	
2	32	Zwittergestalt: gekrönter Kopf v. v., Rumpf und Flügel eines Adlers. Die Kombination des Herzogs mit seinem Wappentier	1	
3	40	Krone über Mond und Stern	1	
4	44	Kronenhelm n. l., kleiner als alle bekannten Stücke dieser Art: 20 mm!	1	
5	46	Helm mit Pfauenfederschmuck n. l.	3	
6	52)	Helm mit 7 einzelnen Pfauenfedern v. v.	1	
7	(63 A)	Helm mit Hirschgeweih v. v. 18 mm	1	
8	70	Helm mit zwei Ringen u. einem von 3 Stäben gehaltenen Kleinod	4	
9	(70)	Ähnlich, statt der Ringe Kugeln, der Helm durch einen Querstrich einem Schilde ähnlich	1	
10	(70)	Wie vorher, aber 2 Querstriche	2	
11	(70)	Ähnlich, aber der Helmschmuck besteht aus 3 Büscheln. 4 Pfennige, 3 Hälblinge	7	
12		Einspitzige Mitra, darunter Kugel, das geistliche Gegenstück zu F. 37 mit Krone u. Kugel	1	
13	(79)	Halber Adler u. halber Wappenschild mit einem Querstreifen, darüber und darunter Vertiefung	1	
14	(81)	Muschel zwischen Mond und Stern	1	
15	82	Schlüssel mit angesetztem Adlerflug	1	
16	(84)	Aufrechter Schlüssel vor einem Turm. 17 mm	1	
17	85	Halber Adler u. Schlüssel. 21—15 mm	6	1
18	86	Schlüssel zwischen Hufeisen u Kugel	5	
19		Schlüssel und Fahnentuch (?). 14 mm	2	
20		? und Schlüssel		1
21	105	Schreitender Löwe n. r.	1	
22		Desgl. n. l.	2	
23	(110)	Löwenkopf mit aufgesperrtem Rachen n. l. Verschiedene Stempel	3	
24	(110)	Desgl. ähnlich. 21 mm	1	
25	112	N. l. schreitendes Hörnertier	1	
26	113	Desgl. kleiner	2	1
27	114	Desgl. n. r.	1	

28	(116)	Einstangiger Hirsch n. l., das Hinterteil stilisiert	1	
29	(116)	Desgl. n. l.	1	
30	120	Vorderteil eines Bockes n. r.	2	
31	128	Hirschgeweih	1	
32	131)	Kopf über Hirschgeweih. Pfennig u. Hälbling	2	
33	(136)	Hirschstange, die Zacken rechts	3	
34	(148)	Eichhorn	1	
35	(150A)	Raubtierkopf, dessen Schnauze hier zu einem krummen Schnabel geworden ist, n. l.	1	
36	(151)	Raubtierkopf mit Hals n. l.	1	
37	154	Sirene n. l.	1	
38		Greifenkopf n. l. Schlesisch?	1	
39		Halbe Lilie und Fisch Pfennig (3) u. Hälbling	4	
40	183	Adler n. l. sehend		1
41	188	Desgl.	1	
42	195	Desgl.	1	
43	(195A)	Desgl.	2	
44		Desgl.	1	
45		Desgl. n. r. sehend	1	
46		Zwei halbe Adler	1	
47		Zwei Vögel, Rücken an Rücken, sich umsehend. Abweichend von allen Geprägen dieser Art in der Haltung der Vögel	3	
48	201	Wie vorher	6	3
49	(209)	Gekrönter Adlerkopf nach links	1	
50	(211)	Desgl. n. r. Durch Überprägung (?) seltsam entstellt	1	
51	213	Adlerkopf n. l.	1	
52	(235)	Der Buchstabe ⴷ	1	
53	236	Derselbe, mit einem Kreuz geschmückt	2	
54	245	Der Buchstabe ⵎ	3	
55		Das Zeichen Ξ	2	
56		Der Buchstabe T, darüber eine Kugel. 16 u. 14 mm	4	
57	(252	Zinnenturm zwischen Mond und ? über Bogen, darunter?	1	
58	253	Zinnenturm	7	
59	262	Turm mit spitzem Dach zwischen 4 Kugeln	2	
60	279	Drei Türme mit gemeinsamem Unterbau	1	
61	306	Lilie	5	
62	307	Desgl. Die Abgrenzung gegen die vorige Gruppe ist bei dem Schwanken des Durchmessers unsicher	8	1
63	(308)	Lilie. Kleinstes Format. Unsichere Bestimmung	1	
64	310	Lilie	1	1
65		Befusste Lilie	7	
66	312	Lilie mit offenem Mittelstück Pfennig (8) u. Hälbling	9	
67	(318	Halber Adler und halbe Lilie. 15 mm	1	
68	(319	Halbe Lilie und schreitender Adler, 21 mm, anscheinend der ganze Pfennig zu 319	1	
69	(326	Doppellilie zwischen 2 Kugeln	2	
70		Lilienartige Pflanze	1	
71		Desgl. zwischen 2 Kugeln	1	
72		Desgl., mehr blattförmig	1	
73	330	Sechsblätterige Rose	1	
74	342	Eine Art gestielter Rose	1	
75		Ähnlich, aber befusst	1	
76	353	Dreiteiliges Pflanzenmotiv		4
77	354	Ähnlich, aber zierlicher	2	
78	355	Ähnlich, aber vierteilig	1	
79	(355A)	Wie vorher, aber in der Mitte eine runde Vertiefung	2	
80	358	Dreiblattmotiv mit durchbrochenem Mittelstück	3	
81	(358)	Ähnlich, Mittelstück geschlossen	1	
82	359	Pflanzenmotiv mit büschelförmigem Mittelstück	2	1
83	362	Kreuzartige Figur über Blattwerk	2	1
84	(362)	Ähnlich, die Figur lilienförmig	1	
85	365	Kleeblatt	8	1
86	376	Kreuz	3	
87		Kreuz mit breiten Schenkeln, die eine Vertiefung aufweisen, wie auf F. 378	2	
88		Wie vorher, ohne die Vertiefung	3	
89	380	Kreuz zwischen 2 Kugeln auf Bogen, darunter Kugel	1	
90		Breite Säule zwischen Mond u. Stern (vgl. F. 395). 18 mm	1	
91	401	Mond, darüber Stern	1	
92	(401)	Wie vorher, der Stern ohne Vertiefung	1	
93		Hand einen Stern haltend n. l. Der schlesische Ursprung dieser Münze, deren Darstellung einerseits an F. 78 u. 428 (vgl. Nachtr. S. 26), andererseits an Sarbske 95 erinnert, ist unsicher		
94	408	Busch aus Mond hervorwachsend		1
95	411	Eine Art Stern über einer ausgezackten Sichel	2	3
96	412	Kugel über Mond	2	
97		Schild mit 3 Kugeln. Schlesisch?	1	
98		Eine Kugel über einer unverständlichen Figur, wie zwei in Form eines V zusammengestellte Fische	7	
99		Drei durch Überprägung unkenntlich gewordene Stücke, eines davon anscheinend F. 46	3	
100		Völlig undeutliche	21	22

	Böhmen	
101	Gekrönter Löwe n. r.	1
102	Turm zwischen 2 Helmen über Ranke. Strahlenrand.	1
	Beide Stücke leider sehr schlecht erhalten, das erste gestattet überhaupt keinen Vergleich mit einer bekannten Abbildung, das zweite scheint das bei Fiala, České Denáry Taf. XXII 14 abgebild. Stück zu sein	
	Pommern? Preussen?	
103	Krone mit lilienförmigem Mittelstück	1
104	Turm mit spitzem Dach auf Bogen. Perlenrand	1

Auffällig ist zunächst an diesem Funde, dass die hier auftretenden Schlesier durchweg wesentlich kleiner sind als die sonst bekannten Stücke dieser Art. Diese haben meist einen Durchmesser von etwa 25 mm, den nur wenige der vorstehenden Nummern: 2, 3, 25, 40, 76, 94 erreichen, meist schlecht erhaltene, die Spuren längeren Umlaufs deutlich aufweisende oder auch halbierte Stücke. Die Hauptmasse der Fundgenossen zerfällt in drei Gruppen von etwa 23, 18 und 15 mm Durchmesser, unter den kleinen und kleinsten befinden sich die besterhaltenen und am zahlreichsten vertretenen Stücke (Nr. 11, 18, 48, 85 — Nr. 16, 58, 65, 98). Entsprechend den Unterschieden in der Grösse lassen sich auch auffällige Gewichtsdifferenzen feststellen. Es wiegen:

I 18 Exemplare von Nr. 8, 13, 14, 15, 24, 36, 46, 47, 53, 57, 64, 79, 82, 95 zusammen 9,7 gr; Durchschnittsgewicht: 0,54 gr.

II 29 Exemplare von Nr. 4, 7, 9, 10, 18, 21, 26, 30, 31, 33, 35, 48, 54, 59, 61, 77, 85, 90, 91 zusammen 10,6 gr; Durchschnittsgewicht: 0,36 gr.

III 29 Exemplare von Nr. 4, 6, 12, 22, 38, 56, 58, 62, 65, 67, 80, 96, 97, 98 zusammen 6,95 gr; Durchschnittsgewicht 0,24 gr.

Wenn es nun auch bei einzelnen Stücken zweifelhaft ist, welcher Gruppe sie zuzuzählen sind, auch manche in ihren verschiedenen Exemplaren in zwei Gruppen gehören, so ist es doch nicht zweifelhaft, dass unser Fund uns deutlich das allmähliche Herabgehen des Gewichts dieser Pfennige lehrt, das aus sonst bekannten Funden und dem Testament Bischof Thomas I von 1268 (Reg. 1289) längst bekannt ist (vgl. Friedensburg S. 19). Die Frage liegt aber sehr nahe, ob wir nicht etwa in den Angehörigen der Gruppe III Halbstücke (Obole, Hälblinge) zu sehen haben. Dass keine entsprechenden ganzen Pfennige bekannt sind, wäre an sich kein Gegengrund: sie mögen noch unbekannt sein oder der Münzer mag für die Halbstücke ein eigenes Gepräge gewählt haben. Aber die Wahrscheinlichkeit spricht doch dafür, dass unsere kleinen Münzen, die die Hauptmasse des Fundes bilden, also die Nummern 6, 12, 16, 17, 19, 21, 22, 23, 38, 43, 56, 58, 63, 65, 66, 67, 83, 86, 88, 96, 97, 98 die letzten Ausläufer dieser mit dem Heinrichs-Brakteaten, F. 550, so vornehm begonnenen Prägung bilden. Wirkliche Hälblinge haben wir bei den Nummern 11, 39, 66, wo auch ganze Pfennige desselben Gepräges verzeichnet sind: hier betragen die Gewichte etwa 0,18 und 0,36—0,28 und 0,51—0,27 und 0,46 gr. Möglicherweise haben wir in Nr. 19, die nur 0,16 gr wiegt und besonders klein ist, sogar noch ein Halbstück zu den Pfennigen der Gruppe III. Jedenfalls zeigt unser Fund, dass die

Vermutung (Friedensburg Nachtr. S. 15), die „denarii quartenses", die etwa 1290 aufgekommenen zweiseitigen Pfennige, seien auf das Vierfache der letzten Brakteaten ausgebracht, nicht völlig zutrifft: die „letzten" Brakteaten sind zuweilen noch beträchtlich leichter als das Viertel der Quartenses.

Unter diesen Umständen könnte man versucht sein zu fragen: sind denn diese ganz kleinen Pfennige überhaupt noch Schlesier? Und es ist zuzugeben, dass einige dieser Münzen, wenn man sie für sich allein betrachtet, eine Verweisung in ganz andere Münzgebiete nicht nur recht wohl vertragen, ja dass ihre Zuteilung an Schlesien an und für sich recht zweifelhaft erscheint. So würde jeder Münzkenner Nr. 38, käme sie ihm ausserhalb eines Fundes in die Hände, unbedenklich nach Pommern legen, wo solche Greifenkopfpfennige in Menge geprägt sind. Nr. 56 kommt ebenfalls in pommerschen Funden (vgl. Dannenberg Pommern Tafel IV, 97) vor, ebenso sind Gepräge wie Nr. 63, 65, 84, 88, 93, 97 in den Funden nach Art derjenigen von Filehne und Sarbske (vgl. v. Sallets Zeitschr. f. Numism. Bd. 14 S. 45 fg.) nicht selten. Gleichwohl dürfen wir nicht anstehen, obige Frage zu bejahen. Zunächst mit Rücksicht auf die Fundgemeinschaft: es ist ersichtlich, dass unser kleiner Schatz im wesentlichen aus schlesischem Gelde besteht, und man darf daher nicht ohne zwingenden Grund einen so grossen Bestandteil für fremde Beimischung erklären. Dann in Rücksicht auf die Mache oder Fabrik, die für ein geübtes Auge doch auch bei diesen kleinen Pfennigen die Merkzeichen der ganzen Gattung erkennen lässt. Und endlich finden sich unter den kleinen und kleinsten Pfennigen so offenbar typisch schlesische Gepräge, z. T. Wiederholungen älterer Münzbilder, dass damit allein alle aus der Wandelbarkeit und Unsicherheit des Begriffes der Fabrik erwachsenden Bedenken geschlagen werden. Wie schon Nr. 4, 13, 34, 35 die Gepräge älterer Pfennige in wesentlich kleinerem Massstabe wiederholen, so Nr. 7, 16, 67 im allerkleinsten. Und Nr. 7 und 16 sind so offensichtlich schlesisch, dass schon diese beiden Stücke allein hinreichen, die Hauptmasse des Fundes für Schlesien zu retten. Freilich: angesichts der Nr. 103 und 104 kann die Möglichkeit, dass noch andere Pfennige von Pommern, Preussen, Polen sich unter den hier als Schlesier verzeichneten verbergen, nicht bestritten werden. Die Funde von Sarbske-Filehne enthielten Schlesier und der Fund von Liegnitz (Schles. Vorz. N. F. III 59) Pommern, beides ebenfalls aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, und da die Merkmale der Fabrik, wie bemerkt, nicht immer zuverlässig kenntlich, die Prägebilder teilweise allen diesen Ländern gemeinsam sind, so mag der schlesische Ursprung bei einigen unserer „Kleinen" — insbesondere bei Nr. 38, 93 und 97 — zweifelhaft sein.

So ist denn also die Anzahl der schlesischen Brakteaten abermals nicht unbeträchtlich vermehrt worden: man staunt immer wieder von neuem über den Reichtum dieser Prägung. Unser Fund zeigt uns aber auch, wie durch diese Fülle allmählich die Erfindungsgabe der Eisenschneider erlahmte: sie vermochten schliesslich den Bedarf an neuen Geprägen nicht mehr zu decken. Immerfort wiederholen sie die beliebtesten und nächstliegenden Münzbilder: den Adler, die Lilie, den Helm, das Gebäude, so dass am Ende

die einzelnen Emissionen dieser Pfennige gar nicht mehr voneinander zu trennen sind. Schliesslich kopiert man ältere Gepräge, ein Gebrauch, den wir erst durch diesen Fund in den vorhin zusammengestellten Stücken (Nr. 4, 7, 13, 16, 34, 35, 67) in vollem Umfange kennen lernen. Schon früher waren z. B. F. 143 u. F. 148, die schönen grossen Pfennige mit dem Elefanten und dem Eichhorn, auch in kleineren und flüchtiger gearbeiteten Stücken bekannt, ebenso F. 82 und 112, die Pfennige mit dem Schlüssel und mit dem „Hörnertier“ u. a. Der Grund dieser Erscheinung war bisher nicht sicher zu ermitteln; jetzt wissen wir ihn: die kleinen Stücke sind spätere Wiederholungen der ersten. Nur noch auf einem Gebiet scheint die Phantasie der Stempelschneider schaffend weiter gewirkt zu haben, freilich auf dem für uns wenigst wichtigen: neue Pflanzenmotive haben sie noch immer erfunden, wie unser Fund zeigt. Aber diese wunderlichen Gebilde, die selbst ein sprachgewandter Erklärer sich vergeblich mühen wird zu beschreiben, sind für den Numismatiker und Historiker so gut wie bedeutungslos, denn jeder Versuch, ihnen eine bestimmte Münzstätte als Heimat nachzuweisen oder ihnen sonst eine geschichtliche Beziehung zu entlocken, verbietet sich von vornherein. Man fragt sich da unwillkürlich, wie es kommt, dass in einer Zeit des Aufschwungs, wie sie das Ende des 13. Jahrhunderts für Schlesien ist, das Geld des Landes mit so nichtssagenden Geprägen hat versehen werden können. Vielleicht — aber das ist eine ganz bescheidene Vermutung — haben die Eisenschneider zu ihren Arbeiten Schreibvorlagen benützt; liebte doch diese Zeit die Auszierung der Buchstaben mit allerlei pflanzlichen Zutaten, Blattwerk, Ranken u. dgl. Man könnte zur Unterstützung dieser Vermutung die Tatsache heranziehen, dass so viele unserer Pfennige mit zum grossen Teil doch sicher als solchen bedeutungslosen Buchstaben selbst bezeichnet sind: auf wievielen dieser Brakteaten erscheint z. B. der Buchstabe A, der doch weder zu einem Herzogs- noch zu einem Ortsnamen ergänzt werden kann! So bieten denn diese, vom numismatischen Standpunkt aus betrachtet, unerfreulichen Stücke wenigstens ein kunstgeschichtliches Interesse dar.

Wenn wir noch zum Schluss der überprägten Pfennige (Nr. 99) als einer bei Brakteaten nicht eben häufigen Erscheinung (vgl. Zeitschr. f. Numism. Bd. 13 S. 148) gedacht und darauf hingewiesen haben, wie sich unter den halbierten Stücken besonders viel ältere und schwerere Stücke finden, die sich also nur in dieser Gestalt im Kleinverkehr der Vergrabungszeit halten konnten, so dürften wir der Bedeutung unseres Fundes nach allen Seiten hin ausreichend gerecht geworden sein.

2. Brakteatenfund von Kostau

Auch dieser Fund ist bereits vor langer Zeit gehoben, und zwar im Jahre 1887, dicht bei dem Dorfe Kostau, das etwa 6 Kilometer von dem Städtchen Pitschen (Kreis Kreuzburg O. S.) liegt. Es sollen nicht weniger als 1200 Stück Brakteaten in einem irdenen Topf ans Tageslicht gekommen sein, die indessen leider bis auf 31 Stück verschwunden sind. Diese 31 Stück bilden den Rest eines Geschenkes, welches der damalige Besitzer von Kostau dem Herrn Oberlehrer Pietsch in Kempen gemacht hatte, die Haupt-

masse ist verschwunden und durch vielfache Bemühungen nicht mehr zu erlangen oder auch nur nachzuweisen gewesen: ein geradezu unersetzlicher Schade für die Wissenschaft. Herrn Pietsch gebührt unser lebhaftester Dank für die Überlassung seiner Münzen, deren Beschreibung nunmehr folge:

1	27	Vexierbild: Turm, 2 Köpfe, Flügel	2
2	50	Kleiner Pfauenfederhelm von vorn	1
3	(70)	Helm mit 2 Querstrichen, wie Grambschütz Nr. 10	1
4	(73)	Helm mit Kamm, an den Seiten Kugeln	2
5	82	Aufrechter, geflügelter Schlüssel; rohere Ausführung	1
6		Aufrechter Löwe mit buschigem Schweif n. r. Überprägt	1
7	102	Aufgerichteter Löwe n. l.	1
8	102a		1
9	110	Löwenkopf n. l.	1
10	128	Hirschgeweih; geringe Abweichung von dem abgebildeten Stempel	1
11	(146/151)	Unbestimmbarer Tierkopf von kräftiger Zeichnung	1
12	186	Adler n. l. sehend, Kugel unterm Schnabel	1
13	201 2	Zwei Adler, Rücken an Rücken	3
14	236	$\overline{\Lambda}$, darauf ein Kreuz	1
15	252	Zinnenturm zwischen 3 Kugeln. Überprägt	1
16	306	Lilie	1
17	306 A	Desgl., aber von ausgesprochen eckigen Formen	1
18	312	Lilie mit offenem Mittelstück	1
19		Lilie, deren Oberteil ein Kreuz bildet	1
20		Dreiteiliges Pflanzenmotiv, einer Lilie ähnlich, undeutlich	1
21	(347)	Mondförmiger Ast, daran ein Blatt	1
22	358	Dreiblattmotiv mit durchbrochenem Mittelstück	3
23	375	Kreuz	2
24	405	Mond, darauf Kreuz	1
25	408	Mond, darauf Büschel	1

Schon diese Aufstellung zeigt, dass hier wirklich von einem unersetzlichen Schaden für die Wissenschaft gesprochen werden darf: drei bisher völlig unbekannte Gepräge, mehrere neue Abarten und zwei überprägte Stücke unter 25 Nummern! Nr. 6 ist der schönste all der zahlreichen Löwenpfennige und Nr. 19 gibt eine, soviel ich weiss, auch anderwärts noch nicht beobachtete Verbindung zwischen Kreuz- und Lilienpfennigen. Ersteres Stück dürfte wegen des dem Löwen offenbar zukommenden heraldischen Charakters wohl sicher nach Löwenberg gehören, für das zweite ist die Beziehung auf eine bestimmte Ortschaft nicht leicht zu finden.

Auffällig ist ein gewisser Zusammenhang zwischen diesem und dem Funde von Grambschütz: mehrere seltnere Münzen sind in beiden vertreten, insbesondere F. (70), 110, 312, 358. Doch ist der Fund von Kostau, soweit sich dies aus seinen traurigen Resten beurteilen lässt, wohl etwas älter gewesen; denn er enthält von ganz kleinen Pfennigen nur ein Stück (Nr. 20 der Beschr.), dessen schlesischer Ursprung nicht einmal vollkommen sicher ist. Die 10 besterhaltenen Stücke (Nr. 5, 7, 12, 15, 21, 22 — 3 Stück —, 24, 25) wiegen 6,25 gr; trotz der Willkürlichkeit der Zusammenstellung doch auch ein Beweis für das höhere Alter des Fundes. Man sieht auch hier wieder, dass die „renovatio monete“, die jährliche Erneuerung des umlaufenden Geldes (vgl. F. S. 33), nicht mit voller Strenge durchgeführt wurde und ältere Stücke oft mit späteren im Umlauf blieben, zu welchem Zwecke man sie dann, wie der Fund von Grambschütz zeigt, halbiert hat, um bei ihrer Herausgabe keinen Schaden zu haben.

3. Brakteatenfund von Kreuzburg

Von diesem Funde wissen wir noch weniger als von seinem Vorgänger. Die nachstehend beschriebenen, offenbar zusammen gefundenen 21 Stücke stammen aus dem Nachlass des Herrn Professors Deditius, der über zwei Jahrzehnte in Kreuzburg gelebt hat; das ist alles. Wenn es sich auch fast durchweg um bekannte Stücke noch dazu von wenig schöner Ausprägung und Erhaltung handelt, so verdient der kleine Fund oder wohl Rest eines solchen doch nicht nur wegen der Nr. 6 des folgenden Bestandsnachweises die Aufzeichnung:

1	47	Pfauenfederhelm n. l.	1
2	97	Radartige Figur mit Nabe, aber ohne Speichen	1
3	(145)	Schlanker Zinnenturm zwischen Rosskopf u. Kuppelturm. Verkümmerte Darstellung	1
4	185 A	Adler n. l. sehend, im Stil von F. 187	1
5	193	Adler n. r. sehend	1
6		Halber Adler u. halbes Kreuz, 20 m 0,41 gr. — Abb. S. 62.	1
7	233	Adlerklaue. Kräftiger Stil	1
8		Der Buchstabe Λ̄, rundherum 4 Kugeln	1
9	261	Zinnenturm zwischen 2 Kugeln	1
10		Dicker Kuppelturm mit Untersatz zwischen 2 Kugeln	1
11	267	2 Kuppeltürme zu Seiten eines dünnen Turmes. Auffällig abgenützter als die anderen Stücke	1
12	275	Drei Türme über Bogen, darunter umgekehrter Mond	2
13	279	Drei Türme auf einem gemeinsamen Untersatz	1
14	322	Lilie unter einem dreitürmigen Gebäude	1
15	343/4	Drei Röschen auf gespaltenem Stengel	2
16	359	Pflanzenmotiv mit büschelförmigem Mittelstück	2
17		Mond, darüber Röschen	1
18	(409)	Mond, darüber Blattkreuz	1

Was an diesem Funde zunächst auffällt, ist das Vorkommen mehrerer Brakteatentypen, die wir sonst in Geprägen von kräftigem, deutlichem Stil kennen, in unansehnlichen, verkümmerten Exemplaren. Es sind dies Nr. 3, 14 und namentlich 18 der vorstehenden Aufstellung. Letzteres Stück ist kaum noch kenntlich: die auf den bisher bekannten Münzen dieser Art so geschmackvoll wirkende Strichelung des inneren Hohlrandes ist zu Stacheln des Mittelbildes entartet. Diese merkwürdige Erscheinung liess sich schon früher bei F. 82, 102, 143, 148 usw. nachweisen, war aber, wie bereits oben (S. 58) bemerkt, mit völliger Sicherheit nicht zu erklären. Man wird jetzt in den roheren, verwilderten Stücken Nachprägungen der besseren sehen müssen, und zwar nicht gleichzeitige betrügerische, sondern spätere gesetzmässige. Auch unser Fund spricht für diese letztere Annahme; denn er ist offenbar viel jünger als die, wenn man so sagen darf: Muster und Urstücke zu den hier auftretenden Wildlingen. Trotz der geringen Zahl unserer noch dazu meist beschädigten Stücke lässt sich doch erkennen, dass es sich um Geld von ziemlich niedrigem Durchschnittsgewicht handelt; den Satz von 0,5 gr erreichen nur Nr. 4, 5, 14, 15, 16, von denen die beiden ersten wohl sogar noch Nachzügler aus einer früheren Zeit bilden, wie sich solche eben auch bei Kostau und Grambschütz feststellen liessen. Die Präge- bezw. Vergrabungszeit wird daher gegen das Ende der Brakteatenperiode zu rücken sein.

Sehr bemerkbar macht sich auch hier wieder der Formenreichtum dieser Münzgattung, indem wir abermals mehrere bisher noch nicht beobachtete Gepräge zu verzeichnen haben.

Das weitaus wichtigste unter ihnen und überhaupt eine der erfreulichsten schlesischen Mittelaltermünzen, die seit lange aufgetaucht sind, ist Nr. 6, die genau das Oppelner Stadtwappen, zwar nicht in der Anordnung wie die bekannten Hohlheller des 15. Jahrhunderts (F. 797) sondern — die Anordnung hat bekanntlich fortwährend gewechselt — wie das noch dem 13. Jahrhundert entstammende (vgl. Pfotenhauer Schles. Siegel S. 24) grosse Stadtsiegel (v. Saurma Wappenbuch VIII, 99) zeigt: der halbe Adler rechts, das halbe Kreuz links im heraldischen Sinne. Wenn nun auch nach den Umständen des Fundes auf die Nähe der vermuteten Fundstätte bei Oppeln wenig Gewicht zu legen ist, so besteht doch gar kein Bedenken gegen die Zuweisung dieses Pfennigs an die herzogliche Münzstätte zu Oppeln, die im 13. Jahrhundert mehrfach erwähnt wird (F. S. 292), ohne dass sich jedoch bisher ihr entstammende Gepräge hätten nachweisen lassen. Man kann diese Zuteilung nicht mit dem Einwand abtun, es handle sich nur um die willkürliche Verbindung zweier häufiger Münzbilder: Adler und Kreuz; denn das Kreuz ist bei uns zu dieser Zeit garnicht so häufig und wird auf keinem der mehr als 400 bekannten Stücke in auch nur entfernt ähnlicher Weise mit einem anderen Gegenstande gepaart. Die hier erscheinende Verbindung ist eben das charakteristische Wappen von Oppeln. Wollte man sie nur als willkürliche Bildung und zufällige Ähnlichkeit gelten lassen, so könnte der Forscher sich überhaupt jede Mühe mit Erklärung schriftloser Münzen sparen. Ausgehend von der Aufstellung, dass die Deutung eines Münzbildes auf die Münzstätte, wenn sie sich sonst halten lässt, aus naheliegenden Gründen die Vermutung der Richtigkeit für sich hat, hat Verfasser neuerlich (vgl. Cod. dipl. Sil. Bd. 23 S. 14) eine Reihe von Zuteilungen grosser Brakteaten an bekannte Prägestätten mehr oder minder bedingt aufgestellt. Dieses Unternehmen erfährt durch die Auffindung unseres Pfennigs eine ausserordentlich wirksame Unterstützung, und so steht zu hoffen, dass auch in die bisher unzugängliche „rudis indigestaque moles“ unserer grossen Brakteaten allmählich etwas mehr in Ordnung wird gebracht werden können.

4. Pfennigfund von Breslau

1904 wurde in Breslau auf der verlängerten Klosterstrasse beim Rohrlegen ca. 1,5 m tief in einem Töpfchen ein Münzfund gemacht, aus dem folgende 83 Stücke — offenbar nur ein Teil des Fundes — in das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer gelangten:

1. Stadt Breslau. Auf Grund des Vertrages von 1511 geschlagene Heller mit W und Löwe F. 568. 1 St.
2. Breslau, königliche Münzstätte, ungarische Pfennige (F. 579/80). 9 St.
   a) mit 2 Lilien (Konrad Sauermann) undeutliche Jahreszahl. 3 St.
   b) desgl. von 15Z8. 1 St.
   c) desgl. mit cs undeutliche Jahreszahl. 1 St.
   d) desgl. von 15Z4. 2 St.

e) desgl. von 1524 mit den beiden Monden Paul Monaus. 1 St.

f) desgl. von 1524 mit anscheinendem Monogramm aus L und R. 1 St.

3. Stadt Liegnitz. Heller mit Adler und St. Petrus. F. 588. 1 St.
4. Stadt Görlitz. Pfennige mit Krone und gor. 25 St.
5. Böhmen. Prager Groschen von Wladislaus II. 1 St.
6. Böhmen. Kuttenberger Pfennig desselben Königs mit W. 1 St.
7. Desgl. von Ferdinand mit F zwischen R—P. 1 St.
8. Ungarn. Madonnenpfennig mit Umschrift Ferdinands I 1527 (?), Wappen C u. Lilie (Sauermann). 1 St.
9. desgl. Johanns von Zapolya 1529. 1 St.
10. Schriftlose Madonnenpfennige. 33 St.

a) 1522 LR 3 St.	f) 1524 LB 1 St.	1525 LK 1 St.
b) 1523 LB 2 „	g) „ LP 1 „	LS 2 „
c) „ LK 1 „	h) „ LV 3 „	LV 4 „
d) „ LR 3 „	i) 1528 LK 1 „	undeutl. Jahrzahl 4 St.
e) „ ? 1 „	k) „ LR 5 „	
	l) „ LS 1 „	

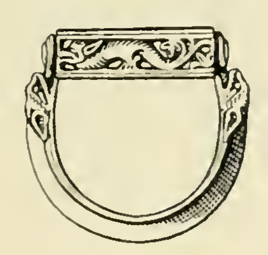
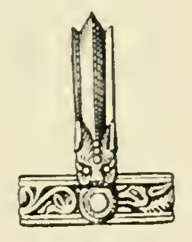
Der Fund ähnelt dem F. S. 84 beschriebenen, 1878 ebenfalls in Breslau gehobenen kleinen Schatz. Er zeigt wiederum die Langlebigkeit der alten Heller (Nr. 3) und die Mannigfaltigkeit des zu Ausgang des Mittelalters umlaufenden Geldes. Als bisher noch nicht bekanntes Gepräge ist Nr. 2f hervorzuheben: der monogrammartige Buchstabe erscheint zwar schon auf F. 579f u. 580f., aber zur Linken des Wappens vom Beschauer aus und mit einer Lilie gepaart, während er hier rechts steht; leider ist sein Partner unkenntlich. Schade, dass dieses Münzzeichen noch immer nicht zu deuten ist.

Ferdinand Friedensburg



Fund v. Kreuzburg
Nr. 6

EIN MITTELALTERLICHER SIEGELRING MIT HEBRÄISCHEN INSCHRIFTEN


Der hier in natürlicher Grösse abgebildete goldene Siegelring aus dem Besitze des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer ist im Jahre 1906 in Breslau bei den Grundarbeiten für den Umbau eines Hauses in der inneren Stadt gefunden worden. Form und Details, der breite Reifen mit der scharf abgekanteten Mittelrippe, die Tierköpfe an seinen Enden und die durchbrochen gearbeiteten, in Laubwerk ausgehenden Drachen an dem Seitenrande des drehbaren Kastens weisen ihn in die Zeit des gotischen Stiles. Zu einem kulturgeschichtlichen Denkmal machen aber dieses durch ungewöhnliche Sorgfalt der Ausführung sich auszeichnende Schmuckstück die eingravierten hebräischen Inschriften auf den beiden Kastenplatten.

Als Siegel diente die Platte mit dem Vogel in der Mitte, die zudem als Kastenoberseite durch die Kriechtiere bestimmt ist. Die Worte lauten: חותם שלי אבא בר אבא, d. h.: „Mein Siegel. Abba, Sohn des Abba." Die Inschrift auf der Kastenunterseite ist eine Eulogie für den Eigentümer des Siegelrings, für Abba, Sohn des Abba. Sie ist eben darum in gewöhnlicher (nicht in Spiegel-) Schrift eingraviert. Denn sie sollte zum Siegelabdruck nicht verwendet werden. Sie lautet in der Umschrift: גד גדי סינוק לא אאאס und innerhalb der Verzierung in der Mitte in zwei Zeilen ואב מה. Die letzten vier Buchstaben der Umschrift und die fünf Buchstaben im Innern des Kreises stellen abgekürzte Worte dar, von denen meist nur der Anfangsbuchstabe gegeben ist. Der ganze Text lautet daher: גד גדי סינוק לא אמן אמן אמן סלה ואין בו מדרכי האמורי oder auf deutsch: „Erstarke, mein Glück, ermatte nicht. Amen, Amen, Amen, Selah. Und daran [an dem soeben ausgesprochenen Wunsche] ist nichts [keine Spur] von den [verbotenen] Sitten des Emori." Die Wendung „Sitten des Emori", d. h. der emoritischen Ureinwohner des hl. Landes, ist im Talmud ein terminus technicus für verbotenen Aberglauben[1]).

Die Quelle des Spruches ist der Traktat Sabbath (fol. 67 b) des babylonischen Talmud. Nach der vulgären Lesart, die sich gegenwärtig in den gedruckten Texten des Talmud findet, wird dort die Anwendung des Spruches, als einer Emori-Sitte, verboten. Allein sehr

[1]) Näheres hierüber z. B. bei L. Blau, Das altjüdische Zauberwesen Budapest 1898 S. 64 f. 67.

gewichtige Autoritäten des 11. Jahrhunderts[1]) bezeugen ausdrücklich, dass in vielen oder allen ihnen vorliegenden Handschriften die gerade umgekehrte Lesart, die den Gebrauch des Spruches erlaubt, und zwar fast wörtlich so gestanden hat, wie wir sie innerhalb der Verzierung finden. Auch die äusserst seltene ed. princ. des Traktats Sabbath (Soncino 1484/9) weist diese Lesart auf[2]). Und eben auf Grund dieser ihm bekannten Lesart hat der gewissenhafte Eigentümer unseres Ringes den Spruch eingravieren lassen und hat dann in einer für den mittelalterlichen Juden ganz charakteristischen Weise im Kreisinnern zu Nutz und Frommen etwaiger sachkundiger Bewunderer seines Kleinods und Leser seiner Inschrift die Andeutung hinzufügen lassen: „Du sollst wissen, dass die Benutzung des Spruches ohne Weiteres erlaubt ist."

Die dreifache Wiederholung des Amen hinter dem Spruche, die eine Zutat des Eigentümers ist, dient nur zur Bekräftigung des im „Amen" enthaltenen Wunsches: „Das werde wahr." Bedürfte es eines besonderen Beweises, dass solche Wiederholungen auch in Schlesien üblich waren, so könnte ich auf das Fragment des Schweidnitzer Leichensteines vom Jahre 1372 hinweisen, dessen Inschrift ich in meiner „Geschichte der Juden in Schlesien" (Anhang S. XIII) veröffentlicht habe. Dort wird, in derselben Weise abgekürzt, Amen und Selah dreimal wiederholt.

Hiernach ist meines Erachtens alles klar, und die Inschrift hat einen wünschenswerten Zusammenhang.

Nur noch ein kurzes Wort über den Namen des Eigentümers. Es ist wahr, dass im späteren Mittelalter unter den Juden der Name Abba, der in der talmudischen Zeit, wie wir ausdrücklich (bab. Talmud Berachoth 18b) erfahren, über die Maassen alltäglich[3]) war, selten vorkam, und dass gewiss damals noch ungleich seltener Vater und Sohn denselben Namen führten. Aber was beweist das? Die Vornamen gehören bekanntlich zu den bevorzugten Artikeln, die der Mode unterworfen sind. In der talmudischen Zeit kommen Namen wie Abraham, David, Moses, Noah, die später wieder allgemein üblich wurden, so gut wie gar nicht vor. Wenn wir nun um das Jahr 1220 in Mainz einen

[1]) Nämlich u. a. der berühmte Talmudkommentator Raschi (st. 1105 in Troyes) und der Vf. des Talmud-Wörterbuchs „Aruch" (st. c. 1100 in Rom).

[2]) Vgl. Rabbinowicz, Variae lectiones in Mischnam et in Talm. babyl. Vol. VII (München 1875), S. 146, Anm. ט.

[3]) Angemerkt sei hier wenigstens, dass unter den vielen Personen, namens Abba, die der Talmud kennt, sich ein Gelehrter befindet, der ganz gerade so wie unser Mann, Abba bar Abba, geheissen hat und der bekannte Vater eines berühmteren Sohnes geworden ist. Die zerstreuten Notizen über seinen Lebensgang sind erschöpfend von Jechiel Heilprin in seinem Seder ha-Doroth (ed. Warschau, 1882, T. II, Seite 3f) und, soweit der jerusalemische Talmud in Frage kommt, von Zacharias Frankel in seiner Einleitung in den jerusalemischen Talmud (Breslau, 1870, S. 56a b, 58b) zusammengetragen worden. Er lebte im ersten Drittel des dritten nachchristlichen Jahrhunderts in Mesopotamien, und einige seiner Lebensereignisse sind sogar noch ein halbes Jahrtausend nach seinem Tode in legendenhafter Ausschmückung erzählt worden. Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, dass er es gewesen sein könnte, der auf unserem Siegelring in Schriftzeichen, wie sie gerade im 15. oder 16. Jahrhundert in Deutschland üblich waren, erklärte: „Ich, Abba bar Abba, tue hiermit kund, dass das mein Petschaft ist."

Märtyrer namens Gamaliel b. Pedahzur[1]) (genau wie sonst nur noch in Numeri 1, 10; 7, 54 u. 59) und um dieselbe Zeit in Worms einen Mann namens Schelumiel[2]), wie heute kein Vater seinen Sohn nennen würde, finden, warum soll es in Deutschland nicht auch einmal einen Abba bar Abba im 14. oder 15. Jahrhundert — auf dieses Vaterland und diese Zeit (oder etwa noch das 16. Jahrhundert) weist gebieterisch der Ductus der Handschrift hin — gegeben haben? Ganz ungewöhnlich war übrigens der Name nicht. In den Jahren 1608 und 1609 liess ein Abba b. Salomo aus Jungbunzlau in Böhmen bei Conrad Waldkirch in Basel einige Bücher drucken[3]), und einige Jahrzehnte später lebte in Polen ein Gelehrter, namens Abba, von dem wir einige Rechtsgutachten besitzen[4]). Seit jener Zeit ist dann der Name allmählich wieder gang und gäbe geworden.

Marcus Brann

[1]) RGA d. M. Minz Nr. 105.

[2]) Lewysohn, L. Sechzig Epitaphien des isr. Friedhofes zu Worms, S. 111.

[3]) Steinschneider, Cat. librr. hebrr. in Bibl. Bodleiana Nr. 3973, 4165, 7624.

[4]) Asulai I, א, 2.



Spätgotische Ofenkachel mit grüner Glasur,
gefunden 1904 bei Ausschachtungsarbeiten im Hofe des Breslauer Rathauses

DREI UNBEKANNTE HOLZSCHNITTE DER KÖNIGL. UND UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK ZU BRESLAU

Im III. Bande dieses Jahrbuchs (S. 88) hat Max Semrau gelegentlich der Veröffentlichung eines Madonnenholzschnittes des Breslauer Diözesanmuseums darauf hingewiesen, dass sich schon mehrfach in alten Bucheinbänden der Breslauer Bibliotheken interessante Unica des Formschnittes eingeklebt gefunden haben. Auch die im folgenden verzeichneten Holzschnitte der Königlichen und Universitäts-Bibliothek verdanken ihre Erhaltung dieser Aufbewahrung. Ihre Beschreibung an dieser Stelle erscheint wohl dadurch gerechtfertigt, dass wir aller Wahrscheinlichkeit nach zwei der Blätter für schlesische Erzeugnisse ansehen dürfen.

I. Messe Gregors mit lateinischem Gebet (Abb. 1)

Im Gegensatz zu recht vielen Darstellungen dieser Legende, bei denen der wesentliche Inhalt des Wunders gegenüber der starken Betonung der Marterwerkzeuge Christi oft ganz zurücktritt, zeichnet sich unser Holzschnitt durch strenge Geschlossenheit der Komposition aus. In dieser Hinsicht steht ihm das bei Schreiber[1]) No. 1459 angeführte Blatt am nächsten, das auch sonst grosse Ähnlichkeit zeigt. In wie weit dieselbe auf eine direkte Abhängigkeit des einen Formschnittes von dem anderen zurückzuführen ist, könnte nur eine Vergleichung unseres Blattes mit dem jetzt im Besitze des Barons Edmund von Rothschild zu Paris befindlichen entscheiden, doch möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass W. L. Schreiber das Pariser dem Ausgange des 15. Jahrh. zuweist, einem Termin, der für die Entstehung unseres Bildes jedenfalls zu spät gewählt wäre. Da von dem Pariser Blatte eine Reproduktion nicht vorhanden ist, dürfte die unter Abb. 1 beigegebene Wiedergabe des Breslauer Holzschnittes um so erwünschter sein. Zur Ergänzung der Abbildung sei noch erwähnt, dass die Kolorierung sehr sorgfältig ausgeführt ist, vorzugsweise mit milden Farben in wirkungsvoller Abwechselung, die sich besonders bei den drei Engeln geltend macht. Während die Aussenseiten der Flügel der beiden oberen rot gehalten sind, erscheinen die Innenflächen bei dem einen bräunlich, bei dem andern grün; der das Rauchfass schwingende Engel dagegen zeigt an den entsprechenden Stellen Karmoisinrot und Grün. Die Gewänder wechseln ab in Gelb, Karmoisinrot und Braun. Die Grösse des Holzschnittes beträgt 283 : 195 mm; das Papier hat kein Wasserzeichen.

Für die Datierung gibt uns der Mangel jeder Schraffierung sowie die runden Formen der Falten, in denen sich die Gewänder brechen, das Recht, die Entstehung nicht weit hinter der Mitte des 15. Jahrh. zu suchen. Schwieriger liegt die Frage nach dem Ursprunge des Blattes, den ich nach dem Niederrhein verlegen möchte; hierfür dürfte die reiche, aber milde Farbenskala sprechen, auch scheinen mir einige Berührungspunkte, mit

[1]) Manuel de l'amateur de la gravure sur bois et sur métal au XVe siècle, Berlin 1891 ff.



Abb. 1
Messe Gregors mit lateinischem Gebet



Abb. 2
Maria mit Kind

dem bei Weigel und Zestermann[1]) unter No. 113 abgebildeten Holzschnitte der Messe Gregors vorzuliegen, dessen niederländische Herkunft sicher ist. Der etwas herbe Gesichtsausdruck, der durch die nach unten gezogenen Falten der Mundwinkel bewirkt wird, findet sich in beiden Darstellungen, ebenso auch die hochgetragene Kapuze des Kardinals.

Auffallenderweise nimmt der Wortlaut des Gebetes auf die Darstellung so gut wie keinen Bezug; weder ist auf das Wunder hingewiesen noch auf die von Gregor aus diesem Anlass gewährte Indulgenz. Die Hindeutung auf das Kreuz und die Dornenkrone Christi (in unserem Holzschnitt trägt er jedoch das Schapel) sowie den bittern Essigtrank lässt eher ein Bild erwarten, in dem die sog. Waffen Christi eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Zwar findet sich fast dasselbe Gebet noch auf zwei anderen Formschnitten der Messe Gregors (Schreiber No. 1458 u. 2645), jedoch in Verbindung mit einer kurzen Erklärung der Darstellung des Wunders, bei der auch die Anbringung der Marterwerkzeuge nicht fehlt. Unter diesen Umständen könnte man geneigt sein, das Gebet für einen Abdruck von einer anderen Platte zu halten, doch fehlen hierfür sichere Anhaltspunkte. Bild wie Schrift machen durchaus den Eindruck der Zusammengehörigkeit auf einer Holztafel.

Das Blatt fand sich auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels einer medizinischen Handschrift aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts (Cod. ms. III Fol. 27) aufgeklebt. Schlüsse für die Herkunft und Datierung des Holzschnittes lassen sich aus dem Kodex nicht ziehen.

II. Maria mit Kind (Abb. 2)

Die Darstellung ist eine gegenseitige Kopie von dem bei Schreiber No. 1023 aufgeführten Holzschnitt, den Wilhelm Schmidt mit Recht zu den schönsten Blättern der

[1]) Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift, Leipzig 1866.

Kölner Schule rechnet.[1]) Die hohe Anmut, die der Madonna des Originales eigen ist, kommt auch in unserer Kopie recht gut zum Ausdruck, dagegen ist die Wiedergabe des lieblichen Knaben, wie er das Gesicht seiner Mutter streichelt, dem Formschneider nicht gelungen. In Anlehnung an die Vorlage fehlt dem Blatte so gut wie jede Schraffierung, nur an den Falten des Mantels der Madonna finden sich unterhalb der frei liegenden Hände ein paar Strichelchen. Das Kolorit ist einfarbig, ein dunkles Gelb. Die Grösse des Blattes beträgt 270 : 205 mm; das Papier hat als Wasserzeichen einen Ochsenkopf mit Stab, der nach oben in eine Blume ausläuft, nach unten in ein Dreieck mit zwei darüber befindlichen Querstrichen.



Abb. 3
Christus als Schmerzensmann

Für die Datierung gibt ein auf die Rückseite geschriebener Kalender für das Jahr 1473 den spätesten Termin an, und da die Vorlage von Schmidt wie von Schreiber[2]) zwischen 1420 und 1440 angesetzt wird, dürfen wir unseren Holzschnitt wohl dem dritten Viertel des 15. Jahrh. zuweisen. Die Heiligentage, die der Kalender anführt, erweisen seine Gültigkeit für die Diözese Breslau und setzen somit die Existenz des Blattes in dieser Gegend spätestens 1473 voraus. Als reine Kopie gibt der Holzschnitt für die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung kaum einen Anhaltspunkt; gleichwohl erscheint es mir nicht unberechtigt auf Grund der aus Schlesien herrührenden handschriftlichen Aufzeichnungen der Rückseite die Herkunft des Holzschnittes aus dieser Gegend für

[1]) Interessante Formschnitte des 15. Jahrhunderts, München 1886, No. 13. Abbildungen finden sich bei M. Schmidt: Die frühesten und seltensten Denkmale des Holz- und Metallschnittes, Nürnberg: Soldan o. J. Taf. 3, und bei H. Bouchot: Les 200 incunables xylographiques de la bibliothèque nationale, Paris 1903, No. 61. Bouchot verlegt den Ursprung des Blattes nach Lothringen oder der Franche-Comté, obwohl die Verwandtschaft mit dem Dombilde des Meister Stephan zu Köln unverkennbar ist.

[2]) T III, p. 248 (Nachtrag zu No. 1023).

wahrscheinlich zu halten. Das Blatt fand ich in einer Sammelhandschrift (Cod. ms. I Fol. 513), die vorwiegend Predigten enthält, und von der ein Stück 1447 datiert ist; es war als Spiegel auf den hinteren Deckel des Einbandes aufgeklebt. Noch erhaltene Besitzvermerke lassen an der Provenienz des Kodex aus Schlesien keinen Zweifel.

III. Christus als Schmerzensmann (Abb. 3)

Das Bild ist leider infolge Beschneidens nicht mehr ganz vollständig erhalten: oben fehlt am Nimbus eine Kleinigkeit, unten ist mehr verloren gegangen, so dass die Darstellung jetzt mit den Hüften abschliesst. Der Schmerzensmann erscheint nur mit einem eng anliegenden Lendentuche bekleidet, das rechts durch einen Knoten zusammengehalten wird. Eine starke Dornenkrone ruht auf dem etwas nach links geneigten Haupte, das ein Kreuznimbus mit herzförmigen Feldern umgibt. Die Haare fallen in langen Strähnen über beide Schultern herab. In den gekreuzten Armen liegen die Geissel mit drei Riemen und acht Knoten, von der rechten Hand gestützt, und das Rutenbündel, von der linken gehalten. Brust und Hände zeigen die Wundenmale. Schraffierung findet sich nirgends, dagegen Kolorierung in mehreren Farben: der Körper ist mit Fleischrot übergangen und zeigt zahlreiche Blutstropfen in Mennige, die gleiche Farbe hat auch der Nimbus; Haupt- und Barthaar sind tiefbraun, die Dornenkrone und das Rutenbündel dunkelgrün. Das Wasserzeichen des Papiers ist ein Ochsenkopf mit Balken und Kreuz.

Das erhaltene Stück (300 : 215 mm) lässt hinsichtlich seiner Ergänzung mehrere Deutungen zu. Der Schmerzensmann kann als knieend oder stehend gedacht werden in Verbindung mit der Grabkiste oder ohne dieselbe; auf eine Darstellung der Messe Gregors zu schliessen, verbietet dagegen die Grösse der Figur Christi. Mit einem der bei Schreiber (No. 853 ff.) angeführten Blätter dieser Art lässt sich unser Holzschnitt nicht identifizieren. Am ehesten möchte ich an einen im Sarge stehenden Schmerzensmann denken, da eine spätere Hand mit einigen flüchtigen Strichen die Grabkiste angedeutet hat, vermutlich in Erinnerung an das noch unversehrte Bild. Mag man aber auch eine andere Ergänzung annehmen, in jedem Falle besass das Blatt ein recht ansehnliches Format, wenigstens 40 cm Höhe.

Auf der Rückseite steht der Anfang eines Briefes in der Schrift des ausgehenden 15. Jahrh. Der Inhalt gewährt zwar keine Anhaltspunkte für eine genauere Datierung, ist aber insofern nicht unwichtig, als aus der Erwähnung des Markttages zu Winzig hervorgeht, dass sich das Blatt zu jener Zeit sicher schon in schlesischem Besitz befand, und daher seine Entstehung in dieser Gegend nicht unwahrscheinlich ist. Eine Vergleichung mit der vorher beschriebenen Madonna macht mich geneigt, beide Bilder demselben Formschneider zuzuweisen. Die langgeschlitzten Augen mit den starken Unterlidern, der fast kreisförmige Mund und die spitze Form der Nase sind Eigentümlichkeiten, denen wir hier wie dort begegnen. Der Holzschnitt fand sich in derselben Handschrift, aus der die Madonna stammt.

Wilhelm Molsdorf

DER ALTAR DER BRESLAUER GOLDSCHMIEDE

Die historischen Notizen über den Goldschmiedealtar aus der Magdalenenkirche, der nach seiner glücklichen Wiederherstellung im Frühjahr 1905 einen Ehrenplatz im Saale der kirchlichen Altertümer unseres Museums erhalten hat, sind bereits von E. Hintze in seiner Geschichte der Goldschmiedekapelle[1]) verwertet worden. Im Folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, die kunstgeschichtliche Stellung des stattlichen und durch seine sichere Datierung bemerkenswerten Werkes genauer klarzulegen.

Einer Wiederholung der a. a. O. gegebenen Beschreibung enthebt mich die beigefügte, leider nur mässig gelungene Lichtdrucktafel I. Dass das Altarwerk in seinem jetzigen Bestande das Resultat mindestens zweier verschiedener Arbeitsepochen zu sein scheine, hat gleichfalls Hintze bereits bemerkt. In der Tat wird man bei der stilistischen Würdigung auseinanderhalten müssen: 1. die steinerne Christusfigur in der Mitte des unteren Altarschreins, 2. die beiden holzgeschnitzten und bemalten Gestalten der Apostelfürsten zu ihren Seiten, 3. die Schnitzfiguren des oberen Schreins und der Predella, 4. die Malereien der Flügel. Die unter 1 und 2 genannten Gestalten entstammen offenbar einer erheblich früheren Stilperiode, als alle übrigen. In ihrer geknickten Haltung und dem weichen Fluss der Gewandung spricht sich noch das Empfinden der gotischen Kunst des 14. Jahrhunderts aus, während die Gestalten unter 3 in ihrer grösseren Straffheit und schärferen Gewandbehandlung der Kunstweise um 1473, dem am Altar selbst verzeichneten Jahre seiner Vollendung, durchaus entsprechend erscheinen. Das schliesst nicht aus, dass zwischen dem Christus und seinen Begleitern und zwischen den übrigen Figuren möglicherweise noch weitere Unterschiede obwalten, die der Erörterung bedürfen.

Zunächst aber bleibt das angegebene Stilverhältnis von Wichtigkeit, denn es entspricht durchaus der Vorstellung, die wir uns, den vorhandenen Urkunden nach, über die Geschichte des Hauptaltars der Goldschmiedekapelle bilden können. Um 1398 stiftete Hensil von Glacz mit seiner Frau Katharina einen ersten Altar für die wahrscheinlich kurz vorher erbaute Kapelle; ihm dürfte vor allem die Christusfigur angehört haben. Als dann im späteren 15. Jahrhundert die reiche und angesehene Goldschmiedeinnung es für angezeigt erachtete, ihren Altar prächtiger auszustatten, liess sie nicht bloss die Hauptfigur des älteren Werks mit einem stattlichen Flügelschrein umbauen, sondern fügte auch einen entsprechend gestalteten oberen Aufsatz hinzu, in den die Schnitzfigur ihres Handwerkspatrons, des heiligen Bischofs Eligius, gestellt wurde.

Dieser Vorgang hat nichts Aussergewöhnliches; sowohl die Vereinigung von Figuren aus andersartigem Material (Stein, Ton, Stuck) mit Holzfiguren innerhalb eines

[1]) E. Hintze, Die Breslauer Goldschmiede, Breslau 1906, S. 11 f.

hölzernen Altarschreins als auch die Verwendung älterer Statuen in späteren Altarbauten kommt häufig vor.[1]) Doch streng analog dem Goldschmiedealtar ist vor allem ein anderer Altarschrein des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, der gleichfalls, nach den Seiten hin offen, durch aneinanderhängende Doppelflügel geschlossen werden kann und gleichfalls ein steinernes Bildwerk, eine „Pietà", in seinem Inneren birgt. Auch hier ist es evident, und zwar durch den Stil der Malereien, dass der Schrein ungefähr ein Jahrhundert später entstanden ist als die Pietà. Von dieser hat bereits Hermann Luchs[2]) mit grosser Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, dass sie ursprünglich in der 1384 über dem nördlichen Seitenportal der Elisabetkirche von dem Breslauer Schöppenmeister Otto von Neisse erbauten Marienkapelle den Altar geschmückt hat. Die Bestätigungsurkunde des Bischofs Wenzel von Breslau vom 2. Juni desselben Jahres rühmt die Gruppe als ein feines Meisterwerk (subtile et magistrale opus). Ausser der Jungfrau war der Altar der Kapelle auch Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten gewidmet, und da diese beiden Heiligen in den Malereien des erwähnten Schreins die Ehrenplätze einnehmen, so dürfen wir wohl als gewiss betrachten, dass dieser die einst in der Neisseschen Kapelle aufgestellte Gruppe birgt. Im 17. Jahrhundert wurde die Kapelle ausgeräumt, um die Rehdigersche Bibliothek aufzunehmen, und die Gruppe auf einem Seitenaltar der Kirche selbst aufgestellt.

Es liegt hier also ziemlich der gleiche Fall vor wie beim Goldschmiedealtar: ein im 14. Jahrhundert geschaffenes Steinbildwerk wird gegen Ende des 15. Jahrhunderts mit einem bemalten Holzschrein umbaut, um es dem Zeitgeschmack entsprechend ansehnlicher zu gestalten. Die Ähnlichkeiten zwischen beiden Werken gehen aber noch weiter: die Pietà ist wie der Christus des Goldschmiedealtars aus Kalkstein gearbeitet, mit auffallend übereinstimmender Technik ausgeführt und in der gleichen Farbenwahl bemalt. Der Stilcharakter beider Werke aber weicht nur so viel von einander ab, als dem Unterschiede von ungefähr 15 Jahren in ihrer Entstehungszeit entsprechen würde.

Hermann Luchs, offenbar von einem besonderen Interesse für die zu den ersten wertvollen Besitzstücken des Altertumsmuseums zählende Pietà erfüllt, hat sich auch das Verdienst erworben, durch eine fachmännische Untersuchung das Material, aus dem diese und ähnliche „Vespergruppen", ferner der Christus der Goldschmiedekapelle und verschiedene Grabmäler in Schlesien bestehen, feststellen zu lassen. Es ist bei allen genannten Bildwerken der gleiche Kreidemergel oder tonhaltige Kalkstein, ein Material, das in Schlesien kaum vorkommt.[3]) Von der Feinheit und Schärfe der Bearbeitung aber,

[1]) Vgl. Münzenberger-Beissel, Mittelalterl. Altäre Deutschlands II 64 f., 70 f., 138 f. Zum Teil scheint es sich auch in den hier zusammengestellten Beispielen um ähnliche Ergänzungs- und Erneuerungsarbeiten zu handeln.

[2]) Schles. Vorz. II 7 f.; III 490 f.

[3]) Dies wird mir auch von Herrn Prof. Dr. Gürich bestätigt. Vergl. den Bericht über die im Mineralogischen Institut der Universität ausgeführte Analyse in Schles. Vorz. III 493 f. Den entscheidenden Nachweis über die Natur des Materials lieferte die mikroskopische Feststellung eines der Kreideformation angehörigen Muscheltiers an einer Bruchfläche der Gruppe b (s. unten).



Altar der Breslauer Goldschmiede



welche dieser gleichmässig feste, überaus bildsame Stoff zulässt, ist bei der Pietà von 1384 und der Christusfigur wenigstens der ausgiebigste Gebrauch gemacht. Mit bewundernswerter Sicherheit sind die gehäuften Faltenmassen des Mantels selbst an Stellen, wo sie kaum sichtbar werden konnten, hier wie dort fast bis zur Papierdünne ausgehöhlt, mit der Genauigkeit einer Grabstichelarbeit die Parallellinien der Haarwellen und der geringelten Bartlocken des Christuskopfes durchgeführt, mit grosser Schärfe die Modellierung insbesondere der Hände und Füsse gegeben; selbst in bestimmten Einzelheiten, wie der genarbten Behandlung des Kopftuches der Madonna und des Lendenschurzes Christi und in der gewellten Salkante dieser Tücher stimmen beide Werke genau überein. Dazu kommt der gleiche Geschmack in der, so weit sie unverändert erhalten ist, ungemein sorgfältig behandelten Bemalung. Die Madonna trägt über einem nur am Hals und am Handgelenk ein wenig sichtbaren weinroten Kleide einen weissen Mantel mit blauer Unterseite, der am Rande mit einem breiten Goldstreifen geschmückt ist; diesem Streifen entlang ist noch ein gotisches Zackenmuster in roter Farbe aufgemalt. Dieselbe Farbenstellung zeigt der Mantel des Erlösers.[1]) Mit dem Christus der Pietà übereinstimmend ist auch sein Haupt- und Barthaar dunkelbraun gefärbt, und endlich gleichen sich genau die beiden geflochtenen Dornenkränze, die dunkelgrün bemalt sind und in welche die Dornen einzeln eingesetzt waren.

„Ein feines Meisterwerk“ nannte Bischof Wenzel die Pietà. Diese Wertschätzung durch die Zeitgenossen hat sich auf die Nachwelt übertragen, sonst hätte man nicht noch ein Jahrhundert später um die Kalksteingruppe den bemalten Schrein gebaut, der offenbar zugleich eine Ehrung und ein Schutz sein sollte. Etwas Ähnliches ist mit der Christusfigur des Goldschmiedealtars geschehen, also dürfen wir schliessen, dass ihr die gleiche Bewunderung und Verehrung gezollt wurde. Und mit Recht! In ihrer Art ist auch diese Statue des seine Wunden weisenden Erlösers, des „Schmerzensmannes“, ein Kunstwerk voll echter, tiefer Empfindung. Freilich ist die Proportionalität der Gestalt mangelhaft, der Kopf zu gross, die Bildung der Beine zu schwächlich, die schwierige Drehung des Leibes in den Hüftgelenken nicht herausgebracht. Die Kunst des vierzehnten Jahrhunderts besass eben noch nicht die Fähigkeit, einen nackten Körper völlig naturgetreu durchzubilden; sie suchte ihr Können vor allem in der Gewandung zu betätigen. So sehen wir auch hier den Mantel in kunstvoll gehäuften Tütenfalten sich um die linke Körperseite Christi legen und von seinem abgespreizten rechten Arm wie eine zähe Masse gleichsam herabtropfen. Dieselbe Gewandbehandlung kehrt deutlich wieder in der Faltenkaskade, so darf man wohl sagen, die vom linken Knie der Pietàmadonna niedergeht. Gewiss spricht sich darin eine ans Manierierte streifende Geschmacksrichtung aus, doch zugleich überlegte künstlerische Absicht. Über dieser auffällig gehäuften Faltenmasse baut sich die Vertikalachse der Komposition auf, die dem ganzen Halt und Gleichgewicht gibt.

[1]) Die Bemalung des Lendentuches, das ursprünglich jedenfalls auch weiss war, mit Ölgold ist bei einer Restauration des Altars im 17. Jahrhundert ausgeführt worden.

In ähnlicher Weise sind es bei dem Schmerzensmann die umrahmenden Faltenmotive des Mantels, welche der unsicher bewegten Gestalt erst zu geschlossener Gesamtwirkung verhelfen.

Beide Werke, die Pietà wie der Schmerzensmann, stehen also künstlerisch hoch genug, um die Frage nach ihrer kunstgeschichtlichen Herkunft rege zu machen. Dass es schlesische Arbeiten seien, wie man nach dem Vorgange von Luchs bisher ohne weiteres angenommen hat, ist schon mit Rücksicht auf das Material wenig wahrscheinlich.[1]) Eine besonders nahe Beziehung unserer Provinz zu dem Ort ihrer Herstellung wird man immerhin voraussetzen dürfen. Und dies weist uns für das Ende des 14. Jahrhunderts entschieden auf Böhmen hin, mit dessen unter der Fürsorge Karls IV. hochentwickelter Kunsttätigkeit in diesem Zeitalter die schlesische Kunst eng verknüpft war. Wir haben in dem Striegauer Tympanonrelief bereits solche Beziehungen wirksam gefunden, die sich bei dem heutigen Zustande des Werkes allerdings weniger auf seinen Stil, als auf Inhalt und Art der Darstellung gründen liessen.[2]) Vor allem aber steht die schlesische Malerei dieses Zeitraums zum mindesten in inniger Stilverwandtschaft mit der Böhmischen Malerschule, soweit die vorhandenen Werke nicht überhaupt dieser Schule zugerechnet werden müssen. Das stattlichste uns erhaltene Tafelbild der böhmischen Malerei, die zum Schmerze jedes schlesischen Kunstfreundes heute im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin hängende Madonna, stammt aus Glatz. Das Breslauer Diözesanmuseum besitzt ein feines, südböhmisches Marienbild im Typus der bekannten Madonna von Hohenfurt. Als Beispiel der schlesisch-böhmischen Tafelmalerei mag hier vor allem die aus dem Karmeliterkloster in Striegau stammende hl. Anna selbdritt im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer (Kat.-Nr. 5354) angeführt werden. Wesentliche Züge des böhmischen Madonnentypus treten uns nun unverkennbar auch in der Pietàgruppe des Museums entgegen. Die aus italienischen Anregungen erwachsene Vorliebe dieser Schule für reiche Thronaufbauten als Sitz der Madonna und anderer Hauptfiguren der Darstellung — man vergleiche insbesondere das Nischenbild über dem Altar der Katharinenkapelle in Karlstein,[3]) die Judith in den Wandbildern von Emaus,[4]) vor allem aber die Glatzer Madonna und das Striegauer Bild — begnügt sich in anspruchsloseren Malereien, wie den Miniaturen zum Stammbaum des Luxemburgischen Hauses[5]) oder dem berühmten kleinen Genrebild der heiligen Familie aus der Sammlung Przibram (abgeb. Woltmann-Woermann Gesch. d. Malerei I 406), wohl auch mit einer einfachen, aber thronartig von

[1]) Von den übrigen schlesischen Kalksteinbildwerken scheinen die Grabdenkmäler eine besondere Stellung einzunehmen und mögen deshalb hier zunächst ausser acht bleiben.

[2]) Vgl. Semrau in Schles. Vorz. N. F. II 78. 82. H. Lutsch wiederholt noch in dem 1903 erschienenen Wegweiser zum Bilderwerk schles. Kunstdenkmäler S. 51 seine alte, sinnlose Deutung der drei Reliefszenen!

[3]) J. Neuwirth, Mittelalterliche Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlstein in Böhmen, Prag 1896, Taf. 15.

[4]) J. Neuwirth, Die Wandgemälde im Kreuzgange des Emausklosters zu Prag, Prag 1897, Taf. 4.

[5]) J. Neuwirth. Der Bilderzyklus des Luxemburger Stammbaumes aus Karlstein, Prag 1897, Taf. I ff.



Kalkstein-Pietà von 1384 aus der Elisabetkirche

geschlossenen Seitenwandungen umgebenen Steinbank. Es ist leicht verständlich, dass in einer plastischen Freigruppe die reiche Form des Thronbaus gleichfalls reduziert werden musste, und man gelangte dann leicht zu der charakteristischen Thronbank unserer Pietà, deren über Sitzhöhe hinaufgeführte Seitenwangen mit gotischem Masswerk geschmückt sind, wie es auch in dem Aufbau und der Dekoration jener komplizierteren Throngebilde häufig vorkommt.[1]) Doch vor allem ist die Madonna selbst nicht ohne Verwandtschaft mit denen des böhmischen Typus. Das weisse, zierlich gefältelte, breit auf die Schultern herabfallende Kopftuch muss geradezu als ein Schulcharakteristikum gelten; der feine Zackenrand, der es z. B. auf dem Hohenfurter und Breslauer Marienbilde umgibt und noch in der Nürnberger Krönung Mariae des Meisters Berthold auftritt, ging bei plastischer Ausführung wohl leicht in den schmalen Wellensaum über, den wir an unserer Pietà finden. Die Vorliebe der böhmischen Maler für gehäuftes, zipfliges Faltenwerk in der Art italienischer Trecentisten, für die dominierende Farbenstellung Blau-Weiss — zumeist allerdings gehoben durch ein kräftiges Rot — sowie für vergoldete Säume und für goldigblondes Hauptbaar der Madonna klingt hier gleichfalls nach. Nicht zuletzt

[1]) Man vergl. auch die mit Masswerk und Fialen verzierten Sitzbänke der Terrakottafiguren der Apostel in der Jakobskirche und im Germanischen Museum zu Nürnberg (abgeb. z. B. bei Dehio und Bezold, Denkmäler der Deutschen Bildhauerkunst Taf. 12), die bereits Thode mit Meister Berthold, indirekt also mit der böhmischen Schule in Verbindung gebracht hat.

aber ist es jene eigenartige, den auf sie einwirkenden internationalen Einflüssen[1]) entsprechende Mischung nordischer und südlicher, deutscher und wälscher Empfindungsweise, die wir in unserer Pietàmadonna wie in den meisten Werken der karolinischen Kunstepoche Böhmens zu verspüren meinen: in höherem Grade als sonst wohl deutsche Werke des 14. Jahrhunderts gibt sie stilisierten Gefühlsausdruck!

Dazu kommt, dass ein dem Kreidemergel, aus dem unsere Pietà von 1384 gearbeitet ist, ganz ähnliches Material in dem böhmischen Plänerkalk vorliegt, wie er noch heute am Weissen Berge bei Prag gebrochen wird und in besonders feinkörniger Art früher in Südböhmen gefunden worden sein soll. Herr Museumsdirektor Dr. Chytil in Prag, der die Güte hatte, mir dies mitzuteilen, konstatiert auch, dass sich derartige Pietàgruppen noch in der Hl. Geistkirche und dem Barmherzigen Brüderkloster in Prag sowie in Bechin (in Südböhmen) befinden;[2]) allerdings sind es Kopien des 16 und 17. Jahrhunderts nach älteren Werken und weichen von der Breslauer Gruppe wesentlich ab. Ein mit dieser völlig übereinstimmendes Werk lässt sich, wie mir auch Herr Professor Dr. Neuwirth bestätigt, zurzeit in Böhmen nicht nachweisen. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Tatsache durch die Zerstörungen der Hussitenkriege genügend erklärt werden kann. Denkbar wäre ja auch, dass böhmischer Kalkstein schon im 14. Jahrhundert in Schlesien verarbeitet worden ist, so wie uns ein Jahrhundert später bezeugt wird, dass Jorge Emmerich, der Stifter des hl. Grabes in Görlitz, 1492 einen bei Prag gebrochenen Sandstein-Monolithen herbeischaffen liess, aus dem eine Grablegung Christi, wahrscheinlich die heute in der Salbungskapelle des hl. Grabes befindliche Beweinungsgruppe, gearbeitet wurde.[3])

Über solche Möglichkeiten hinaus gibt uns weitere Aufschlüsse vielleicht der Umstand, dass die Pietà, das „Vesperbild", einer bekannten Denkmalsreihe angehört, deren typische Merkmale sich an verhältnismässig zahlreichen, in und ausserhalb Schlesiens vorkommenden Werken beobachten lassen. Um zunächst die in Breslau nachweisbaren Exemplare zusammenzustellen, so besitzt das Museum ausser der nun schon mehrfach erwähnten Gruppe aus der Elisabetkirche (a) eine zweite kleinere, in der Ausführung geringere, aus der Magdalenenkirche (b), die etwa ein Jahrhundert später entstanden sein muss. Anordnung, Gesichtstypus, Gefühlsausdruck und Gewandbehandlung sind hier völlig im Sinne des Realismus gehalten: man beachte die rechtwinklig herabhängenden Unterschenkel Christi, die plastische Bildung der Blutstropfen auf seinem Körper, sowie der Tränen im Antlitz Mariae! Trotzdem stimmen gewisse Einzelheiten noch ziemlich genau mit der Pietà von 1384 überein: die Bildung des Dornenkranzes, die Gravierung

[1]) J. Neuwirth, Geschichte der bildenden Kunst in Böhmen vom Tode Wenzels III. bis zu den Hussitenkriegen, Prag 1893, I. S. 212 ff.

[2]) Die Topographie der hist. und Kunst-Denkmäler im Königr. Böhmen hrsg. v. J. Hlávka V 23 erwähnt nur zwei, in Bechin befindliche Pietàs aus Holz.

[3]) Hierauf machte mich in diesem Zusammenhange gleichfalls Herr Dr. Chytil aufmerksam. Vgl. E. Wernicke in Schles. Vorz. IV 595 u. Neues Lausitzisches Magazin 1870, S. 62 f.

der Haare auf dem Scheitel und im Barte Christi, das gerippte Lendentuch, der wellige Saum, endlich die Form der Bank mit Masswerkdekoration an den Seitenwangen. Über die Bemalung lässt sich nicht mehr urteilen, da sie erneuert ist. Das Material dieses Werks ist der gleiche Kalkstein, wie bei a und bei c, einer Gruppe ebenfalls kleinen Formats aus einem Garten in der Nähe des Clarenstiftes, die, schon vorher arg verwittert und bestossen, beim Umzuge des Museums durch einen unglücklichen Zufall in Trümmer ging. Eine vierte Kalksteinpietà desselben Typus (d) steht, durch bunte moderne Staffierung entstellt, auf einem Seitenaltar der Sandkirche (abgeb. Bilderwerk Schlesischer Kunstdenkmäler Taf. 53, 4). Trotz verschiedener Abweichungen in der Komposition ist ihre nahe Verwandtschaft mit a ganz augenscheinlich; es finden sich ähnliche Faltengehänge, die gleiche Haarbehandlung, und als eine bemerkenswerte Einzelheit auch wieder das Masswerk an den Sitzwangen. Eine weit kleinere Gruppe (e) befindet sich, vollständig neu bemalt, hinter Glas auf einem finsteren Seitenaltar der Seminarkirche auf der Sandstrasse; ein Urteil über Material[1]) und Stil ist bei der jetzigen Aufstellung unmöglich. In der Provinz Schlesien[2]) sind ferner bemerkenswert eine lebensgrosse Pietàgruppe (f) in der kathol. Pfarrkirche zu Schweidnitz, im 19. Jahrhundert (vgl. Rübezahl IX 258) und wohl schon vorher stark restauriert; eine darunter befindliche Inschrift in der Schreibweise des 18. Jahrhunderts nennt als Entstehungsjahr 1499 (abgeb. Bilderwerk Taf. 53, 6). Endlich bleibt eine ähnliche Gruppe (g) in der Klosterkirche von Leubus zu erwähnen, als deren Material A. Schultz (Schlesiens Kunstleben S. 8) „Ton“ angibt: es wird also wohl derselbe Kalkstein sein, wie er bei a und den dazugehörigen Werken nachgewiesen ist, die früher gleichfalls als „Terrakotten“ galten. Die vollständige Neubemalung macht auch bei der Leubuser Pietà eine genauere Untersuchung unmöglich.

Ebenso oft, wie in Schlesien, kommen aber derartige Pietàgruppen in anderen Gegenden Deutschlands vor. Besonders gross ist ihre Zahl in Oberbayern; weniger häufig scheinen sie in Sachsen und Thüringen zu sein, sporadisch treten sie auch in Niederdeutschland und im Nordosten, sowie in Österreich und Kärnten auf. Es fehlt aber auch nicht an Beispielen ausserhalb der deutschen Grenzen, besonders bekannt sind die Gruppen in der Taufkapelle von S. Marco und in S. Giovanni in Bragora zu Venedig, sowie in S. Fermo zu Verona. Als ein interessantes Zeugnis für ihre Popularität im 15. Jahrhundert darf schliesslich auch die Wiedergabe einer solchen Gruppe in einem verhältnismässig frühen Holzschnitt (Schreiber, Manuel n. 973 „ca. 1440–60“; abgeb. in Schreibers Atlas fol. II) angeführt werden.

[1]) „Schnitzarbeit“ nach L. Burgemeister in Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens XXXVII, 254. Auch in der Sakristei der Corpus-Christi-Kirche befindet sich eine sehr zerstörte, holzgeschnitzte Pietà.

[2]) Die grosse Anzahl holzgeschnitzter Pietàgruppen, meist kleineren Massstabes und überstrichen oder neubemalt, welche das Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien aufzählt, darf hier füglich übergangen werden.

Das Material dieser Bildwerke wird sehr verschieden angegeben. Sandstein, Kalkstein, „Steinmasse“, „Steinguss“, „Zement“, Terrakotta, Holz kommen vor. Dass bemalte Holzschnitzereien darunter weitaus überwiegen, darf im 15. Jahrhundert, dem die Mehrzahl der Arbeiten angehört, nicht Wunder nehmen; offenbar haben wir es hier zum Teil auch mit Nachahmungen der selteneren und kostspieligeren Arbeiten aus Stein zu tun. Unter diesen ist die oberbayrische Gruppe von Vesperbildern bisher am genauesten bekannt. Berthold Riehl hat die hierher gehörigen Werke einer zusammenfassenden Besprechung unterzogen,[1]) die vor allem die künstlerische Selbständigkeit der einzelnen Arbeiten betont. In gewissem Grade ist diese auch namentlich in Anbetracht der offenbar, wie in Schlesien, etwa innerhalb eines Jahrhunderts variierenden Entstehungszeiten sicherlich vorhanden: genaue Kopien kennt ja die mittelalterliche Kunst überhaupt nur in Ausnahmefällen. Aber man fühlt sich doch zu einer etwas anderen Auffassung des Zusammenhanges gedrängt, wenn man nun die oberbayrischen und die schlesischen Arbeiten untereinander vergleicht. Vor allem bedeutsam ist neben der allgemeinen Übereinstimmung im Grundtypus die Wiederkehr bestimmter Einzelheiten der Formgebung und Bemalung. Eine kleine Gruppe der Pietà aus Seeon in Oberbayern, jetzt im Bayrischen Nationalmuseum (Katalog VI 337, abgeb. Taf. IX), zeigt sie besonders deutlich. Wir finden da wieder die feine scharfe Haarbehandlung, die Form des Dornenkranzes, das gotische Muster an den Thronwangen und vor allem die gleiche Polychromie: „das Haar beider Figuren golden, die Dornenkrone grün, das Untergewand Mariae blau, das Obergewand weiss mit zerstreut stehenden roten Blumen.“ Das Material ist ein weicher weisser Kalkstein, ebenso wie bei einer zweiten ähnlichen, ebendaher stammenden Gruppe (Kat. VI 338, Taf. VIII), die aber stark ergänzt und übermalt ist. Andere bayrische Steingruppen, wie die „Terrakotta“pietà der Frauenkirche in München (abgeb. Riehl Taf. V 2), die „Steinguss“gruppe in Gars (Bezold-Riehl II S. 1951 Atlas Taf. 248) und Winhöring (Bezold-Riehl II S. 2643, Atlas Taf. 265), aber auch Holzschnitzereien, wie die Pietàs in Lohkirchen (Riehl Taf. V 1) und Moosburg (Taf. V, 3) zeigen wieder besonders das Detail des gerippten Saumes; andere, wie die Gruppen in Glon (Bezold-Riehl I S. 289) und Schmiechen (a. a. O. I S. 546) das Masswerk an den Schmalseiten der Thronbank. Grade diese charakteristischen Details finden sich nun auch an anderen Pietàbildern süd- und mitteldeutscher Herkunft. So wies, wie mir Herr Dr. Voege gütigst mitteilt, die in Wien erworbene, angeblich aus Wiener Neustadt stammende Gruppe des Berliner Kaiser Friedrich-Museums, die wiederum aus feinem weissem Kalkstein gearbeitet ist, in ihrer einstigen Bemalung („Kopf- und Lendentuch weiss, Haar vergoldet, Mantel blau, am Masswerk des Throns Spuren von kirschrot“) die uns bekannte Farbenstellung auf; ebenso ist die gewellte Saumkante vorhanden. Das Masswerk an der rechten Thronseite zeigt Fischblasenmuster. Die bemalte Kalksteingruppe des städtischen Museums in Jena, aus der Stadtkirche daselbst, hat das gewellte Lendentuch

[1]) Geschichte der Stein- und Holzplastik in Ober-Bayern. Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wissensch III. Kl., XXIII. Bd 1. Abt. München 1902.

und die Bankform des Sitzes mit Masswerk (freundliche Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Weber). Diese beiden Details lassen sich auch noch an der im übrigen etwas abweichenden, mit Ölfarbe überstrichenen Steingruppe des Magdeburger Doms (abgeb. Zeitschr. f. bildende Kunst 1893 S. 115) konstatieren.

So ergibt sich selbst bei einem so flüchtigen Überblick, wie wir ihn im Rahmen dieser kleinen Untersuchung anzustellen vermochten, die bemerkenswerte Tatsache, dass unter den erhaltenen Darstellungen des Vesperbildes der Pietà eine ziemlich grosse Gruppe von Werken sich enger zusammenschliesst, trotzdem sie offenbar verschiedenen Zeiten und künstlerisch sehr verschieden begabten Händen entstammen. Übereinstimmend kehrt derselbe Grundtypus der Komposition wieder,[1]) auch der Charakter der Arbeit bleibt, trotz aller Verschiedenheit der Ausführung, im ganzen konstant, und vor allem macht sich eine auffällige Übereinstimmung in nebensächlichen Details und, soweit diese noch feststellbar ist, in der Bemalung geltend. Die gemeinsame Empfindungsweise der Zeit und die aus der Aufgabe selbst sich ergebenden Anregungen reichen gewiss nicht aus, um namentlich die zuletzt angeführten Identitätsmomente zu erklären. Vielmehr scheint alles in diesen Arbeiten auf ihre Abstammung aus einer längere Zeit hindurch tätigen Lokalindustrie mit zäh festgehaltener Werkstatt-Tradition und ausgedehntem Export hinzudeuten. Dass Ein- und Ausfuhr im mittelalterlichen Kunstbetriebe ihre bedeutsame Rolle gespielt haben, ist ja längst zugestanden, und es fehlt nicht an Beispielen eines ähnlichen Vertriebes teils handwerksmässiger, teils virtuos durchgebildeter, im ganzen Charakter aber unter sich übereinstimmender Kunstarbeiten.[2])

Wo wir nun ein solches Exportzentrum für die in Rede stehenden Pietàgruppen anzunehmen haben, das erscheint jetzt wohl nicht mehr so ganz zweifelhaft: auf Böhmen weisen nicht bloss die stilistischen Merkmale hin, in diesem Lande findet sich auch ein entsprechendes Steinmaterial, der Plänerkalk, und von hier aus waren die Gebiete, denen die heute bekannten Werke dieser Art entstammen, meist ohne besondere Schwierigkeiten erreichbar: Schlesien, Niederösterreich, Oberbayern, Thüringen, Sachsen bilden fast einen

[1]) Derselbe ist z. B. in den meisten westfälischen Werken, denen sich die niederdeutschen z. T. anschliessen, grundverschieden; hier hält Maria den Leichnam in halb sitzender Lage auf ihrem Schosse mit beiden Armen umfangen — eine Anordnung, die in den oberbayrischen und schlesischen Gruppen kaum vorkommt. Wo in Westfalen ein Anklang an den Typus der letzteren zu verspüren ist, wie z. B. in einer Steingruppe zu Horstmar, Kr. Steinfurt (Ludorff XVII, Taf. 35, 2), da tritt bezeichnenderweise auch sofort der wellige Saum des Kopftuchs der Madonna auf.

[2]) Vergl. für die ältere Zeit Kraus, Gesch. d. christl. Kunst II 1, 83. Strzygowski, Orient oder Rom S. 9. 54. 80. 111 f. — Bezüglich einer bestimmten Gattung bemalter Alabasterreliefs des 14. Jahrhunderts vermutet z. B. Clemen, Kunstdenkmäler der Rheinprovinz IV 429 die „fabrikmässige" Herstellung und den Export von einem — südfranzösischen — Zentrum aus. Für die in Oberitalien vorkommenden Exemplare unserer Pietàgruppe hat bereits H. von der Gabelentz, Mittelalterl. Plastik in Venedig S. 216 Anm. 1, auf den offenbar vorliegenden Import aus Deutschland hingewiesen. Vor allem sei auch an die aus Flandern weithin exportierten grossen Schnitzaltäre und Messing-Grabtafeln erinnert; bezüglich der letzteren (in Schlesien „Flandrese magisterium" genannt) ist die Einführung aus Flandern sogar urkundlich bezeugt. Vgl. H. Lüer und M. Creutz, Geschichte der Metallkunst, Stuttgart 1901, I 330 f.

geschlossenen Kreis mit Böhmen als Zentrum; gelegentlich konnten einzelne Exemplare wohl auch weiter nach Süden, bis Oberitalien, oder nach Norden gebracht werden. In den verschiedenen Ländern haben die offenbar hochgeschätzten und bewunderten Kalksteinbildwerke dann in verschiedenem Grade zur eigenen Produktion solcher Gruppen angeregt. In Oberbayern, das ebenso wie andere Teile Süddeutschlands noch heute Fundstätten eines vorzüglichen, marmorartigen Muschelkalks besitzt, wurden die importierten Muster allmählich mit grösserer künstlerischer Selbständigkeit nachgebildet, in Schlesien, wo ein geeignetes Steinmaterial fehlte, begnügte man sich mit flüchtigen Imitationen in Holz, trotz der besonders vortrefflichen, hierher gelangten Originalarbeiten.

Kehren wir zu dem Schmerzensmann des Goldschmiedealtars zurück. Seine weitgehende Übereinstimmung mit der Pietà von 1384 zwingt uns den Schluss auf: auch er ist wahrscheinlich böhmischer Herkunft. Es mag ein Zufall sein, dass sich andere Darstellungen des Ecce homo ähnlichen Charakters kaum nachweisen lassen;[1]) an sich steht ja das Vesperbild des leidenden Erlösers, die „Misericordia" oder „Erbärmde", auch inhaltlich in unmittelbarem Zusammenhange mit der Pietà. Dass letztere so viel häufiger vorkommt, lässt sich vielleicht aus der 1423 erfolgten Einführung des Festes Mariae Betrübnis (Festum spasmi Mariae) erklären, nachdem bereits das Fronleichnamsfest (corporis domini) seit dem Ende des 13. Jahrhunderts im allgemeinen zu diesen Vesperbildern angeregt hatte.

Zu Seiten des Erlösers standen wohl schon auf dem älteren Altar der Goldschmiedekapelle die Gestalten der beiden Apostel Petrus und Paulus, nicht aus Stein gebildet, gleich jenem, sondern in Holz geschnitzt, offenbar einheimische Arbeiten, die sich nach Stil und Empfindungsweise jenem kunstvollen Skulpturwerke anzuschliessen suchen. Das ist dem Breslauer Bildschnitzer allerdings nur teilweise gelungen: er vermag weder im Ausdruck noch in der Durchbildung seiner Gestalten mit dem fremden Meister zu wetteifern. Besonders lässt das in dicken Buckeln geringelte Haupt- und Barthaar des Petrus, der in lange Spirallocken gedrehte Bart des Paulus sein missglücktes Bestreben erkennen, etwas ähnliches zu leisten, wie sein Vorbild. Immerhin ist diesem Schnitzer der weiche, sackige Faltenwurf der Gewandung, die am Boden hinschleppend die Gestalten aus diesem gleichsam emporwachsen lässt, völlig geläufig, während er nicht vermocht hat, diesen selbst die Glieder zu lösen und sie zu freierem Dasein zu erheben. Seine Apostelfürsten machen daher fast einen bedrängten und kümmerlichen Eindruck.

In allen diesen Punkten unterscheidet sich von ihm wesentlich der Meister von 1473, ohne an künstlerischem Vermögen über seinen Vorgänger hinauszuragen. Er stellt seine Figuren fest auf die Füsse, er hebt ihnen das Kinn, dass sie gradeaus schauen, und beschränkt

[1]) Die Statue des Ecce homo am südöstl. Portal der Münchener Frauenkirche (Bezold u. Riehl, Die Kunstdenkmale des Königr. Bayern I 992, Atlas Taf. 141), als deren Material bald „Stein", bald „Ton" angegeben wird, zeigt eine gewisse Verwandtschaft, soweit die modern übergangene und ergänzte Figur ein Urteil gestattet.

die Überfülle der Gewandung, die in gedrängteren Massen grade herabfällt. Bei der Kasel des hl. Eligius versucht er in realistischer Weise durch starke Knitterfalten den schweren Brokatcharakter des Stoffes anzudeuten. Dadurch wird die Gestalt des Heiligen droben ein charakteristisches Gegenbild zu den Aposteln drunten; im übrigen aber ist sie, ihrer hohen Aufstellung entsprechend, gleich den begleitenden Engeln nur dekorativ flüchtig ausgeführt. Weit sorgfältiger behandelt erscheinen die vier Halbfiguren in der Predella des Altars, von denen die beiden weiblichen Heiligen, Elisabet und Hedwig, durch ihre Attribute sicher gekennzeichnet werden, während die Benennung des Jünglings mit dem Herzogshut, dessen Attribut nicht mehr das ursprüngliche ist (Wenzel? Sebastian?), und des bärtigen Alten mit Buch und Schriftband (? — Andreas?) unsicher bleibt. Nur dass es Märtyrer sind, steht fest, denn die Figuren haben als Reliquienbehälter gedient. Die auf eine Betrachtung aus der Nähe berechnete feinere Ausführung dieser Büsten weist uns denn auch die Richtung, in der ihre stilistische Anknüpfung an andere Breslauer Schnitzwerke zu suchen ist. Solche schlanke, feingliedrige Gestalten mit anmutigen Lockenköpfen, deren schwärmerisch-liebenswürdiger Ausdruck namentlich durch die charakteristische Bildung der flachliegenden Augen mit hochgezogenem unterem Lid und mandelförmiger Spalte hervorgerufen wird, kehren nämlich in einer ganzen Gruppe von Breslauer Arbeiten wieder, die alle mehr oder weniger eng mit dem stattlichsten und bedeutendsten der erhaltenen schlesischen Schnitzaltäre, dem Marienaltar in der Elisabetkirche, zusammenhängen. Das Museum besitzt zwei kleinere Flügelaltäre aus dieser Schule (Nr. 193 u. 208), die in der Nähe des Goldschmiedealtars an den Fensterwänden aufgestellt eine unmittelbare Vergleichung gestatten. Noch deutlicher bezeugen den Stilzusammenhang die zierlichen Halbfiguren in der Predella und auf den oberen Endigungen des Marienaltars selbst. Damit also wird zum ersten Mal auch ein positiver Anhalt für die Datierung dieses Hauptwerks der schlesischen Schnitzkunst gewonnen.

Gleichzeitig mit der Gruppe des Eligius und den Predellafiguren, wie schon aus der Gleichheit des Massstabes der Gestalten mit dem hl. Bischof hervorgeht, entstanden die Malereien der Flügel. Ihre Aussenseiten sind in üblicher Weise nur flüchtig mit Leimfarben auf dem rohen Tannenbrettgrund bemalt. Sie zeigen in geschlossenem Zustande unten die Verkündigung Mariae mit den Gestalten der Kirchenpatrone, Maria Magdalena und Andreas, an den Seiten; oben die Schmerzensmutter noch einmal dem Leidenssohne gegenüber gestellt, während Engel an den Seiten die Marterinstrumente halten. Auf den vergoldeten Innenseiten der Flügel erscheint oben das in Schlesien so häufige Quartett der vier Heiligen Barbara, Dorothea, Margareta und Katharina, unten die Märtyrer Bartholomaeus und Laurentius, sowie der Vorläufer Johannes der Täufer und die Madonna mit dem Kinde. Auch diese Gestalten sind keine hervorragende Kunstleistungen, ziemlich steif und leblos präsentieren sie, auf einem quadrierten Fussboden stehend, ihre Attribute. Über ihre kunstgeschichtliche Herkunft aber geben sie deutlich genug Auskunft: es ist nürnbergischer Stil darin, wie in so manchen schlesischen Arbeiten dieser Epoche. Die lebensgrossen Heiligenpaare, mit denen Wilhelm Pleydenwurff († 1494) — so dürfen wir den

Meister des Werks doch wohl nennen — die Flügel des 1487 vollendeten Peringsdörfferschen Altars im Germanischen Museum bemalt hat, bieten spezielle Vergleichsmomente. Nur fehlt den Figuren des Goldschmiedealtars das Beste, was der Nürnberger Maler seinen Schöpfungen zu verleihen wusste: das persönliche Element; sie bleiben völlig steif und trocken. Es scheint in ihnen mehr der allgemeine Schulstil obzuwalten, wie er sich aus den charakteristischen Typen des älteren Hans Pleydenwurff († 1472) wohl entwickeln konnte. Erinnern wir uns, dass Meister Hans 1462 den leider nur noch in spärlichen Bruchstücken erhaltenen Hochaltar für die Breslauer Elisabetkirche malte, so haben wir den Anfang der Reihe, zu der die Malereien des Goldschmiedealtars gehören: wie chronologisch, so stehen sie auch stilistisch etwa in der Mitte zwischen den Werken des älteren Pleydenwurff und seines begabteren Sohnes.

Solche künstlerische Kräfte, wie die beiden Nürnberger, vermochten die Breslauer Goldschmiede wohl nicht in Bewegung zu setzen; sie begnügten sich mit einem geringeren Maler aus der Schule oder Gefolgschaft dieser auswärtigen Meister. Weit grösseres Gewicht, als auf die künstlerische Vollendung der Malereien, legte die Zunft begreiflicherweise auf die solide und kunstvolle Ausführung alles dessen, was an ihrem Altar mit der eigenen Handwerkstätigkeit zusammenhing. Das lassen die Schnitzfiguren ebenso wohl erkennen wie die bemalten Tafeln.[1]) Noch heute sind beispielsweise die versilberten, rötlich lasierten Untergewänder der beiden Apostel von prächtiger Wirkung, und ein Glanzstück war ursprünglich die versilberte Dalmatika des hl. Eligius mit darauf mattiertem silbernen Muster, das durch Oxydation jetzt allerdings geschwärzt ist. Auch auf den Aussenseiten der Altarflügel wirkten ursprünglich die in Rot und Gold lasierten Heiligenscheine sicher höchst dekorativ. Mit besonderer Kunst aber ist die Vergoldung der Innenflächen an den unteren Tafeln behandelt, die dem Auge nahe genug waren, um derartige Einzelheiten zur Geltung zu bringen. Dem Rande entlang ziehen sich in den Kreidegrund eingravierte Hymnenzeilen in gotischen Minuskeln;[2]) nach Innen liefen diese Schriftbordüren in ein feines, auf den Goldgrund mattiertes Spitzenmuster aus, das bei günstigem Licht noch heute zum Teil sichtbar ist. In derselben Weise waren um die Köpfe der drei männlichen Heiligen reich ornamentierte Nimben ausgeführt, während Maria wie die vier weiblichen Heiligen mit farbig aufgemalten Edelsteinen geschmückte Kronen tragen. Diese dekorativen Feinheiten, die der Kunst des Restaurators spotten, müssen wir in Gedanken ergänzen, wenn wir den vollen Eindruck des alten Werkes wieder aufleben lassen wollen.

Max Semrau

[1]) Die folgenden Angaben beruhen z. T. auf den Mitteilungen des Herrn Malers A. Baecker, der die Restauration des Altars mit grosser Sorgfalt ausgeführt hat.

[2]) Die Umschriften lauten bei Johannes d. T.: O pie baptista iuxta faciem domini sta saluari mista per te queat ut domus ista; bei Bartholomaeus: Apostole dei Bartolomee incendunt me oraciones tue; bei Laurentius: Laurencius bonum opus operatus est qui per signum illuminavit (? verdorben); bei Maria: O florens rosa mater domini speciosa o virgo mitis o fecundissima vitis clarior aurora pro nobis ora.

ZUM DENKMAL DES BISCHOFS JOHANN ROTH IM BRESLAUER DOME

Das Kleinod unter den Grabdenkmälern im Breslauer Dome ist die Peter Vischersche Bronzetafel des Bischofs Johann Roth. Die bisher vermisste vollständige Deutung ihres reichen Figurenschmuckes ergibt sich aus einer Lebensskizze des Bischofs, für die hier neues Material beigebracht werden kann.[1])

Johann Roth entstammte einer angesehenen Familie der Stadt Wemding bei Nördlingen. Gegen die Behauptung, dass sein Vater Schuhmacher gewesen, spricht die Tatsache, dass seine Familie mit mehreren Patriziergeschlechtern Nürnbergs in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Die Eltern hiessen Seyfried und Barbara und bewohnten ein noch jetzt vorhandenes Haus am Bache beim Spital. Dort wurde er, wie er selbst berichtet,[2]) am St. Andreastage (30. November) 1426, als „man morgens zur Mette läutete", geboren. Er widmete sich humanistischen, theologischen und juristischen Studien, besonders in Italien, wo er Laurentius Valla hörte und mit Aneas Sylvius und andern Humanisten bekannt wurde. Seine Studien krönte er mit der Promotion zum Doktor beider Rechte. Wann er zum Priester geweiht worden, ist nicht festzustellen.

Nach Vollendung seiner Studien wurde Roth Sekretär des Königs Ladislaus Posthumus und nach dessen Tode 1457 Protonotar und dann Kanzler des Kaisers Friedrich III. Seit 1460 war er zugleich Pfarrer von St. Georgen im Attergau in Oberösterreich. Später erscheint er auch als Offizial des Salzburger Erzbischofs. 1465 erhob der Kaiser ihn und seine Familie in den Adelstand.[3]) Als er 1468 Friedrich III. nach Rom begleitete, erhielt er auf dessen Empfehlung das zur Salzburgischen Kirchenprovinz gehörige Bistum Lavant. Trotz dieser Gunsterweisungen trat eine Änderung der Gesinnung ein und im Kriege zwischen dem Kaiser und dem Könige Matthias von Ungarn, dessen letzter Grund die Frage über die Besetzung des Erzbistums Salzburg war, trat Roth zu Matthias über und übergab ihm 1480 sein Schloss Twingberg. Seines Bleibens war nun nicht länger in den kaiserlichen Landen, aber Matthias verschaffte ihm die Koadjutorie in Breslau, wo er bereits Domdechant war, und setzte es durch, dass er daselbst am 16. Februar 1482 zum Bischofe gewählt wurde. Mit dem Domkapitel, das ihn widerwillig gewählt hatte, geriet er bald in die heftigsten Kämpfe, die schliesslich zur Gefangennehmung mehrerer Kanoniker und zu langwierigen Prozessen bis in die höchste Instanz bei der römischen Kurie führten. Auch sein Wunsch, im hohen Alter einen Koadjutor zur Seite zu haben, konnte nur unter grossen Stürmen verwirklicht werden.

[1]) Die in der Abhandlung benützten Wemdinger Archivalien verdanke ich der Güte des Herrn Dekans und Stadtpfarrers Pütz in Wemding, die Liegnitzer Archivalien Herrn Prof. Dr. Bauch.

[2]) Brief an den Rat zu Wemding vom 9. Juli 1500. Pfarrarchiv Wemding.

[3]) Breslauer Diözesan-Archiv S. 20. Liegnitz, Peter-Paul-Bibliothek Hs. 337. 4°.

Dennoch sind diese Kämpfe insofern friedlich ausgeklungen, als ihrer nach dem Tode des Bischofs nicht mehr gedacht wurde und diesem das Andenken eines die Wissenschaften liebenden, kunstsinnigen und auf zeitgemässe Reformen bedachten Kirchenfürsten geblieben ist. Er selbst hat keineswegs das Bewusstsein gehabt, dass sein Episkopat für das Breslauer Bistum unheilvoll gewesen; in einem Schreiben an den Rat seiner Heimatstadt vom 7. Dezember 1496 erklärt er nach Aufzählung grosser Stiftungen, die er gemacht, unter seinem Regimente nehme seine Kirche stetig zu und seit 100 Jahren sei sie nicht so reich gewesen.[1]) Nach seinem Tode brachten seine Zeitgenossen neben seinem Denkmale eine Tafel an, auf der er genannt wird: Vir optimus, doctissimus, prudens, gravis, magno omnium luctu periit; und unter sein Porträt schrieben sie etwas später: Johannes IV. epūs Wratisl. vera piorum pontificum imago.[2]) Bis zur Gegenwart weckt sein Bronzedenkmal mit seiner prächtigen Relieffigur schon durch den Kunstwert, den es besitzt, warmes Interesse für ihn.

Nachdem Bischof Johann Roth am 21. Januar 1506 zu Neisse in seinem 80. Lebensjahre gestorben war, wurde seine Leiche nach Breslau gebracht und mitten im Kleinchore der Kathedrale, oberhalb der Tumba seines Vorgängers Preczlaw beigesetzt. Ein einfacher Marmorstein im Pflaster mit der Inschrift: Joannes IV. epūs. Vrat. obiit 1506 bezeichnet das Grab.

Das eigentliche Epitaph, aus Bronze gegossen, 2,86 m hoch und 1,94 m breit, ist rechts vom Eingange in die Südwand der Kapelle senkrecht eingelassen. Das Mittelstück besteht aus zwei grossen übereinander zusammengefügten Tafeln und ist eingefasst von acht oblongen Randstücken. Die lebensgrosse Relieffigur des Bischofs steht in einem kirchenähnlichen Raume, unter einem reichen Baldachine, in voller, kostbarer Pontifikaltracht. Die Kasel lässt oben das Humerale und unten die Dalmatica hervortreten, die Alba fällt in Falten über die Füsse, nur die Spitze des linken Schuhs frei lassend; die gestickten Handschuhe enden am offenen Armteile unten in einer Quaste; die Rechte fasst das gotische, mit dem Velum versehene, in der Krümmung mit einem Madonnenfigürchen gezierte Pedum, die Linke hält ein Buch mit kunstvollen Metallbeschlägen, das würdevolle, männlich schöne Haupt trägt die kostbare Mitra. Hinter der Figur hängt an einem Querstabe an Ringen und Schnüren ein Teppich mit Granatapfelmuster, dessen Fransen den mit Fliessen belegten Fussboden berühren. Über den Teppich hinaus hat man den Blick in das Kircheninnere mit Fenstern, Wandpfeilern und Gewölberippen. Die Bischofsfigur steht auf einem Löwen, der auf einem mit Blenden verzierten Sockel ruht. Rechts und links lehnen am Sockel Schilde mit dem schlesischen Adler und den Bistumslilien, den Dargestellten als schlesischen Fürsten und Bischof von Breslau charakterisierend. Zwischen beiden hält der Löwe in seinen Vordertatzen das persönliche Wappen des Bischofs. Dieses Wappen ist das zweite verbesserte, welches Kaiser Friedrich III. Roth verliehen hatte. Am 22. Dezember 1464 hatte der Kaiser seinem Protonotar Johann Roth, sowie

[1]) Stadtarchiv Wemding.

[2]) Luchs, Schlesische Fürstenbilder des Mittelalters, Breslau 1872, Seite 34 zu Taf. 4a.



Grabdenkmal des Bischofs Johann Roth

dessen Vater und Familie ein ritterliches Wappen verliehen mit folgender Blasonierung: im schwarzen Schilde waren unten „oberzwirch zwen weiss gezogne Striche obeinander", oben „zwen goldfarb Sterne nebeneinander", auf dem Schilde ein Helm mit einer pechschwarzen Helmdecke, darüber eine goldne Krone und aus derselben zwei Pufhörner, ein weisses und ein schwarzes, emporragend.[1]) Bald darauf durch Diplom vom 24. Februar 1465 erhielt Roth die Pfalzgrafenwürde und den Adel mit Verbesserung des früheren Wappens: während die untere Hälfte der Schilde — zwei nach oben gebogene weisse Balken im schwarzen Felde — unverändert blieben, zeigt die obere nun im goldenen Felde einen zweiköpfigen, züngelnden, schwarzen Adler mit ausgebreiteten Schwingen.[2])

Das Bischofsbild ist flankiert von zwei Portalpfeilern, an welchen zu jeder Seite drei Heiligenreliefs unter gotischen Baldachinen stehen, die zugleich als Sockel für die darüber stehenden Figuren dienen. Die Figuren deuten wichtige Tatsachen im Leben des Bischofs an. An erster Stelle rechts oben steht Maria, unbedeckten Hauptes, mit herabwallendem Haar, das Jesuskind auf dem linken Arme, in der Rechten eine Birne, zu den Füssen die Mondsichel. Ihr ist die Kleinchorkapelle geweiht, die der Bischof zur letzten Ruhestätte sich erwählte. Links steht St. Johannes Baptista, in der Linken ein Buch mit darauf liegendem Lamme, auf welches er mit der Rechten hinweist. Er ist der Patron des Breslauer Bistums und der Kathedrale und nach der Anrede, womit Kanonikus Merboth den Bischof Roth bei seinem Einzuge in Breslau begrüsste, Namenspatron desselben.[3]) St. Johannes Evangelista mit dem Kelche in der Linken, den die Rechte segnet, hat seinen Platz in der Mitte rechts auf dem Denkmale gefunden. Er erscheint unter den Patronen der Breslauer Kirche von alters her stets an der Seite des Täufers und war überdies Patron der Kapelle auf dem Gottesacker vor den Mauern Wemdings, die zu Roths Zeit 1483 erbaut wurde. Gegenüber dem Evangelisten Johannes steht der Apostel Andreas mit dem nach ihm genannten Kreuze. An seinem Feste (30. November) war der Bischof geboren; er war auch der Patron der ersten Kathedrale Roths zu St. Andreä im Lavanttale, wo die Bischöfe von Lavant residierten, bis bei der Neuzirkumskription 1859 der Bischofssitz nach Marburg verlegt wurde. Rechts unten steht in Eisenrüstung St. Georg und stösst dem Lindwurm die Lanze in den Rachen. Der heilige Ritter war Patron der Pfarrkirche zu St. Georgen im Attergau, die Roth seit 1460 besass und auch als Bischof noch bis 1490 behielt. Dort hatte er seinen Vater begraben und ein Anniversarium für ihn gestiftet.[4]) Die letzte Stelle hat links unten St. Emmeran, Bischof von Regensburg, in Pontifikalkleidung, in der Rechten ein aufgeschlagenes Buch, in der Linken das Symbol der Leiter, auf welche die Henker ihn banden, um ihn zu martern. Er ist Patron der Stadtpfarrkirche zu Wemding. Der Pfarrkirche seiner Vaterstadt bewahrte Roth

[1]) Das im Breslauer Diözesan-Archive befindliche Diplom (Sign. 20) bringt den farbigen Entwurf des Wappens; das an rotseidenen Fäden hängende mächtige Siegel zeigt vorn das Bild Friedrichs III., rückwärts den schön stilisierten Kaiseradler.

[2]) Abschrift der Urkunde in der Bibliothek der Peter-Paulkirche zu Liegnitz. Hs. 337. 4°.

[3]) Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens XXXX 158.

[4]) Wemding Stadtarch. Urk. 1490. 7. Dez.

stets ein pietätvolles Interesse; in ihrem Schatten ruhten seine beiden Grossmütter, seine Mutter Barbara und seine Schwester Katharina; ihre Ruhestätte hielt er in treuer Erinnerung, stiftete Seelenmessen für sie und sprach die Absicht aus, ein Epitaph mit ihren Porträts malen zu lassen.[1]) Vor allem hat er durch eine Predigtstiftung in der Heimatkirche sein Andenken verewigt. In dem Stiftungsbriefe, den er zu Neisse den 12. März 1499 schrieb, erinnert er sich aus seiner Jugendzeit, dass die Pfarrer in Wemding junge ungelehrte Priester gewesen, im geistlichen Leben gebrechlich, zum Predigen wenig geschickt, weshalb dem Volke die rechte christliche Unterweisung und das Vorbild tugendreinen Lebens fehlte. Er machte nun eine Stiftung, damit ein „wohlgelehrter, in gutem Rufe stehender" Priester als Prediger berufen werde, und stattete sie aus mit einem Kapitale von 600 Gulden, sowie mit wertvollen Paramenten und „mancherlei köstlichen Büchern, die er selbst lange Zeit besessen". In der Breslauer Diözese war es Gewohnheit, dass der Prediger im Pfarrhause eine eigene Stube nebst Kammer innehatte, damit er im Studium nicht gestört würde; da dies in Wemding wegen Baufälligkeit des Pfarrhauses nicht möglich, überdies Zwist mit dem Pfarrer zu besorgen war, so liess er in der Nähe seines Geburtshauses für 170 Gulden ein besonderes Haus bauen. Für den Prediger war nach seiner Meinung genügend gesorgt, zumal „in Wemding gut und billig zu leben" war. Der Prediger sollte an allen Sonn- und Festtagen nach dem Essen in St. Emmeran predigen, in der Woche wenigstens dreimal zelebrieren und dabei des Bischofs, seiner Eltern, Ahnen, Geschwister und Angehörigen gedenken. Die Einmischung in die eigentliche Pfarrverwaltung war ihm untersagt. Bei Übersendung der Stiftungsurkunde machte der Bischof den Rat von Wemding als Patron der Fundation auf die Verantwortung aufmerksam und fügte den Wunsch bei: „Gott und St. Haymeran mögen Glück geben, dass die Stiftung beständig sei und die Einwohner von Wemding dadurch gebessert und zum ewigen Leben gefördert werden." Die Stiftung besteht tatsächlich gegenwärtig noch.[2])

Die ganze Figurentafel wird umschlossen von einer Inschrift in grossen Antiquabuchstaben, die alle vier Seiten füllt, an den Ecken aber von den Evangelistensymbolen in Vierpässen unterbrochen wird. Die Inschrift lautet: ANNO DNI · MDVI · XXI DIE · MENSIS IAN OBIIT · REVEREN · IN XPO PATER DNS · IOHANNES · EPVS · WRATISLAVIEN · MAGNVS · ECCLIE · SVE · BENEFACTOR · ET · EDIFICIORV · VETERV · INSTAVRATOR SVMMVS · CVI · DEVS · MISEREATVR ⁘

Da der Bischof sich das Denkmal schon bei Lebzeiten herstellen liess, so erhebt sich die Frage, wie das Datum des Todes später beigefügt worden ist. Der Augenschein lehrt, dass nicht nur die Buchstaben der ganzen Inschrift, sondern auch alles feine Ornament auf der Tafel, besonders auch auf dem Teppiche, auf kaltem Wege ausgegraben ist.

Abgeschlossen wird der Umschriftsrahmen nach aussen durch einen schmalen Rand mit gotischem Laubgewinde, ebenfalls in erhabener Arbeit.

[1]) Wemding Stadtarch. Urk. 1896. 7. Dez.

[2]) Wemding Pfarrarch. Urk. 1499. 12. März. Stadtarch. Urk. 1496. 7. Dez. 1498. 17. Sept. 1499. 21. März.

Das Denkmal ist ein Meisterwerk aus der Werkstatt des Erzgiessers Peter Vischer in Nürnberg, wie dieser selbst unten auf dem unteren Rande des Inschriftsbandes mit gotischen Minuskeln eingeritzt hat: gemacht zu Nurmberg fon mir peter Fischer im 1496 iar. Mit Nürnberg verknüpften den Bischof viele Beziehungen: dort hatte er seine Schwäger Sebald Tucher und Sebald Pfinzing; dorthin sandte er das Kapital für die Predigtstiftung zur Übermittlung nach Wemding.[1]) 1496 schrieb er, er habe die Absicht gehabt, „wegen des grausamen Sterbens nach Nürnberg zu flüchten“. Er war also jedenfalls dort heimisch, wohl auch mit Vischer persönlich bekannt. Von ihm liess er sich zehn Jahre vor seinem Tode sein Grabdenkmal giessen, für welches er, wie er selbst am 7. Dezember 1496 erklärte, 460 Gulden gezahlt hat.[2]) Dass es 1503 bereits aufgestellt war, beweisen die in jenem Jahre veröffentlichten Verse, durch welche der Breslauer Humanist Sigismund Fagilucus es verherrlichte:

In conditorium reverendissimi patris et d. domini
Joannis Quarti episcopi Wratislawiensis.
Haec quicunque vides largo vestita metallo
Marmora, quae magni praesulis ossa tegent,
Desine mirari tumuli decora alta superbi,
Factaque nonnulla cum ratione puta;
Utpote non fas est putrescere nobile corpus
In vili exoso coenifluove loco;
Quod velut ista vides pulchro interclusa metallo
Marmora, concludit nobiliorem animam,
Quam quod non longo posset tibi forte referri
Eulogio, satis est, tu vale et haec valeat.[3])

Das Erzdenkmal des Bischofs Roth gehört der früheren Periode der Vischerschen Werke an, in denen der gotische Stil noch massgebend ist. In der Anordnung im flachen Relief und in der Behandlung schliesst es sich den Grabtafeln des Meisters in den Domen zu Bamberg, Würzburg und Meissen an. Beim Entwurf schwebte dem Künstler offenbar die von seinem Vater Hermann Vischer gegossene Grabtafel des Bischofs Georg I. im Dome zu Bamberg vor; die Bischofsfigur, die Architektur und der Löwe auf dem verzeichneten Sockel erinnern lebhaft an das Vorbild. Die Breslauer Platte indes mit dem prächtig gemusterten Teppiche im Hintergrunde und den Nebenfiguren auf den einrahmenden Pfeilern zeigt eine weit reichere Ausstattung.[4])

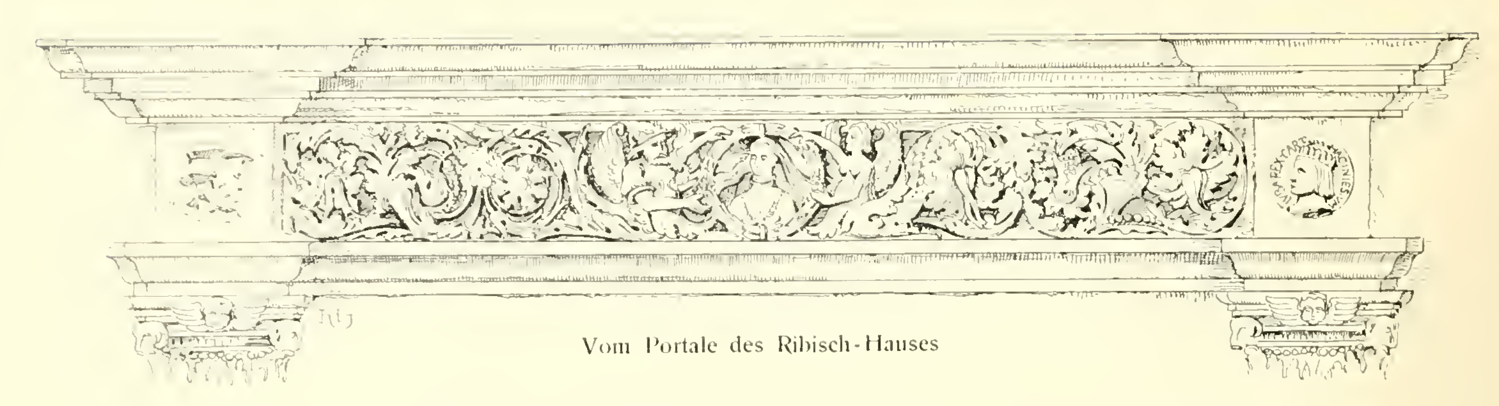
Joseph Jungnitz

[1]) Wemding, Stadtarchiv Urk. 1499. 18. Jan.

[2]) Wemding, Stadtarchiv.

[3]) Bauch, Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens XXXIII 155; Bresl. Stadtbibl. Hs. 2571; Extemporalitates Vuratislavie Sigismundi Fagiluci Piery id est Epigrammaton suorum liber secundus, Breslau 1503, Bogen E letzte Seite.

[4]) Daun, P. Vischer S. 8. 11. 14; Luchs, Schlesische Fürstenbilder zu Taf. 4a S. 32, 34; Markgraf, Allgemeine Biographie 14, 186.



Vom Portale des Ribisch-Hauses

HEINRICH UND SEYFRIED RIBISCH UND DIE KUNST IN SCHLESIEN

Nicht umsonst hatte sich Heinrich Ribisch den Beinamen „Freund des Schönen" (Philokalos) gegeben.[1]) So lange er freilich der „pauper Ribschius" war, hatte diese Freundschaft eine platonische sein müssen. Sobald er aber durch seine reiche Heirat und durch seine Ämter als Syndikus der Stadt Breslau (1514—1525), sodann besonders als Königlicher Rat und Rentmeister der Provinz Schlesien und der Lausitz (1525—1544) „in grosse Nahrung" gekommen war,[2]) betätigte er dieselbe wie kaum ein anderer seiner Mitbürger. Und wenn auch ein gut Teil Eigenliebe beigemischt sein mochte, so hat er doch einem edlen und vornehmen Geschmack gehuldigt und hat Breslau, das ihm und seinen Nachkommen zur zweiten Heimat geworden ist, mit einer Reihe von Denkmälern geschmückt, die den Höhepunkt der Kunst der Renaissance in Schlesien bilden.

Sein Sohn aber, Seyfried Ribisch, Kaiserlicher Kammerrat in Schlesien, geboren 1530, gestorben 1584, muss geradezu als der Vater der Schlesischen Kunstgeschichte und Altertumskunde bezeichnet werden.

Von dem, was beide bisher bei weitem nicht genügend geschätzte Männer für die Kunst in Schlesien und deren Erforschung getan haben, soll im folgenden die Rede sein.[3])

[1]) So schon im Titel seiner Erstlingsschrift: „Disceptatio An uxor sit ducenda in publica disputatione Lipsensi enarrata a magistro Henrico Ribsch philocalo Budingio" (Leipzig 1509), und im Dedikationsvorwort: „Henricus Ribsch Philocalos Büdingius Petro Trachenn Herbipolitano Salutem"; aber auch zehn Jahre später (1518) findet er sich als Abgesandter der Stadt Breslau zur Hochzeit des Königs Sigismund von Polen geradezu unter dem Namen Henricus Philocalos (Acta Tomiciana, Tomus quartus epistolarum legationum Sigismundi Primi Regis Polonie per Stanislaum Gorski MDXVI—XVIII p 300.)

[2]) So drückt sich sein Freund Johannes Hass, Bürgermeister zu Görlitz, in den Görlitzer Ratsannalen aus (Script. rer. Lusat. N. F. IV 117).

[3]) Für alles was ihr Leben und ihre Tätigkeit auf anderen Gebieten angeht, verweise ich auf meine Arbeit im laufenden Jahrgange (XLI) der Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens.

I. Heinrich Ribisch

1.

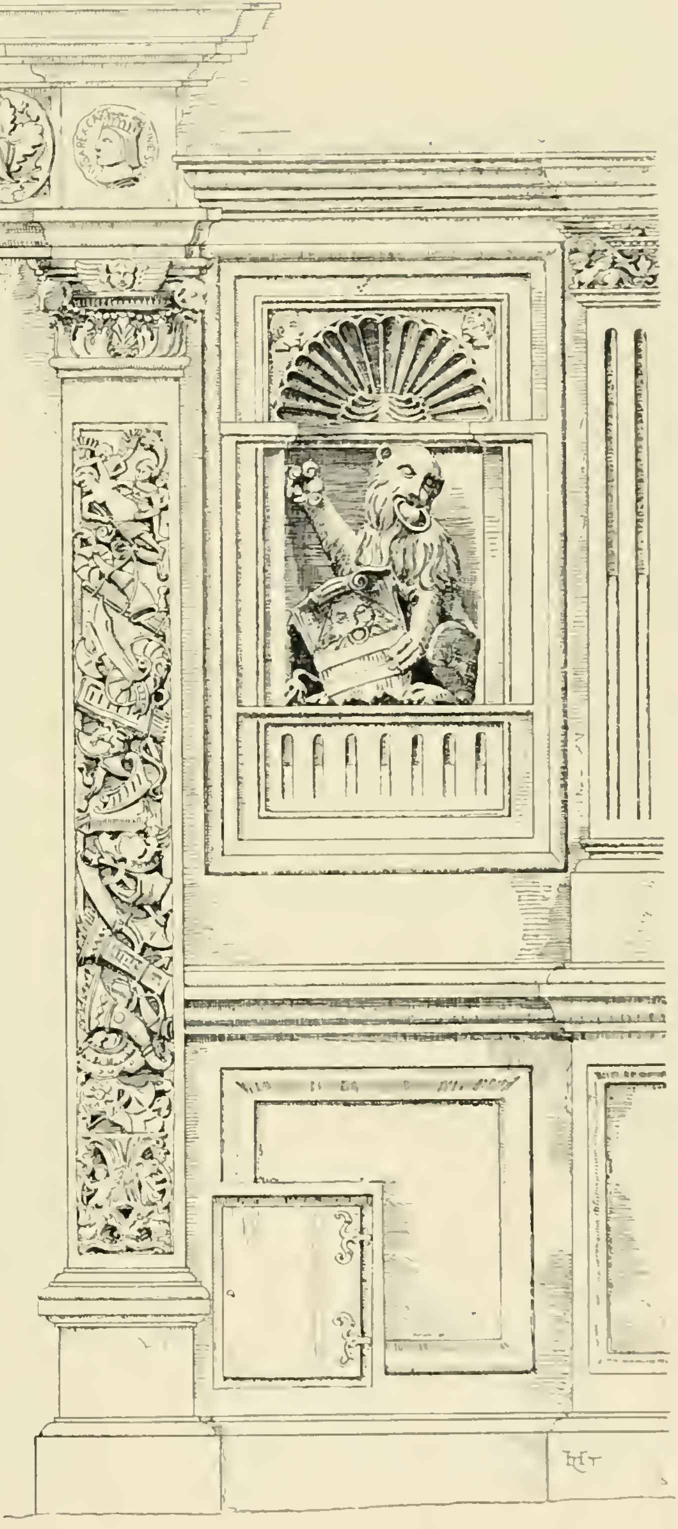
Das Erste, was Heinrich Ribisch auf künstlerischem Gebiete tat, war, dass er ein Haus baute, welches ihm und seiner Familie ein trautes Heim bot und zugleich von seinem Geschmacke Zeugnis ablegte, wie ihn die Inschrift an der Vorderseite bekundete:

Laudabunt aulas alii spaciosaque tecta,
Exigua est nobis, sed bene culta domus.
Hinc hospes domini ingenium cognoscere possis:
Nil amat incultum, nil amat ille rude.

Es nahm die Stelle ein eines älteren Hauses auf der vornehmen Junkerngasse (heut No. 2), welches er 1519 gekauft hatte und abreissen liess. Es wird kein Zufall sein, dass der Entschluss zum Neubau mit seiner Ernennung zum Königlichen Rate und Rentmeister von Schlesien und Lausitz zusammenfiel. Der Bau begann 1526 und dauerte bis 1531[1]). Dass wir darüber genau unterrichtet sind, danken wir den Inschriften, welche er in grösserer Zahl als gewöhnlich in Intervallen an den verschiedenen Teilen des Baues anbringen liess. Sie sind zwar heut sämtlich zugrunde gegangen, aber durch Abschriften erhalten, über deren Ursprung im zweiten Teile zu handeln sein wird.

Die eine Inschrift lautete:

Anno Domini[2]) MDXXVI
Romanorum Imperatore[3]) Carolo V



Portal des Ribisch-Hauses

[1]) Dass der Bau aus den Steinen des abgebrochenen Vinzenzklosters aufgeführt worden sei, habe ich a. a. O. als Fabel erwiesen.

[2]) Die Abschrift im Folioblatt des Staatsarchivs in Breslau Elis. I 5 (s. S. 110) bietet om.

[3]) Die Abschrift bietet Imperat°.

Interrege Lud. II[1]) Ungar. Boh. rege[2])
Sigismundo Polonie Rege
Henricus Ribisch sibi et
liberis suis extruxit.

Da König Ludwig in der Schlacht bei Mohacz fiel, ist die Inschrift vor den 26. August 1526 zu setzen.

Über der „Kuchel" stand:

Carolus V imperabat
Ferdinandus regnabat
Henricus VII male habebat
Henricus Rybisch sibi liberis gratae posteritati
aedificabat. M.D.XXVIII.

Eine andere Inschrift lautete:

MDXXVIII.
H R.
A R.

Letztere zwei Buchstaben sind die Anfangsbuchstaben des Namens seiner Gemahlin Anna, geb. Rindfleisch.

Die Zahl 1530 steht noch heut an der Fassade oberhalb der Pranke des Löwen, welcher den Hauptbestandteil des von Ribisch angenommenen Wappens bildet. Endlich „gantz oben unter der Gallerie" stand die Zahl MDXXXI unter der Inschrift:

Vanitas Vanitatum et omnia Vanitas.

Wenn Ribisch das Haus „exigua domus" nennt, so bezog sich dies nicht auf die Höhe und Tiefe, sondern auf die Breite. Das Haus war nur 15 Ellen breit[3]) und hatte nur drei Fenster in der Front,[4]) war aber drei Stock hoch und überragte alle Nachbarhäuser. So stand rechts von der eben angeführten Inschrift des obersten Stockes Vanitas etc.:

„Wieder Gott ist kein Rath,"

links:

„Wieder Gott hilfft kein neid wenig";

im zweiten Stock „unter dem mittlern Fenster":

„Wer Gott vertraut, hat wol gebaut";

im ersten Stock: „unter dem mittlern Fenster"

„Henricus Rybisch
Doct. Monumentum
hoc sibi posuit."[5])

[1]) Die Abschrift bietet X.

[2]) Die Abschrift bietet rg.

[3]) Karrenregister vom Jahre 1564 (Breslauer Stadtarchiv Hdr. K 85): „Heinrich ribisch hat eln 15, der garten uber der Ole hat 124 eln: der Garten auff der Hundgasse (= Antonienstrasse) hat eln 53. Synt beders vor 140 eln gelassen". Die Breite der erhaltenen Fassade beträgt 31 Fuss.

[4]) So erscheint es im Stadtplan von Weyhner und Uber vom Jahre 1562.

[5]) Ezechiel (Hdr. der Stadtbibliothek Par. 2798 p. 1049) lässt sibi weg, fügt aber aere perennius hinter posuit hinzu.

Über dem Portal befand sich die oben mitgeteilte Inschrift „Laudabunt" etc., daneben „unter dem dritten Fenster"

„Es kümmert sich mancher umb diss und umb dass,
Und weiss nicht was,
Bist du aber from ohne neid und hass,
So bau dir[1]) ein bessers und lass mir das.",

während der auf der entgegengesetzten Seite jedenfalls angebrachte Vers nicht überliefert ist.

Auch der Tiefe ermangelte das Haus keineswegs. Ja, es hatte zwei ebenfalls dreistöckige Hinterhäuser[2]), und von dem zweiten führte eine Brücke über die Ohle in einen grossen Obst- und Blumen-Garten, den Ribisch stückweise erworben und mit einer Mauer umgeben hatte. Auch darauf bezog sich eine „unten im Hause" angebrachte Inschrift, die, leider unvollständig, folgendermassen überliefert ist:

Si recta perges. triplici domus ordine duplex,
Hortulus occurret, pons rapida undis.
Dat domus hospitium, pisces gelida unda, lavacrum
Haec eadem, ast horti mitia poma dabunt.

Ich habe sie mit der — in der Abschrift fehlenden — Interpunktion versehen. Aber auch so ist klar, dass hinter „occurret" (oder „pons") der Schluss des Pentameters, vor „pons" (oder „rapida") der Anfang eines Hexameters und ein Pentameter ausgefallen sind.

Das Haus hatte keinen hohen Giebel, sondern ein flaches Dach mit einem Turm und Wetterfahne, in deren Knopf beim späteren Abbruch „das Contrefait Ribischens auss Silberblech gestochen" gefunden wurde.

Seitdem sind mit dem Hause die stärksten Veränderungen vorgenommen worden. Nach dem Tode von Heinrich Ribisch ging es zunächst auf seinen Sohn Gotfrid über, von diesem durch Cession (1567) an seinen Bruder Heinrich, von diesem 1573 an seinen Bruder Seyfried. Wie lange es dessen Erben gehabt haben, ist unbekannt. 1699 besitzt es Gottfried von Riemer und Riemberg. Er renoviert es, und lässt den Altan wegen grosser Last abtragen. Dann verkauft er es 1715 an Otto Heinrich von Reichel, welcher nach Abreissung des Hinterhauses und mit Hinzunahme eines Nachbarhauses ein Palais errichtet, dabei aber das Vorderhaus stehen lässt.[3]) Beide Häuser kauft 1724 der Polnische und Sächsische Feldmarschall Reichsgraf von Flemming; seine Witwe und Erbin, nachmalige Fürstin Tekla Wiesniowizka verkauft sie 1764 an den Generalleutnant von Tauentzien,[4]) der sie wieder umbaut. Von diesem erwirbt sie der Kaufmann Aug. Friedr. Lübbert, der auch das alte Vorderhaus umbaut und in einheitliche Fassade mit dem zweiten Haus bringt.[5])

---

[1]) Ezechiel a. a. O.: So baw ein Bessers.

[2]) Wie das Testament von Ribisch 1544 von einem Mittel- und einem Hinterhause spricht, so sind diese auf dem Stadtplan von 1562 zu sehen.

[3]) Kundmann, Silesii in Nummis S. 225.

[4]) Breslauer Stadtarchiv Hdr. G, 5, 303 fol. 433v und Karrenregister von 1761 Hdr. K 94. Zimmermann, Beschr. der Stadt Breslau S. 307. Dass Lessing nicht in diesem Hause wohnte, hat Markgraf (Schles. Zeitung 1905 No. 100) gezeigt.

[5]) Menzel, Topogr. Chronik von Breslau S. 170.

So ist von dem ursprünglichen Bau nur das Portal nebst dem zugehörigen rechts befindlichen aus drei Pilastern bestehenden Teile der Fassade, welches heut den Eingang zur Konditorei von vorm. Perini bildet, erhalten. Dieses aber gehört zu den schönsten Portalen nicht nur Breslaus, sondern Deutschlands, wie schon Lübke[1]) geurteilt hat: „nur der untere Teil der Fassade ist unversehrt erhalten, dieser freilich ohne Frage an Reichtum und Schönheit unter allen gleichzeitigen bürgerlichen Privatbauten Deutschlands ohne Gleichen." Es hat von jeher die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich gelenkt und ist oft gezeichnet[2]) und veröffentlicht worden, bisher aber, zumal der obere Teil durch ein Firmenschild gedeckt ist, nicht genügend. Zur Aufnahme der Federzeichnungen auf S. 88 und 89 von Hugo Ulbrich hat dieses der jetzige Inhaber der Konditorei in dankenswerter Weise entfernen lassen.

Der Architrav ist geschmückt mit einem Blumen-Fries, in dessen Mitte sich ein Medaillon mit einem weiblichen Brustbilde befindet, links von einem behelmten, bärtigen Meergotte, rechts von einer Meerjungfrau gehalten, die beide geflügelt sind und in Fischschwänze ausgehen. An beiden Enden sind ebenfalls Medaillons mit Brustbildnissen, das zur Rechten mit der Umschrift IVBA·REX·CART HAGINIESIVM versehen, das zur Linken einen Mann mit Barett darstellend, ohne Beischrift.

Das mittlere Medaillonbild wird, wie schon längst vermutet worden ist,[3]) die Gemahlin von Ribisch darstellen. War sie doch gewissermassen die Besitzerin des Hauses. Wie ihr Ribisch noch das alte Haus 1525 aufgelassen hatte, so vermachte er ihr auch das neue 1534.[4]) Und wie ihre Initialen A. R. sich unter den seinigen daran befanden, so kann, wie ebenfalls bereits vermutet worden ist, auch das männliche Porträt zur Linken[5]) ihn selbst darstellen. Der Umstand, dass es der Umschrift entbehrt, macht den durch die Symmetrie empfohlenen Gedanken, dass es das Porträt eines dem Juba entsprechenden Königs neuerer Zeit sei, weniger wahrscheinlich. Auffällig scheint uns die Wahl des Juba. Aber auch die Renaissance[6]) kannte den jüngeren Träger des Namens als einen Kunst und Wissenschaft liebenden Regenten, und die Bezeichnung „König der Karthager" hat für sie erst recht nichts auffallendes. Natürlich ist es ein Idealporträt.

Auch die Friese der beiden Langseiten[7]) bieten eine auffallende Darstellung. Der Hauptmasse nach sind es allerdings Waffen und unter denselben ist je ein sitzendes Kinderpaar.

[1]) Gesch. d. deutschen Renaissance. S. 661; 2. Aufl. Abt. II S. 166.

[2]) Von den alten unten (S. 109) zu besprechenden Zeichnungen abgesehen — von Heinrich Mützel 1823 in der Bachschen Sammlung von Handzeichnungen; bei Bischof-Ortwein, Deutsche Renaissance. Schlesien (Leipzig 1885), Blatt 7; im Bilderwerk Schlesischer Kunstdenkmäler T. 75, 3. — [3]) S. unten S. 110.

[4]) In dem Testament vom 9. Januar 1534 (Signaturb. von 1534—1543 im Bresl. Stadtarchiv Hdr. G 9, 6 fol. 1).

[5]) Es ist arg verstossen und unten abgebrochen. Ein ganz ähnliches Medaillonrelief ist im Hinterhause angebracht gefunden worden. Es wurde später im ersten Hofe eingemauert, befindet sich jetzt aber im Vorderzimmer des Erdgeschosses über der Eingangstür eingemauert. Der Maler Professor Resch hat es zuerst als Ribisch in Anspruch genommen.

[6]) Vgl. Illustrium imagines, Antverp. 1598 t. 78. Faber Comment. p. 47.

[7]) Richtig bemerkt Lübke, Gesch. d. deutschen Renaissance, 2. Aufl. II S. 164, dass die Arbeit des linken Pilasters etwas weniger fein sei als die des rechten.

Ganz oben aber ist eine regelrechte Entbindungsszene dargestellt. Hier sind alle Erklärungen, welche eine Anspielung auf Vorgänge im Hause annehmen, von vornherein ins Gebiet der Fabel zu weisen: so wenn es bereits in einer Aufzeichnung aus dem 16. Jahrhundert heisst: „Es sol nemlich eine schwangere Frau in das Haus kommen seyn, und hat da gebohren. bey der geburt aber hat sich ein kerl vor die Bademutter angezogen, und ist bey der geburt gewesen"; erst recht die späteren Deutungen: es habe in diesem Hause Breslaus erste Hebamme oder ein besonders tüchtiger Geburtshelfer gewohnt; oder die Tochter des Hauses habe mit Hilfe einer Hebamme ihr neugeborenes Kind getötet, sei als Kindesmörderin bestraft worden und das Verbrechen sei im Steinornament des Hauses verewigt worden;[1]) oder es habe hier ehemals ein Nonnenkloster gestanden, dessen Insassen mit denen des jenseits der Ohle stehenden Mönchsklosters Umgang pflogen, bis die Sache durch zahlreiche Geburten an den Tag kam, worauf die Schuldigen bestraft, das Andenken an ihre Schuld aber in Stein festgehalten wurde; oder eine Nonne sei nach Bruch des Keuschheitsgelübdes niedergekommen und nach altem Brauch zur Strafe lebendig in die Wand des Klosters vermauert worden; oder es sei ein Nonnenkloster gewesen, dessen Schwestern sich bei Geburten und der Pflege von Wöchnerinnen hilfreich bewiesen. Alle diese Erklärungen sind lediglich Belege für die Art, wie aus unverstandenen Bildwerken Fabeln entstehen.[2])

Auch eine mythologische Entbindung wie etwa die der Semele oder der Myrrha ist ausgeschlossen. Es würde das für sie Charakteristische fehlen. Nicht minder würde die Verdoppelung der Szene dagegen sprechen. Diese weist auf eine Genreszene hin, wie sie in der Renaissance, besonders auf italienischen Majoliken, aber auch sonst in der Kunst nicht selten begegnen.[3]) Aber für den lebens- und liebesfrohen Ribisch, wie er sich in der Erstlingsschrift „Disceptatio An uxor sit ducenda" und in der Inschrift am Hause „sibi et liberis suis extruxit" bekundet, ist doch auch die Wahl dieser Szene charakteristisch.

„Welsche Mäurer", wie A. Schultz[4]) und Ernst Lübke[5]) meinten, brauchen es nicht gewesen sein, welche das Haus bauten. Aber italienischer Geschmack, „mos italicus", wie er durch einen Zeitgenossen[6]) vom gleichartigen Grabmonument des Stanislaus Sauer in der Kreuzkirche bezeugt worden, ist in der Dekoration unverkennbar. Eine Vermutung über den Meister werde ich später (S. 102) äussern.

[1]) Die Mitteilung gerade dieser Erklärung danke ich Herrn Julius Brann, die übrigen Herrn Dr. Olbrich, der sie sämtlich aus dem Munde alter Breslauer Bürger gehört hat.

[2]) Vgl. Kinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte S. 161—243.

[3]) Belege im allgemeinen bieten Müllerheim, Die Wochenstube in der Kunst, Stuttgart 1904 (vgl. Fig. 40 S. 60 und Fig. 42 S. 64) und Pachinger, Die Mutterschaft in der Malerei und Graphik, München und Leipzig 1906 (vgl. S. 97 f.).

[4]) Schlesiens Kunstleben im 15.—18. Jahrh. S. 16. Die „Architectura Wratislav." (s. S. 94 Anm. 2) nennt „Welsche Mäurer" in Breslau erst 1545: „1545 sind viele welsche Mäurer allhier gewesen, welche weil sie ihre Arbeit geschwinde verfertiget, die meisten und besten Bau gehabt."

[5]) Gesch. d. deutschen Renaissance S. 662; anders in der zweiten Auflage Abt. II S. 167.

[6]) S. unten S. 98.

2.

Ähnlich steht es mit dem zweiten grossen Werke der Architektur und Plastik, welches Ribisch aufführen liess, seinem Grabmale.

Er hatte von Anfang an für die Reformation Partei ergriffen und war mit Joh. Hess wie Ambr. Moiban befreundet. So wählte er für sein Grabmal die Elisabethkirche als die vornehmste, der er auch 100 Gulden nicht nur zum Gedächtnis, sondern auch „zur Renovation und Schmuck" vermacht hat.[1]) Auch dieses sollte so prächtig werden, wie es vordem noch niemand gehabt hatte, daher auch nicht in mittelalterlichem, sondern in dem neuen aus Italien stammenden Kunstgeiste gehalten.

Ribisch war noch nicht fünfzig Jahre alt und dachte noch nicht ans Sterben, als er den Plan fasste. Wie die Inschrift „Hen. Rybisch I. V. D. Inclyt. | Ferd. Ro. Pan. Bo. Etc. Regi | A Cons. Provintiar. Sile. | Lus Questor Generalis | Hoc Monu. V. F. F. Aetat. Suae XLIX. Anno MDXXXIIII" zeigt, hat er mit dem Bau schon 1534 begonnen. Erst 1539 war derselbe vollendet. Denn diese Zahl findet sich oben an einem Täfelchen des rechten Eckpilasters und wird überdies durch eine Urkunde[2]) bestätigt. Für das Jahr seines Todes war oberhalb des Wappens in einer besonderen Inschrift „Obiit anno MD" eine Lücke gelassen worden, welche nachmals irrig durch L oder vielmehr E ausgefüllt worden ist, während die Inschrift über dem Wappen seiner Frau „Ob: uxor MDXL"[3]) noch zu seinen Lebzeiten angebracht sein wird.

Die Höhe des ganzen beträgt 4,83, die Breite 3,10 Meter.[4])

---

[1]) Im Testament von 1544 (Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens) und Bresl. Stadtarchiv Hdr. G 5, 93 fol. 110.

[2]) Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek Architectura Wratisl. Hdr. Klose 72a fol. 48: „1539 hat D. Rybisch ein schön Epitaph lassen setzen zu S. Elisabeth in der Kirche, nicht lange darnach hat man ihm mit Wagenschmiere bestrichen, aber man konnt nicht wissen, wer es gethan hat."

[3]) In der Tuschzeichnung von Seydlitz (s. S. 110) steht richtig nur: „obiit an MD" und „ob: uxor MDXL."

[4]) Das Denkmal ist sehr oft gezeichnet und abgebildet: zuerst in der unten zu besprechenden Tuschzeichnung der Senitzschen Sammlung des Staatsarchivs in Breslau Elis. I 5; sodann in einer sehr grossen, aber recht untreuen, auch in den Inschriften fehlerhaften Federzeichnung der Sammlung von Ezechiel in der Breslauer Stadtbliothek im Fascikel „Rybischiana"; bei Kundmann, Silesii in Nummis tab. XXXVII hinter p. 480 in Kupferstich; Alwin Schultz, Schlesische Denkmale, Ergänzungsheft zu Schlesiens Kunstleben, Breslau 1875, in Lichtdruck; Lübke, Geschichte der deutschen Renaissance, Stuttgart 1873 Fig. 179 nach einer Skizze A. v. Heydens in Holzschnitt; 2. Aufl. II Abt. Fig. 275, der zuerst die kunstgeschichtliche Bedeutung des Denkmals weiteren Kreisen nahe gebracht hat; Bischof-Ortwein, Deutsche Renaissance, Schlesien Blatt 8; Fritsch, Denkmäler deutscher Renaissance Bd. I (1891) Blatt 2 in Lichtdruck; Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler Tafel 80, 4 nach einer Zeichnung von H. Ulbrich (1896); Gurlitt, Breslau (Hist. Städtebilder Serie 2 Heft 8) Tafel 9. Auf die Anmerkung der einzelnen Fehler in den verschiedenen Abbildungen verzichte ich. Sämtlich leiden sie an dem grossen Mangel, dass die Hauptfigur, der liegende Ribisch, im Dunkel bleibt. Das Schlesische Museum der bildenden Künste hat auf meine Anregung das Denkmal formen lassen. Durch die der Formung vorangegangene Reinigung von Schmutz und Anstrich hat das Denkmal sehr gewonnen. Nach dem Abguss, aber vor der Zusammensetzung seiner Teile, ist die unsrer Abbildung auf S. 112 zugrunde liegende Photographie der ruhenden Figur gemacht worden. Der Abbildung des ganzen Denkmals auf S. 97 liegt eine neue photographische Aufnahme van Deldens zugrunde.

Auf einem kräftigen in der Mitte etwas vorspringenden Sockel erhebt sich der Oberbau, bestehend aus einem auf drei Säulen ruhenden Baldachin aus Tiroler Marmor. Auch hier springt die mittlere Säule und dementsprechend die Mitte überhaupt etwas vor.

Den Hintergrund bildet, von zwei ein wenig vorspringenden, reich skulpierten Pilastern eingefasst, ein hoher sarkophagartiger Bau mit einer Fassadenplatte aus rotem Salzburger Marmor, welcher in der Mitte das Brustbild von Ribisch, eine Rolle in der Linken haltend, links sein Wappen, rechts das der Familie seiner Frau Rindfleisch in sorgfältiger Ausarbeitung zeigt. Seine rechte Hand liegt auf einem Täfelchen, das die oben mitgeteilte Inschrift „Hen. Rybisch etc." trägt. Unterhalb der roten Platte ist noch eine Tafel angebracht, welche nachträglich mit folgender Inschrift versehen worden ist: „Nach Christi geburt 1544 den. 10. Novembr ist gestorben der Edle | Hochgelerte Heinrich Rybisch der rechtenn Doctor Römischer | huningrischer unnd Behmischen Khuniglichen Majestät Rath Rent|meistr in Slesien und Lausicz etc. hi begraben. dem Got gnedig sei". In den Füllungen der 3 Bögen, welche das Brustbild und die Wappen überragen, sind 2 Medaillons angebracht, von denen das linke noch einmal das Porträt von Ribisch, das rechte das seiner Frau in feiner Ausführung zeigt. Oberhalb des Sarkophags ruht er in ganzer Figur wie in einem kasettierten und muschelgeschmückten Gewölbe. War diese Form der Darstellung von der italienischen Frührenaissance besonders für Männer der geistigen Arbeit gewählt worden, so liess sich auch Ribisch als Freund der Wissenschaften, der er war, bilden. Als Stütze für den linken, an den Kopf gelegten Arm dient nicht ein Pfühl, sondern ein Himmelsglobus mit dem Zodiacus, an welchem vorn LEO, Cancer, GEMini, Taurus, ARIes abwechselnd in Schrift oder Bild, sichtbar sind, und mit Sternen;[1]) in der Rechten hält er ein Buch. Im übrigen war er gebildet, ganz wie er sich im Leben zeigte, angetan mit feinem Hemd, reichverziertem faltenreichen Rock und pelzverbrämtem mit weiten Puffärmeln versehenen Überrock, enganliegenden Hosen, breiten und hohen Schuhen. Das Haupt ist mit einem kleinen, schief sitzenden Barett bedeckt, die Brust mit einer reichen in mehreren Windungen fallenden Kette geschmückt. Backen-, Kinn- und Schnurrbart sind wohlgeordnet und nicht bloss in die Länge, sondern auch in die Breite gezogen, wodurch die ohnehin vorhandene Ausdehnung des Kopfes in die Breite noch gesteigert wird. Nicht ganz ist der Künstler mit den Massen ausgekommen. Die Beine, obwohl im Knie und Knöchel gebogen, sind doch für den Oberkörper zu kurz geraten.

Auch die Fassade der vorspringenden sich auf den Säulen-Kapitellen erhebenden Bekrönung ist reich skulpiert, an den Seiten mit Waffenschmuck, in der Mitte mit Blattwerk. In den Bogenzwickeln befindet sich ein Paar Medaillons mit einem männlichen und einem weiblichen Kopfe, in denen die Eltern von Ribisch und seiner Frau angedeutet sein werden.[2])

[1]) Einer derselben ist unter dem Leo, zwei andere tiefer unter Taurus und Aries. Aber es ist mir auch mit Hilfe meines verehrten Kollegen Franz nicht gelungen, darin eine tiefere Bedeutung zu ermitteln „Denn die Sonne steht im Löwen nach dem damaligen Julianischen Kalender 14.—29. Mai, im Widder 14.—29. März, im Stier 30. März bis 14. April." Ribisch war am 24. März 1485 geboren.

[2]) So schon Luchs, die Denkmäler der St. Elisabethkirche, Breslau 1860 S. 31.

Das Gesims wird gekrönt von Blattwerk, zwei Delphinen und dem Wappen von Ribisch, über dem nachmals ein Schild mit der Inschrift: „Anno Domini 10. Noveb. | 1544 — ist in got | verschiden — doctor | Ribisch — dem got gnedigk sey",[1]) angebracht worden ist.

Auch dieses Denkmal, vielleicht das vollendetste der Renaissance in Schlesien, ist früher allgemein „wälschen Meistern" zugeschrieben worden. So von Lübke,[2]) Alwin Schultz[3]) und Grünhagen[4]). Auf der andern Seite muss die Angabe von Fritsch,[5]) es hätten die Nachforschungen mit ziemlicher Gewissheit ergeben, dass es von einem einheimischen Künstler herrühre, der sich in Italien gebildet habe; die Anfangsbuchstaben seines Namens seien, wie aus einem am Denkmal befindlichen Monogramm hervorgehe, M. F— mit einem starken Fragezeichen begleitet werden. Es scheint nur ein Missverständnis der Äusserung von Luchs: „Unter dieser Inschrift stehen die Buchstaben M. F.; sie bezeichnen wahrscheinlich den Bildhauer" zugrunde zu liegen. Mir wenigstens und anderen ist von solchen Nachforschungen nichts bekannt geworden. Wohl aber habe ich mich selbst zu solchen Nachforschungen veranlasst gesehen.

Tatsächlich stehen die Buchstaben M. F. unter der oben (S. 94) mitgeteilten Inschrift von 1534, zwar nicht ganz, aber doch ziemlich genau in der Mitte. Auch auf den Mangel völliger Übereinstimmung mit den Buchstaben jener Inschrift ist kein grosses Gewicht zu legen. Tatsächlich hat auch das M in jener Inschrift nicht durchweg dieselbe Form. Die Bezeichnung des Künstlers durch die blossen Anfangsbuchstaben hat an zahlreichen Denkmälern Schlesiens aus jener Zeit Analogien.

Entscheidend aber ist, dass zwar der Aufbau und die Anordnung des Denkmals jenen „mos italicus" bekundet, die Ausführung aber die Feinheit italienischer scarpellini vermissen und die Derbheit nordischer Steinmetzen erkennen lässt.[6])

So wird der Künstler tatsächlich unter den heimischen Steinmetzen zu suchen sein.

Da hat es sich nun gut getroffen, dass der Schlesische Altertumsverein als Vorarbeit für ein schlesisches Künstlerlexikon einen grossen Teil der Breslauer Kirchen-, Stadt- und Gerichtsbücher hat durchsehen und exzerpieren lassen, so dass man mit Hilfe dieses Materials ohne grosse Mühe die Namen und Lebensdaten von Breslauer Künstlern und Kunsthandwerkern ermitteln kann.

[1]) Dieses Wappen ist bei Hoverden, Grabdenkmäler Bd. I S. 125 mit Inschrift abgebildet, ohne Inschrift Bd. VII S. 12. Letztere bei Luchs a. a. O. S. 112 Nr. 221. Der Schild befindet sich heut nicht mehr an Ort und Stelle, sondern in der zweiten nordwestlichen Kapelle hoch angebracht.

[2]) Gesch. d. deutschen Renaissance S. 658; 2. Aufl. Abt. II S. 164.

[3]) Schlesische Kunstdenkmale S. 3. Schlesiens Kunstleben S. 16.

[4]) Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens XX 63.

[5]) In dem an Fehlern überhaupt reichen Erläuterungstexte zu den „Denkmälern deutscher Renaissance" Bd. I S. 18. Doch war hier schon Lübke in der zweiten Auflage der „Geschichte der deutschen Renaissance" II S. 166 Anm. 1 vorangegangen.

[6]) Wenn übrigens Lübke a. a. O. II S. 164 sagt, „dass die Behandlung des rechts (westlich) befindlichen Pilasters von geringerer Feinheit sei", so ist dies dahin klar zu stellen, dass die vom Beschauer aus linke (westliche) Seite des unteren Pilasters weniger fein gearbeitet ist als die rechte (östliche).



Grabdenkmal von Heinrich Ribisch in der Elisabethkirche in Breslau

Noch besser aber hat es sich getroffen, dass von allen mit M. F. anfangenden Steinmetzen Breslaus für das Jahr 1534 nur Einer in Frage kommen kann, nämlich Michel Fidler der Ältere.[1])

Ihn glaube ich daher als Künstler des Denkmals in Anspruch nehmen zu sollen. Insbesondere möchte ich ihm selbst die Ausführung des Fassadenreliefs, welche feiner ist als die der ruhenden Figur, zuschreiben.

Ihm ist auch das in jeder Hinsicht verwandte hier nach einer Photographie abgebildete Denkmal des Kanonikus Stanislaus Sauer in der Kreuzkirche zuzuschreiben,[2]) über welches hier in Kürze zu handeln ist.

Auch Sauer, der gelehrte, aus Löwenberg gebürtige Kanonikus der Kreuzkirche und Doktor der Rechte, der in Italien — in Padua unter Filippo Beroaldo[3]) — studiert hatte, dann Kollege von Ribisch im Kanonikat (an der Kreuzkirche) gewesen war, aber bei der alten Kirche geblieben war,[4]) ging bei Lebzeiten und zwar im Jahre vorher 1533 an die Ausführung seines Grabmals, wie die Inschrift besagt: „Sta. Saurus Vivus sibi F F MDXXXIII", die Errichtung selbst aber erfolgte erst nach seinem am 21. Januar 1535 eingetretenen Tode[5]) durch seinen Erben, den Notar und nachmaligen Kanzler des Bischofs, Vincentius Hortensius (Gärtner), wie ebenfalls die Inschrift am Architrav besagt: „Stanislao. Sauro. D. D. | Canonico Wratislavien̄ | qui virtutis et eruditionis splen- | dore eius ecclesiae praecipuum extitit ornamentum Vincentius Horte̅- | sius haeres testamento relictus f. f. gratitudinis ergo". Mit Recht sagt ein gleichzeitiger Berichterstatter, der es als Vater des Hortensius wissen musste, von dem Denkmal, dass es „more italico" geschmückt war,[6]) was sich natürlich nicht bloss auf die Anbringung der Medaillons, links des Alexander Magn. P. F., rechts des D. Augustus Caesar — das ganze wird bekrönt vom Medaillon des Mathias Rex Hungariae —, sondern auf das Ganze bezieht. Es stimmt aber mit dem Denkmal von Ribisch völlig in der Bildung des Sockel, in den Ornamenten sowohl der Blume unter den kleinen Medaillons als auch der schiefen Vierecke, als auch der Muschel (neben dem Kopfe des Matthias Corvinus und der liegenden Figur von Ribisch), in den Säulenkapitälchen, in der Anbringung der Wappen unter den Täfelchen, besonders

[1]) Sein Name begegnet im Traubuch der Elisabethkirche, wo am Sonntag Trinitatis des Jahres 1569 die Trauung des Steinmetzen Michel Fidler, des Sohnes des verstorbenen Steinmetzen Michel Fidler, mit Elisabeth Muder eingetragen ist.

[2]) Bischof-Ortwein, Deutsche Renaissance, Schlesien Blatt 9; unvollständig Bilderwerk Schlesischer Kunstdenkmäler Taf. 79, 1.

[3]) Bauch, Velius Ursinus S. 10.

[4]) Auf schwere Kämpfe weisen die Inschriften des Grabdenkmals: (links) Spes vitae melio- | ris solatium est | mortis und (rechts): Huc nos fatum | subduxit ab in- | sano horrendae | impietatis tur- | bine. (Vgl. Sen. dial. I 5 7 fata nos ducunt).

[5]) Bauch, Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens XXXII 77.

[6]) Wattenbach, Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens II 379 bezeugt, dass die Eintragung über das Grabmal auf dem letzten Blatt der Handschrift von der Hand des Berichterstatters, also des Jakob Garthenir herrührt, der, wie Bauch, Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens XLI 127, zeigt, Vater des Vincentius war.

aber in der Behandlung des Kopfes, der Hände und der Rolle des Medaillonreliefs, mit einem Worte in Stil und Arbeit. Nur ist es viel einfacher und in jedem Betracht die Vorstufe zum Denkmal von Ribisch, der vielleicht den Entwurf kannte und sich durch ihn mit zur Vergebung des eigenen Denkmals an Fidler bestimmen liess.



Grabmal des Kanonikus Stanislaus Sauer in der Kreuzkirche zu Breslau

Ein drittes Grabmal der Zeit Fidler zuzuschreiben, trage ich einigermassen Bedenken. Es ist das des Bischofs Johanns V Thurzo in der von ihm gestifteten Johanneskapelle im Dome. Zwar ist es ungefähr aus derselben Zeit. Denn Thurzo war wohl viel früher, am 2. August 1520, gestorben, aber das Denkmal ist erst später von seinen Brüdern Stanislaus und Johannes errichtet worden und zwar höchst wahrscheinlich 1537, also gerade in der Zeit zwischen dem Beginn und der Vollendung des Denkmals von Ribisch. Für dieses Jahr 1537 ist folgendes geltend zu machen.

Das Denkmal ist 1716, als ein neuer Altar in der Kapelle errichtet wurde, bis auf die ruhende Figur des Bischofs abgetragen, uns aber durch zwei Zeichnungen[1]) erhalten. In der einen derselben ist auch die Inschrift mitgeteilt, welche von dem Kanonikus und Propst der Kreuzkirche, Georg von Logau (Georgius Logus)[2]) gedichtet über dem Architrav stand:

Hoc Turso tibi Pontifex sacellum
Janus condidit, Agnifer beate,
In quo post obitum est situs. Meretur
Si coelum pietasque et alma virtus

Si Musae innocue et peracta vita
Si fecisse bonis benigne, tecum
Celsi nunc sacer incola ille Olympi
Coeli perfruitur bonis beati.

Darunter stand

G. Logus. S. F. 1537,

wie unter dem Architrav links:

Johanni Tursoni Vratislaviensi Episc. Provinciae Silesiae aliquamdiu Praefecto Principi optimo religione et pietate in Deum iustitia in omneis singulari

und rechts

doctrinae[3]) ipsi exquisitae et Doctorum quos magna gratia et liberalitate prosequebatur unico patrono Stanis. Turso Olomucen. Episcopus et Johan. Turso Plesnae Dominus Fratres fratri chariss. ex Tes. (d. i. Testamento) moes (d. i moesti) p (osuerunt).

Auch ist die ganze Anlage des Denkmals[4]) dem von Ribisch verwandt. Aber die Arbeit des Thurzodenkmals, besonders die Behandlung des Gesichtes, der Hände und des Gewandes ist doch, wie trotz des nachträglichen Anstrichs deutlich ist, viel weicher und feiner, auch eingehender und die Fähigkeit der Wiedergabe seelischen Ausdrucks viel grösser, als dass es mir angezeigt scheint, sie ohne weiteres demselben Meister zuzuschreiben wie jene. Andernfalls müsste man annehmen, dass seine Hand sich in kürzester Zeit erheblich verfeinert habe.

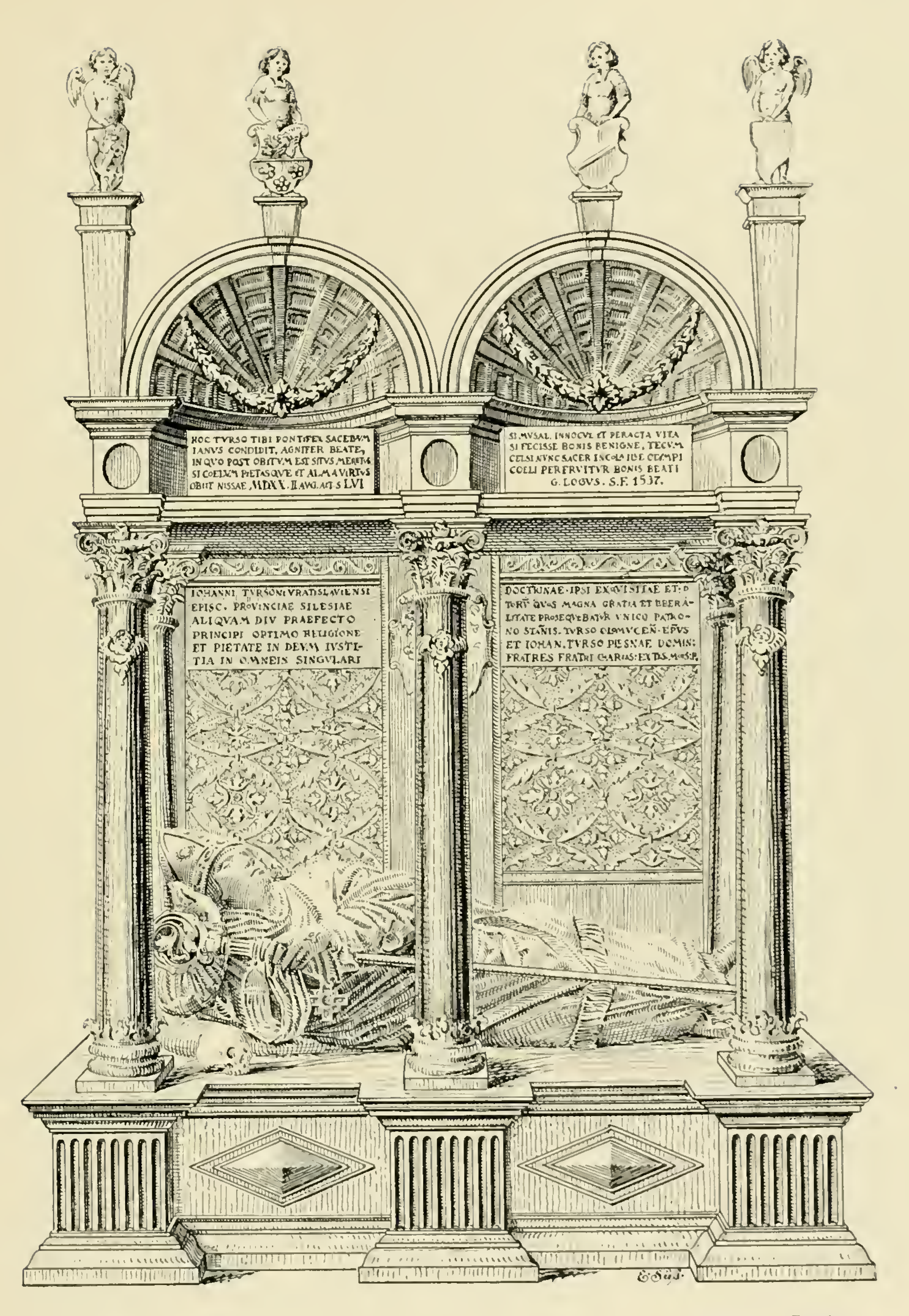
---

[1]) Die eine in der Senitzschen Sammlung des Staatsarchiv in Breslau Elis. I 5 (Nr. 68) ist vor 1753 von Wolff Erdmann von Seydlitz gemacht, die andre, im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer befindlich, ist in Feder und Tusche 1784 von B. Heintze gemacht. Letztere ist im ganzen schlechter als die erste, aber doch in manchem treuer; z. B. hat sie die Kassetten in den Lünetten erhalten, welche in der ersten fehlen und durch ein unverständliches muschelartiges Ornament ersetzt sind. Es gehen beide auf dasselbe Original zurück, über welches später zu reden sein wird. Unsere Abbildung, welche sich eine Rekonstruktion des Denkmals aus beiden Zeichnungen zum Ziele gesetzt hat, beruht auf einer vortrefflichen Zeichnung des Herrn Erwin Süss hierselbst.

[2]) Ein Porträt desselben befindet sich im Schlesischen Museum der bildenden Künste (Nr. 213).

[3]) Die Worte doctrinae bis zum Schluss sind mit Ausnahme weniger Buchstaben noch im Original erhalten, heut nebst dem darunter befindlichen flachen Blätterwerk eingemauert in der Mauer des Blindeninstituts an der Martinistrasse 9. (Vgl. Bauch, d. humanist. Dichter Georg von Logau [Jahresber. d. Schles. Ges. f. vaterl. Cultur 1895] und Jungnitz, Die Grabstätten der Breslauer Bischöfe, Breslau 1895 S. 18, der mir schreibt, dass die Steine mit den Inschriften wohl 1717 beseitigt worden sind, als bestimmt wurde, dass die aus dem Dome geschafften Grabsteine zu Bauten an den Kurien der Domherren verwendet würden). Sie verbürgen die Richtigkeit der Abschrift im wesentlichen und sind in der Inschrift unserer Abbildung benutzt. Auch Ezechiel hat die Inschrift abgeschrieben; seine Abschrift enthält die Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek Par. 2798 p. 8.

[4]) Die allein erhaltene Bischofsgestalt ist abgebildet bei Jungnitz a. a. O. und im Bilderwerk Schlesischer Kunstdenkmäler Taf. 226, 2.



Ursprüngliche Form des Grabdenkmales des Bischofs Johann V Thurzo im Dom zu Breslau

Wohl aber halte ich nach der Arbeit für möglich, dass Michael Fidler auch das oben (S. 92 f.) behandelte Portal des Hauses gemeisselt hat.[1])

3.

Aber auch seine unmittelbare Umgebung wusste Ribisch mit Werken der Kunst zu schmücken. Welchen Reichtum an solchen er besass, wird besonders aus seinem Testament vom 7. November 1544 ersichtlich. Die Wände der Bibliothek (Libri) waren mit Gemälden, die „der schönen Stube“ und des Sommerhauses mit Gobelins, andre mit kunstvollen Waffen geschmückt, die Fussböden und Bänke mit niederländischen Teppichen und Kissen belegt, die Schränke mit silbernem Geschirr, insbesondere Schüsseln, Schalen und Bechern bestellt. Dazu kam zahlreicher Schmuck, den er selbst trug, goldene Ketten, deren eine 47 Ungarische Gulden wog, Ringe mit Wappen und Edelsteinen, deren einer, ein Rubin, ihm vom Fugger geschenkt worden war.

Von den Bechern, deren das Testament „vier schlecht und übergüldet, einen itzlichen mit einem Deckel meines Wappens“ nennt, gewährt eine Vorstellung der aus Silber gegossene und vergoldete sogenannte Ribischbecher des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer. Derselbe war von ihm jemandem, der Tradition nach dem Rate der Stadt Breslau, zum Geschenk gemacht worden, wie die Inschrift „Donum Henrici Ribisch Doctoris Etc. MDXLII“ besagt. Er hat auf dem Deckel das Wappen, umgeben von blauem Email, im Boden des Innern eine Medaille mit seinem Porträt vom Jahre 1530 (vgl. S. 105 Anm. 1), im Boden aussen abermals das Wappen und ist vermutlich ein Werk des hervorragend tüchtigen Meisters Franz Bartel.[2])

Von demselben Meister rührt der ebendaselbst befindliche Löffel[3]) her, welcher tatsächlich dem Rate der Stadt gehörte nach der Inschrift „Coc·Sena·W·“.

Auch eine Münz- und Medaillensammlung wird nicht gefehlt haben, wie Ribisch nicht unterliess, im Jahre 1529 Denkmünzen von der Belagerung Wiens, welche er mit durchgemacht hatte, für vieles Geld zu erwerben.[4])

[1]) Lübke a. a. O. II 166 urteilt, dass es „offenbar derselbe Künstler sei“.

[2]) Vgl. Hintze, Die Breslauer Goldschmiede S. 40, der ihn vorher „Ausstellung von Goldschmiedearbeiten, Breslau 1905“ S. 24 Nr. 174 dem Meister A. V. hatte zuschreiben wollen.

[3]) Vgl. Hintze a. a. O. „Ein letflfuter mit dem Wappen“ nennt das Testament.

[4]) Eine Goldmünze schickte er am 22. November 1529 dem Burgermeister und Rate der Stadt Leipzig, von welchem er kurz vorher zweimal mit Muskateller-Ehrenwein bewirtet worden war (Stadtrechnungen von Leipzig 1529 Montag nach Exaudi und Dienstag nach Augustini, mir von Herrn Dr. Wustmann freundlichst mitgeteilt, auf dessen Schrift, „der Wirt von Auerbachs Keller, Dr. Heinrich Stromer von Auerbach, Leipzig 1902 S. 61 verwiesen sei), je eine Silbermünze seinem ehemaligen Lehrer Heinrich Stromer und seinem Freunde Andreas Camitzianus d. i. Andreas Franke aus Camenz (vgl. O. Clemen, N. Arch. f. sächs. Gesch. XIX 96 f). Als Inschrift der Münzen gibt er in der lateinisch geschriebenen Epistel an Stromer (De re Turcica Ad Wiennam Austriae Henrici Ribischii Epistola historialis ad Henricum Stromerum, Lipsiae 1530 fol. B II): „Turca Wiennam obsedit Anno M.D.XXIX“, sie war aber deutsch: „Turck Belegert Wien 1529“. Die goldene ist abgebildet bei Herrgott et Rustenus Heer, Numotheca Principum Austriae tom. II pars secunda, Frib. Brisg. 1753 tab. V n. LXIX. und Brause, Feld-, Noth- und Belagerungsmünzen, Berlin 1896 Tafel 42 10; die silberne bei Herrgott a. a. O. n. LXX u. LXXI und Brause a. a. O. S. 13–16.

Erst recht sparte er nicht, wenn es galt Gemälde zu erwerben. Hatte der Bischof Thurzo Gemälde von Dürer und Cranach besessen, so wusste sich Ribisch wenigstens ein Werk des letzteren zu verschaffen. Leider wissen wir nicht, was es darstellte. Die einzige Stelle, in welcher von der Erwerbung die Rede ist, meldet nur die Tatsache. Ribisch schreibt Stromer am 22. November 1529, dass er das an Lucas für das Bild gezahlte Geld durch Caspar Werner zurückerhalten werde[1]) und bittet um baldige Übersendung des Bildes, zeigt aber zugleich, dass er sich eine in Zeichnung und Malerei eigenhändige Arbeit des Künstlers ausbedungen hatte. Dass es ein Porträt von Ribisch gewesen sei, hat an dem Wortlaute der Stelle am wenigsten Wahrscheinlichkeit. Näher liegt der Gedanke, dass es das eine der drei im 16. Jahrhundert in Schlesien befindlichen Gemälde Cranachs ist: der Madonna unter den Tannen im Dome zu Breslau, der Madonna im Dome zu Glogau oder der Lukretia, welche nachmals Laurentius Scholtz besass.[2])
Letzteres ist mir am wahrscheinlichsten.

4.

Auch als er ein Wappen annahm, auf welches er nachmals den grössten Wert legte, bediente er sich einer Künstlerhand. Ja in der Grundform desselben hat die Zeichnung den Verfasser eines Aufsatzes im „Deutschen Herold“, Berlin 1888: „Wappen des Dr. Heinrich Rubisch nach einem Originalblatt in der Stadtbibliothek zu Breslau“ S. 12 an einen Genossen Dürers erinnert. Dass hier über die Entwicklung dieses Wappens berichtet werden kann, danke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Gerichtsassessor Schlawe in Breslau. Derselbe scheidet drei Formen des Wappens:

I. Geteilt, oben eine Spitze, darin ein ins Visier gestellter Löwenkopf, einen Ring im Rachen haltend,
unten 2 Balken oder 3 mal geteilt.

Auf dem ungekrönten Bügelhelme zwei nach innen schräg (\) geteilte Büffelhörner. Hinter dem Schilde steht ein Löwe mit Ring im Rachen als Schildhalter, steckt den Kopf zwischen den Büffelhörnern durch und hält mit den Vorderpranken den oberen Schildrand.

---

[1]) Im Vorwort zu De re Turcica: „Pecuniam Lucae pictori, veterum certe magistris anteferendo, pro deliniata et manu sua ducta imagine, a te numeratam reddet tibi Casparus Vuerner civis vester. Ago autem tibi summas gratias de credito argento. Dabis item operam ut tabula mihi una cum libris meis quamprimum transmittatur“.

[2]) Vgl. Andr. Calagius, Hortus Doctoris Laurentii Scholzii celebratus carmine, Vratislav. 1592: Pergula ridet imaginibus. Lucretia sola, tyranni passa stuprum, iam iamque sua aversura coactum morte nefas, lacrymatur; opus memorabile Lucae illius, artificem fovit quem Leucoris olim. Ferdinand Cohn, Dr. Laurentius Scholz von Rosenau (Deutsche Rundschau 1889 1890 Bd. III 2. Quartal S. 154) wollte dieses Bild mit dem des Schles. Kunstvereins im Schles. Museum der bildenden Künste Nr. 152 identifizieren, aber bedenklich macht, dass der einzige Zug, welchen Calagius an dem Bilde hervorhebt, Weinen der Lucretia, gerade diesem Bilde durchaus fremd ist, während er sich in dem durch das Koburger Bild repräsentierten Typus (Woermann, Cranachausstellung in Dresden Nr. 86) findet. Auch ist nicht zu übersehen, dass ersterer Typus in einer grossen Zahl von Exemplaren vorliegt (s. Woermann a. a. O. Nr. 19).

So auf einem im Besitze der Breslauer Stadtbibliothek befindlichen Blatte, abgebildet im „Deutschen Herold" 19. Jahrg. (1888) Kunstbeilage zu Nr. 1, danach in Ströhls Herald. Atlas, Stuttgart 1899, Text zu Tafel 14 Fig. 7: die Spitze oben, die beiden Balken und die untere Hälfte der Büffelhörner schwarz, alles übrige farblos (silbern?). Ebenso im Blažek, Abgestorbener Adel von Schlesien, II. Tafel 63 unter I, wo aber von dem schildhaltenden Löwen nur der Kopf zu sehen ist.

Dasselbe Wappen, aber der Schild unten 3 mal geteilt (nicht 2 Balken), erscheint auf den Medaillen Nr. 3981 und 3983 des Friedensburg-Segerschen Münzwerkes (Abb. von Nr. 3983 siehe auf S. 105) und ohne Helm als Skulptur am Hause Junkernstrasse Nr. 2, hier von dem (bärenartig behandelten) Löwen mit Rachenring in der üblichen Weise gehalten.

II. unregelmässig geviert;
im 1. und 4. (grösseren) Felde in Gold eine eingebogene schwarze Spitze, darin ein goldener Löwenkopf im Visier mit Nasenring,
im 2. Felde ein goldener Balken in Schwarz,
„ 3. „ „ schwarzer Balken in Gold.

Helm wie zu 1, die Büffelhörner gold-schwarz /\ geteilt und aussen mit je 3 Pfauenspiegeln besteckt, deren oberster aus der Mundöffnung hervorgeht; Löwe als Schildhalter wie zu I., die Vorderpranken auf den schwarz-goldenen Helmdecken ruhend.

So im Alten Siebmacher II 49 und in Blažeks Abgestorb. Adel von Schlesien II 63 unter II und „Adel von Österreich-Schlesien" Tafel 35, in diesen beiden der Helm gekrönt, die Büffelhörner geteilt, ohne Schildhalter.

III. Geviert,
im 1./4. Felde die Spitze mit dem Löwenkopfe,
„ 2./3. „ 3 mal geteilt.
Helm und Schildhalter wie zu 2.

Hiervon sind folgende Darstellungen bekannt:

1. auf dem Deckel des Ribisch-Bechers im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer und auf der Medaille Nr. 3982 a. a. O. Nur der Schild: die erhöhte Spitze und der 2. und 4. Platz des 2. und 4. Feldes schwarz, alles andere silbern.

2. auf dem Totenschilde in der Elisabethkirche (s. oben S. 96): statt des Silbers Gold, der Ring im Löwenrachen schwarz, die Büffelhörner rechts gold = schwarz, links schwarz = gold /\ geteilt.

3. im Blažek, Abgestorb. Adel v. Schles. II 63: Helm gekrönt, im 2. und 3. Felde 2 Balken; von dem schildhaltenden Löwen nur der Kopf sichtbar.

4. Im Scharffenbergschen Wappenbuche von 1577 (Breslauer Stadtbibliothek R 696 Seite 387: die Spitze im 1. und 4. Felde, der 2. u. 4. Platz des 3. Feldes, die untere Hälfte des rechten Büffelhornes und die Ringe in den Rachen der Löwen sind weiss gelassen; alles übrige gelb, bezw. gelb=schwarz. Auch die Pfauenbüsche sind nur in Umrissen angedeutet.

5. Im Wappenbuch R 2813 der Stadtbibl. Seite 339: Holzschnitt, wie eingangs beschrieben; nur schwarz ist durch den Druck angedeutet. Ebenso

6. im Ezechiel'schen Wappenbuche R 567 Seite 675.

7. in der Handschriftl. Sammlung Rybischiana und auf dem Porträt des Ribisch im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer (s. S. 106) wie zu 2), der Ring in den Rachen der Löwen golden.

Das Wappen hat sich höchst wahrscheinlich in der angegebenen Reihenfolge entwickelt. Die älteste Form ist darnach der einfach geteilte Schild, in dessen unterer Hälfte die beiden Balken erscheinen. Diese sind schwarz, die Feldfarbe ursprünglich höchst wahrscheinlich (man vergleiche die Darstellung auf dem Ribischbecher) silbern. 2 schwarze Balken



Porträt des Heinrich Ribisch

in Silber sind aber das Stammwappen der Ysenburgs (vergl. Neuer Siebmacher I, 3, 1 Tafel 173 ff.), deren Untertan Ribisch als Büdinger Kind war. Danach muss man annehmen, dass dieser Teil des Wappens der Familie die Erinnerung an ihre alte Heimat wach erhalten sollte, wobei es dahin gestellt bleiben kann, ob man annehmen will, dass die Balken dem Wappen der Ysenburgs selbst entnommen sind oder dem der Stadt Büdingen, die gleichfalls, als Ysenburgische Landstadt, den Ysenburgschen Schild im Wappen führte (vergl. über das Wappen von Büdingen: „Deutscher Herold" 27. Band Seite 64). Später scheint man, ob fahrlässig oder vorsätzlich, lasse ich dahingestellt, das Bild insofern verändert und vereinfacht zu haben, als man statt der 4 Teilstriche (= 2 Balken) nur noch 3 anbrachte und die Färbung aus Schwarz Silber in Schwarz-Gold änderte. Vielleicht sollte diese Annahme der schlesischen Wappenfarben die Akklimatisation der Familie an die neue Heimat ausdrücken, vielleicht, als kaiserl. Farben, auf die Ernennung zum Kaiserl. Rat usw. anspielen. Eine Deutung des Löwensymbols ist mir nicht gelungen.

5.

Dass Ribisch seiner selbst dabei nicht vergass, ist schon oben bemerkt worden. Nicht bloss das Grabdenkmal, sondern auch das Haus wies sein Porträt mehrfach in Relief auf. Aber auch sonst liess er sich oftmals porträtieren: in einer Guss-Medaille vom Jahre 1530 mit den Beischriften: „Henricus · Ribisch · Doctor Suae Aetatis XXXXV· M·D·XXX·Mundus est Mundus";[1]) ein zweites mal das Jahr darauf in Augsburg zusammen mit seinen Freunden Georg Hermann und Cunrad Mair mit der Beischrift: „Hen·Ribisch. Doctor· Geor · Herman · Cunra · Mair". Auf der Rückseite sind die drei Wappen und die Beischrift: „Quam · iucundum · habitare · fratres · in · unum · M·D·XXXI."[2]) Diese Medaille rechnet A. v. Sallet a. a. O. S. 131 zu den bedeutendsten Leistungen der Augsburger oder Nürnberger Medailleure der besten Zeit des 16. Jahrhunderts und urteilt mit Recht, dass „die in nicht sehr hohem Relief neben einander dargestellten, aufs glücklichste gruppierten und mit grossartiger Meisterschaft behandelten



Medaille mit den Köpfen von Ribisch, Hermann und Mair vom Jahre 1531

[1]) Abgebildet bei Friedensburg-Seger, Schles. Münzen und Medaillen, Breslau 1901 Taf. 45 n. 3982. Vgl. Friedensburg, Beiträge z. schles. Medaillenkunde (Schles. Vorz. VI 207). Diese Medaille enthält auch der Ribisch-Becher.

[2]) Ein Exemplar abgebildet bei Kundmann, Silesii in nummis 19 n. 58, ein vorzügliches in Berlin bei v. Sallet Zschr. f. Num. XI. Taf. V, 2 und in Wien bei Domanig im Jahrb. d. kunsthist. Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses Bd. 16 Abt. 1 Taf. IV 5, noch eines in der Sammlung Metzler in Frankfurt a. M., weniger gut abgebildet bei Cahn, die Medaillen und Plaketten der Kunstsammlung W. P. Metzler, Frankfurt a. M. 1898 Taf. XI 65 mit Text S. 31. Einen Gipsabguss des Berliner Exemplars, nach welchem die Abbildung gemacht ist, verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Regling, Photographien des Wiener Exemplars der Liberalität der Verwaltung des K. K. Kunsthistorischen Museums.

Köpfe mit den besten Arbeiten der italienischen Medailleure des 15. Jahrhunderts wetteifern". Friedensburg nennt sie „eines der schönsten Kunstwerke ihrer Art und Zeit", Domanig a. a. O. S. 48 schreibt die Arbeit geradezu Peter Flötner zu.

Erst recht aber liess Ribisch sich malen.

Selbst in die Kirche von Striese im Trebnitzer Kreise, das er durch Kauf an sich gebracht hatte, stiftete er sein Bild, über welches Ezechiel in den „Rybischiana" berichtet: „In der Kirchen zu Striese über der Sacristey an der Mauer siehet man noch ein altes Gemählde und Wappen mit dieser Beyschrifft:

1537.

Röm. Hung. und Bem. Kunigl. Maytt. Ferd. Rath und Rent-Meister in Schlesien und Laussnitz Heinrich Rybisch der Rechten Doctor, die Zeit dieses Guts Strisse freyer Pfandsherr etc.

Darunter das Rybische Wappen außgeätzt.

Das übrige dazu gehörig ist durch angesetztes Gestüle verbauet, dass man es nicht sehen und lesen kan."

Heut ist zwar das Gestühl noch erhalten, das Bild aber verschwunden.

Auch von „allen seinen Contrafait vonn farben", die er in seinem Hause hatte und seinen Söhnen vermachte, ist keines erhalten. Auch dasjenige, das auf Taf. III zur Abbildung gelangt, nachdem es jüngst vom Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer erworben worden ist, stammt nicht aus seinem Besitze. Es trägt in einer epitaphienartigen und bekränzten Umrahmung ausser dem Wappen eine Inschrift:

Henricus Rybisch · Pater · J · C · Ferd · Caes · | A Cons · Provinn · Siles · et Lusat · Quaes | Obiit Ann · Dn · MDXLIIII · X · Novemb · Aet · | S · An · LIX · Mens · VII · D · XVII ·

welche besagt, dass das Bild erst nach seinem Tode gemacht worden ist auf Veranlassung seines Sohnes, als welchen wir gewiss den für Bildnisse und Genealogien besonders interessierten Seyfried anzusehen haben. Die Enge des Raumes könnte zwar darauf hinzuweisen scheinen, dass auf jene Umrahmung, welche die Figur selbst berührt, nebst Wappen und Inschrift von vornherein nicht gerechnet war, aber eine genaue Untersuchung ergibt die Gleichzeitigkeit der Entstehung von Bildnis, Wappen und Umrahmung.

Das ehemals in Striese befindliche Bild kann es nicht sein, denn 1537 wird Ribisch schwerlich schon so alt ausgesehen haben. Erst recht nicht kann die „imago Lucae" von 1529 mit ihm in Verbindung gebracht werden.

Das Bild ist auf Holz gemalt und ein treffliches Produkt der damaligen Porträtkunst, das uns die kraftvollen Züge und die vornehme Erscheinung des Dargestellten besser als jedes andere wiedergibt. Wahrscheinlich rührt es von einem Maler her, der bei Cranach in der Schule gewesen war. An wen es aus dem Besitz des Sohnes gekommen, entzieht sich unserer Kenntnis. Am Ende des 17. Jahrhunderts sah es Ezechiel bei Sachs von Löwenheim in Breslau.[1]) Dann ist es wieder verschollen, bis es um Mitte der

[1]) In den „Rybischiana" der Stadtbibliothek zu Breslau befindet sich folgende Notiz: „Sein Bildnüss auf Holtz nebst dem Wappen dabey zur Rechten stehend gemahlet habe zu Bresslau bei Hn. Sachs v. Löwenheim gesehen, haltende in der Rechten eine Schrifft und unter dem Wappen diese Worte: Henricus Rybisch etc. bis D· XVII·"

fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mein Schwiegervater, der Stadtrat Lübbert, der Besitzer des Hauses Junkernstrasse 2, beim Maler Professor Resch, dem es zur Wiederherstellung übergeben worden war, sah und durch Kauf an sich brachte. Von dessen Erben, Paul Lübbert, der sich nur schwer entschloss, sich von dem ihm teuren Werke zu trennen, ist es vom Museum erworben und einer vortrefflichen Wiederherstellung durch Herrn Maler Baecker unterzogen worden, so dass es dem zu begründenden „Renaissancesaal“ dieses Museums zur besonderen Zierde gereichen wird.

II.

Ein ganz anderer Mann als Heinrich war sein Sohn

Seyfried Ribisch (1530—1584).

War der Vater aufs Handeln gerichtet, tatkräftig und unternehmend, „ein Mann von viel wunderlichen anschlegen“, wie sein Freund Hass[1]) ihn genannt hat, so war der Sohn eine kontemplative, in der Stille des Studierzimmers gedeihende, durch sein Amt, das eines Kammerrats erst in Ungarn, dann in Schlesien, sich bedrückt fühlende[2]) Persönlichkeit. Nicht umsonst hatte er in Görlitz bei Johannes Troger Griechisch und Lateinisch gelernt, dann von 1545 bis 1552 in Strassburg unter Johannes Sturm und Martin Bucer, in Paris, Orleans und Poitiers studiert, in Genf auch Calvin gehört; nicht umsonst hatte er einen grossen Teil von Deutschland, Frankreich und Italien, wo er sich am längsten in Padua und Bologna aufgehalten hatte, bereist (bis Ende des Jahres 1554).

Überall hatte er den Denkmälern und Inschriften seine Aufmerksamkeit zugewendet, Zeichnungen machen lassen und Abschriften genommen.[3]) Auch nach der Rückkehr in die Heimat (Ende 1554) fand er zunächst in der Ausarbeitung seiner Reisenotizen zu einem Itinerar[4]) und in der Beschäftigung mit den gesehenen Kunstwerken und deren Inschriften Erholung von den Mühen des Amtes. Insbesondere interessierte ihn die Denkmälerkunde und Ikonographie, die soeben durch die Bemühungen von Achilles Statius und Fulvius Ursinus eine Grundlegung erhalten hatte.[5]) Hatten diese ihre Studien auf die Antike beschränkt, so ging Ribisch über diese hinaus und verschaffte sich mit grossem Aufwand von Mühe und Kosten Original-Zeichnungen der von ihm in Italien gesehenen Denkmäler berühmter Männer aller Zeiten.[6]) Diese kostbare Sammlung sah

[1]) Vgl. oben S. 88 Anm. 2.

[2]) So schreibt er am 14. Oktober 1570 von Pressburg an seinen Freund Crato von Krafftheim: (Epp. manuscr. bibl. Rehdig. t. IX 59): „pertaesus labor explicandae rationis Pestianae mihi a Caesare impositus me molestavit“.

[3]) Drei zur Zeit seines Aufenthalts (Ostern 1550—Herbst 1552) in Poitiers ausgegrabene römische Inschriften beruhen allein auf seiner Abschrift.

[4]) Erhalten in der Handschrift der Maria Magdalenen-Bibliothek auf der Breslauer Stadtbibliothek M 1375, aus welcher die unvollständigen Handschriften derselben Bibliothek R 2174 und die Handschrift in Fürstenstein Fol. 8 (fol. 298 f) geflossen sind.

[5]) Dagegen sind die Porträts in „Insignium aliquot virorum icones, Lugduni apud Tornaesium 1559“ reine Phantasieporträts noch dazu in ganz ungenügender Form (kleine Holzschnitte).

[6]) Dass viele, besonders Inschriften, unecht waren, wird keinen Einsichtigen wundern.

bei ihm, als er aus Ungarn nach Breslau zurückgekehrt war (um 1572), der Kupferstecher und Maler Tobias Fendt und erlangte leicht seine Erlaubnis, die Blätter stechen und herausgeben zu dürfen. So erschien 1574 das Rudolf II gewidmete aus 129 Tafeln bestehendes Prachtwerk: Monumenta sepulcrorum cum epigraphis ingenio et doctrina excellentium virorum aliorumque tam prisci quam nostri seculi memorabilium hominum de archetypis expressa. Ex liberalitate Nob. et Clariss. viri D. Sigefridi Rybisch etc. Caesarei Consiliarii per Tobiam Fendt pictorem et civem Vratislaviensem in aes incisa et aedita. Anno Chr. M.D.LXXIII. Über das Verhältnis seiner Leistung zu der Vorarbeit von Ribisch spricht sich Fendt in der vom 19. November 1574 aus Breslau datierten Vorrede besser, als es ein anderer vermöchte, folgendermassen aus:

Has (Italiam, Galliam, Germaniam) cum ante annos aliquot in peregrinationibus doctrinae et studiorum causa susceptis peragrasset Vir Magnificus ac Nobilis, ingenii sagacitate et elegantia, eruditione, sapientia, humanitate, facundia et omni virtutum laude Clarissimus, Dn. Sigefridus Rybisch, Sacratissimae Caes. Maiest. in illustri Camerae Silesiacae Senatu Consiliarius, prudentia et fide praestantissimus, pro incredibili sua pietate et cognoscendarum historiarum atque Antiquitatum singulari quodam et ingenito amore et studio, quo a prima aetate flagrabat, et nunc quoque delectatur mirifice, inter caetera tum temporis graviora studia, et rerum in locis celebribus insignium observationes, Virorum praecipue ingenio et doctrina excellentium et tam prisci quam nostri saeculi memorabilium hominum Monumenta cum Epitaphiis et inscriptionibus eruditis arte ingenioque elaborata atque exornata, ut quaeque vel antiquissima vel argutissima conquiri aut investigari potuerunt, nulli neque labori parcens neque sumptui, de ipsis Archetypis exprimi industria singulari, et qualia intuentibus apparent suis quaeque locis etiam hodie, exactissime et ad amussim, ut dicitur, effingi curavit. Quorum cum mihi videndorum copiam iampridem ex augusto tuo Hungariae regno, ubi aliquot annis Consiliarium fisci sacratissimi Principis Divi Caesaris Maximiliani II Inclytae Maiestatis tuae Augustissimi parentis egerat, reversus, pro sua eximia humanitate facilitateque ultro fecisset, adeo sum eorum intuitu et contemplatione delectatus, ut operae precium me facturum existimarem, si insignia illa eruditissimorum hominum monumenta, Nobilis clarrissimique Viri Dn. Rybischii liberalissima concessione, quae ultro, ut dixi, mihi deferebatur, meoque labore, industria et sumptu quam fieri posset exquisitissime in aes incisa unoque in volumine collecta et oculis hoc libro velut in illustri tabella subjecta, ad communem omnium studiosorum et eruditorum hominum utilitatem publicarentur.

Wohl war bisher ein solches der Allgemeinheit zugute kommendes Prachtwerk von Schlesien nicht ausgegangen,[1]) aber Schlesien selbst war in demselben mit Denkmälern nicht vertreten. War Ribisch über dem vielen, was er draussen gesehen hatte, der Blick für heimische Kunst und Altertum völlig verloren gegangen? Mit nichten. Schon lange vorher hatte er ein Werk über die Denkmäler der Heimat geplant. Viel umfassender als jenes sollte es alle für die Geschichte Schlesiens bemerkenswerten Kunstwerke und Urkunden enthalten[2]), ja auf diesen wollte er die Geschichte Schlesiens aufbauen. So ging

[1]) Es erlebte viele Wiederholungen, mehrere noch nach 100 Jahren, eine unter dem Titel: Monumenta illustrium virorum et elogia. editio nova aucta antiquis monumentis in agro Trajectino repertis, Traiecti ad Rhenum sumptibus Gisberti a Zyll Bibliop. Anno 1671. Vgl. Joh. Dav. Wolff, Das gelehrte Schlesien Teil I Nr. I. Bresslau und Leipzig 1764 und Savigny, Geschichte des röm. Rechts III S. 12—15, der zuerst die Bedeutung des Werkes für die Kulturgeschichte Italiens hervorgehoben hat.

[2]) Dass sich bereits Johann Hess in seiner „Silesia Magna“ dieses Ziel gesteckt habe, ist eine durch nichts berechtigte Annahme. Vgl. Markgraf, Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens XXII, 2; Scriptt. rer. Siles. XVII p. VIII.

er mit noch grösserem Eifer an die Sammlung von Zeichnungen aller in der Provinz bei Fürsten, Städten, Klöstern und Stiftern vorhandenen Denkmäler.

Aber auch hier sollte er nicht ernten, was er gesäet hatte. Das Werk kam nicht über die Vorbereitungen hinaus. Einen Teil des Materials, soweit es für die Geschichte nutzbar zu machen war, gab er an Joachim Cureus in Glogau, der es verwertete in seinen „Gentis Silesiae Annales complectentes historiam de origine, propagatione et migrationibus gentis usque ad necem Ludovici Hungariae et Bohemiae regis contexti ex antiquitate sacra et ethnica et ex scriptis recentioribus a Joachimo Cureo Freistadiensi philosopho et medico in inclyta urbe Glogoviensi, Witebergae M.D.XXI“, worüber er sich im Vorwort äussert:

si quem haec lectio iuvabit, is sciat se praecipue debere gratiam viro sapientia, doctrina, et magna dignitate praestantissimo D. Sigefrido Ribischio Vratislaviensi, Invictissimi Imp. Maximiliani II. per Pannoniam consiliario. Is enim, cum in hoc studium incubuisset multos annos, et iam delineationem historiae a primis exordiis prudenter instituisset, postea mira sagacitate et sedulitate omnia vetera monumenta, quaecunque extant in Provincia apud Principes, urbes, monasteria et collegia, inquisivit, et mihi omnia communicavit liberalissime, et monuit de rebus necessariis sapienter et amanter.

Die Verwertung war, wie das ganze Werk, nicht zur völligen Zufriedenheit der Kritik[1]) ausgefallen; erst recht nicht zur Zufriedenheit von Ribisch, der durchaus nicht fand, dass Cureus seine Winke richtig verstanden habe, wie er bald nach Erscheinen des Werkes am 7. November 1571 an Crato von Krafftheim schrieb.[2]) Nachdem er sich über falsche Beurteilung und Undank beklagt hat, fährt er fort:

Quod et studium meum in Annales Silesiae eandem fortunam habeat, Democritum ago. Ego contextum non institui, nec ordinem disposui, nihil hac in re ex meo factum est ingenio, imo, si mihi paruisset et meas admoniciones aliquas non reiecisset, forsan non in tam acrem incidisset repraehensionem. Sed quisnam omnibus hominibus in tam diversum tendentibus satisfacere potest. Ego ea quae collegeram liberaliter et sincere illi communicavi, quae nondum in aliquem ordinem redacta fuerunt. Et fateor me aliquid animo voluisse. Sed malui ob patriae amorem eius studium potius excitare et adiuvare quam supprimendo ea quae ad historiam habui, impedire. Si de iis rebus apud bonos et doctos mentio habebitur poteris me pro amore tuo erga me defendere.[3])

Was aber ist aus dem reichen, insbesondere dem kunstgeschichtlichen und inschriftlichen Material von Ribisch geworden? Diese bisher noch gar nicht aufgeworfene Frage ist wohl leider dahin zu beantworten, dass die Möglichkeit, dass es irgendwo noch im Verborgenen ruht, gering ist, dass es vielmehr wahrscheinlich grösstenteils zugrunde gegangen ist, jedoch nicht ohne Spuren zurückzulassen.

So kann keinem Zweifel unterliegen, dass ein Teil der Aufzeichnungen, welche sich in der von Senitzschen Sammlung[4]) des Königlichen Staatsarchivs zu Breslau Elis. I, 5 befinden, auf die Niederschriften und Zeichnungen von Ribisch zurückgehen. Denn in dieser Sammlung liegt ein Blatt in Folio mit folgender Aufzeichnung:

[1]) Besonders von Martin Cromer in „Polonia“, Coloniae 1576. Vgl. jedoch Markgraf, Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens XXII 3.

[2]) Epistol. manuscr. bibl. Rehdig. t. IX 60.

[3]) Vgl. Markgraf, Annales Glogovienses 1051—1493 (Script. rer. Siles. X Breslau 1877) S. XII.

[4]) Vgl. Scheibel, Schles. Provinzialblätter Bd. 28 (1798) S. 492 f.

„Folgende Inscriptiones sind in meines Herrn Vaters Hause auff der Junckerngasse zu lesen:

Im Eingange zur rechten Hand siehet man ein Brustbildnis mit der überschrifft:

Rex Chartaginensium Juba.

Neben diesem ein leu, welches ein stück von seinem[1]) wapen ist.[2]) Neben diesem des Riebisches und seiner Frauen Brustbildniss.

Von beyden Seyten über dem Thorwege ein nacktes Bildniss ingestalt einer frauen, und noch eines welches sol die bademutter seyn. Es soll nemlich eine schwangere Frau in das Haus kommen seyn, und hat da gebohren. bey der geburt aber hat sich ein kerl vor die Bademutter angezogen, und ist bey der geburt gewesen.

Unter dem dritten fenster lieset man

Es kümmert sich mancher umb diss und umb dass, usw."

Nun folgen die Inschriften, wie sie im ersten Teile (S. 89 ff.) mitgeteilt sind, daher hier nicht wiederholt werden. Am Schlusse steht: 1613, offenbar das Jahr, in welchem die Abschrift aus der Aufzeichnung von Ribisch gemacht worden ist.

In derselben Senitzschen Sammlung liegt eine zweite — aber unvollständige Kopie der Aufzeichnung von Ribisch auf einem Quartblatte, beginnend:

„Folgende Inscriptiones sind in meines Vaters[3]) Hausse auf der Junckerngasse zu lesen.

Im Eingange zur rechten Hand über dem Thor ist ein Brustbildniss mit der Ueberschrifft:

Rex Chartaginensium Juba.

Neben diesem ein leu, welches ein stück von dem Riebisches wapen auff dessen fusse die Jahrzahl 1530 geschrieben ist"

u. s. w. mit geringen Abweichungen von der ersten, unter denen die erheblichste ist, dass die Inschriften in Majuskeln gegeben sind. Jedoch brechen die Inschriften mit: „Wieder Gott hilfft kein neid wenig" ab.

Die oben S. 89 und 90 ff. mitgeteilten lateinischen Inschriften fehlen.

In derselben Sammlung liegen aber auch Tuschzeichnungen der Grabdenkmäler von Ribisch und von Thurzo, welche von Wolff Erdmann v. Seydlitz[4]) gemacht worden sind für ein Werk, das nicht erschienen ist, aber 1753 erscheinen sollte unter dem Titel: „Memorabilium quorundam | Monumentorum Silesiacorum | partim adhuc ineditorum, | partim injuria temporis jam deperditorum, | Historiam inclutae hujus Provinciae illustrantium, | atramento Sinico | ad amussim Archetypi nitide depictorum, | Series chronologica, | Genuinis Mstorum Codd: et optimae notae | Scriptorum testimoniis firmata, | accesserunt: | rariora quaedam Ducum, Episcoporum | aliorumque Procerum | Sigilla. | Cum Indice Nominum alphabetico; | manu et opera | W. E. a Seydliz Equit. Sili | Eccles: Cathedral: Merseburg. quond. Canon: | A. O. R. CIƆIƆCCLIII." Teil 1 sollte enthalten: varii generis Monumenta: Sepulchrorum, piarum Fundationum, Inscriptionum et Iconismos Virorum

[1]) Dieses „seinem" ist nachträglich durchstrichen und durch „des Riebisches" ersetzt worden.

[2]) Hinter „ist" ist wieder nachträglich hinzugefügt: „auff welches fusse die Jahrzahl 1530 geschrieben ist".

[3]) Hier sind die drei Worte „in meines Vaters" durchstrichen und durch: „in dem Rybisch" ersetzt.

[4]) Wolff Erdmann v. Seydlitz und Böliendorff auf Ober- und Nieder-Leipe und Ravatschütz, am 21. August 1708 geboren und auf dem Elisabeth-Gymnasium in Breslau gebildet, war, nachdem er 1731 nach Italien gereist war, Kanonikus des Stiftes Merseburg geworden.

quorundam et foeminarum, virtute, eruditione, genere illustrium, de patria bene meritorum, Teil 2 die Sigilla. Es war auf 120 Tafeln berechnet, es sollten jedoch auch beigegeben werden „Notae passim vitas breviter exponentes patriae quorundam Scriptorum errores emendantes sub titulo: Historia ex Sepulchro“ sowie „Legenda quam dicunt major S: vita D. Hedwigis Ducissae Sil: et Poloniae, iconibus 67 expressa curante Conrado Baumgarten ao 1504“ und „Urnae Lignicenses et Pilgramsdorffienses, ex rariss. nunc Epistola M. Christ. Stief“. Also eine Wiederaufnahme des Gedankens von Ribisch. Die Tuschzeichnungen sollten in Kupfer gestochen werden. Die zwei ersten Tafeln, enthaltend Nr. I—VIII der Denkmäler, sind auch ausgeführt worden. Die Anordnung war chronologisch. Vorangingen: „Reliquiae Fani ethnici ineunte hoc Sec: XVIII adhuc superstites, Leubusii in monasterio Cistercien:“ Es folgte als Nr. 1 „Monumentum Fundationis monasterii B. Mariae Virgin: in arena, Wratislaviae, Fundatoribus Petro Magno Dunino, Comite in Polonia Scrynnensi, Praefecto Silesiae, uxore ejusd. Maria, et Familia eorum“, als Nr. 2 „Monasterium antiquum D. Vincentii extra muros Wratislavien: ab eodem Petro fundatum, ao 1529 destructum“. Die sorgfältige, aber nicht stilgetreue Tuschzeichnung des Grabmals von Ribisch bildet Nr. 74. Vom Grabmal Thurzos sind 2 Zeichnungen vorhanden: Nr. 68 „Joannis Tursonis Episcopi Wratisl: primum, ex parte mutilatum, et nostro tempore augendo aeri campano destinatum“ und (nur die ruhende Gestalt Thurzos) 69: „idem quod adhuc superest monum: Wrat.: in Sacello T. Ioannei.

Da aber das Grabmal Thurzos 1716 zerstört worden war, ist Nr. 68 nicht nach dem Original, sondern nach einer Zeichnung gemacht und zwar derselben, welche auch von B. Heintze 1784 in Tusche kopiert worden ist. (Vgl. S. 100 Anmerk. 1.)

Dass diese Zeichnung die im Besitz von Ribisch befindliche war, wird durch folgende Erwägung mindestens sehr wahrscheinlich.

In der Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek R 964, enthaltend Kollektaneen und Nachträge zur ebenfalls nie gedruckten „Anastasis Petri Vlast Dunini vulgo Dani comitis intra Poloniam Scrimmensis etc. des Johann Gothofredus Baro U. J. D. Vratislav., Lipsiae et Francofurti 1726“ befinden sich auch zwei Tuschzeichnungen des Grabdenkmals von Peter Vlast aus der ehemaligen Vinzenzkirche auf dem Elbing. Am linken Rande der einen steht oben: „Ex Schedis Rybisian.,“ unten: „V. D. Jo. Godofr. Baronis Anastasis Petri Vlast mst. ex anon. Hist. Germ. idiom. de d. Petro“ und am rechten Rande unten: „Pinxit Wolff Erdmann à Seydlitz Eccles. quondam Cathedr. Merseburg. Canon. Capitular. ao. 1769“.

Folglich hat v. Seydlitz die Zeichnung kopiert, welche sich einst im Besitz von Ribisch befand.

Aller Wahrscheinlichkeit nach rührt auch von Seydlitz her die auf einem in der Handschrift liegenden Bogen stehende Aufzeichnung:

„MSt. Schedae Rybischianae Inscriptio Tumbae marmoreae, qua conditus quievit Petrus Vlast, Com. Scrinens. c. ux. Maria HIC SITVS : EST . PETRVS usw.

„Diese Schrift komt mit den Buchstaben damahliger Zeiten ziemlich überein. Confer Heineccii Synt. de Sigill. veter. Germanor. it. int. meas Collect. Sil. Alphabet. charact. ant. Wiewohl Sigfr. v. Rybisch das Monument selbst nicht gesehen, massen er erst ao. 1530 also ein Jahr nach Zerstörung des alten Klosters S. Vincenz worinnen das Grabmahl gestanden, gebohren worden." Denn die Schrift stimmt überein mit der von Seydlitz, wie wir sie aus den Stammbüchern der Breslauer Stadtbibliothek (St. 6 und 27), aus den Unterschriften der Zeichnungen in den „Memorabilia quaedam Monumenta Silesiaca", endlich aus der Handschrift der Stadtbibliothek Par. 2831 kennen, welche die Beschreibung seiner italienischen Reise vom Jahre 1731 enthält.[1]) Übrigens scheint Seydlitz die Ribischsche Zeichnung des Vlastdenkmals durch Baro selbst erlangt zu haben, wenn anders auf ihn zu beziehen ist die Bemerkung der oben genannten Kollektaneen über das Grabmal des Peter Vlast fol. 46: „davon der mir von H. D. Baron comunicirte Abriss so viel mir wissend allein in unser beiden Händen noch zu finden, und deswegen von mir sehr estimirt wird."[2])

Wenn also Baro, Seydlitz noch 1769, ja B. Heintze noch 1784[3]) Zeichnungen der Ribisch-Sammlung gehabt haben, dürfen wir die Hoffnung nicht ganz aufgeben, diese und andere wiederzufinden. Mit der Untersuchung alter Zeichnungen schlesischer Denkmäler ist noch nicht begonnen. Dazu will mein Aufsatz anregen.

Richard Foerster

[1]) In ihr hat er, ganz wie einst Ribisch, die Denkmäler und Inschriften von Erfurt, Nürnberg, Augsburg, Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Mantua, Bologna, Parma eingehend behandelt.

[2]) Vgl. auch fol. 49v: „welches wir (nehmlich Hr. D. Baron) nicht in Zeichnung bringen lassen, ich aber besitze" und fol. 59v: „Msc. Schedae Rybischianae".

[3]) Ezechiel scheint die Zeichnungen für seine Monumenta et inscriptiones Wratislavienses (1688 bis 1699) nicht benützt zu haben. Wenigstens finde ich in ihnen (Hdr. der Bresl. Stadtbibl. Par. 2798 und Hdr. von Fürstenstein Mscr. fol. 175, über die mir Herr Bibliothekar Endemann mit gewohnter Liebenswürdigkeit Nachricht gegeben hat) keine Spur derselben. Vgl. Markgraf, Zeitschrift f. Gesch. Schles. XII 163 f., Nentwig in „Beiträge zur Bücherkunde" Festschr. f. Wilmanns S. 138.



Kopf des Heinrich Ribisch von seinem Grabdenkmal



Tonrelief aus den Glogauer Funden

KERAMISCHE FUNDE AUS SCHLESIEN

I

KACHELFUNDE AUS DEM BRESLAUER RATHAUSE

Im östlichen Teile des Breslauer Rathaushofes wurden bei den Ausschachtungsarbeiten für die Anlage einer neuen Küche des „Schweidnitzer Kellers" im Mai 1904 ausser belanglosen Scherbenfragmenten, die mit dem übrigen Abräumungsschutte nach dem auf der Ohlauer Chaussee Nr. 97–101 gelegenen Gassmannschen Grundstück gelangten, zehn Ofenkacheln ans Licht gefördert. Diese nun im Besitze des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer befindlichen Stücke sind als die ältesten bis jetzt bekannten Proben von glasierten Breslauer Ofenkacheln für die Geschichte unserer einheimischen Hafnerei von höchstem Interesse. Die Bestandteile des Fundes sind:

1. Zwei gelbbraun glasierte Napfkacheln von fast gleicher Grösse mit rundem Boden und viereckigem Aussenrande.

2. Zwei gelbbraun glasierte Gesimskacheln in Form von Wimpergen, gebildet aus einem mit Blattkrabben besetzten, oben in eine Kreuzblume ausgehenden Kielbogen. Im Bogenfelde folgt der Linienführung des Kieles Masswerk mit einer Nasenbildung. Auf der Rückseite zeigen beide Stücke den für die Kacheln der Gotik charakteristischen topfförmigen Ausbau.

3. Eine gelbbraun glasierte Gesimskachel von länglich rechteckiger, leicht gebogener Form, darauf in Relief ein mit Krabben besetzter Eselsrückenbogen, über dem sich zu Rundbogen zusammengeschlossenes Stabwerk erhebt, aus dem wieder Blattkrabben herauswachsen. Auf der hervortretenden oberen Gesimsleiste eine flache Zinnenbekrönung. Die Rückseite zeigt den üblichen topfförmigen Ausbau.

4. Eine dunkelgrün glasierte Kachel mit der Darstellung eines Liebespaares hinter einer Brüstung in gotischer Umrahmung. Ein lockiger Jüngling spielt die Laute; die Liebste, die

zu seiner Rechten steht, legt ihre Linke auf seinen Nacken, während sie sich mit der Rechten auf die Brüstung stützt. Der Grund wird durch Schuppenmuster, unterhalb der Brüstung durch feine Riefelung gebildet. Die Rückseite der Kachel zeigt halbzylindrische Topfbildung. Siehe die Abbildung auf S. 65.

5. Zwei grün glasierte, fast quadratische Kacheln mit einer vorspringenden Kante an der unteren Seite der glatten Vorderfläche. Durch die grüne Glasur der einen Kachel geht ein gelbbrauner Glasurstreifen von der Tönung, wie sie Nr. 1—3 eigen ist. Die Rückseiten sind wiederum topfförmig ausgebaut.

6. Zwei unglasierte Kugelkacheln von verschiedener Grösse mit runder Öffnung und Parallelkreis-Rippung auf der Oberfläche.

Fast alle oben genannten Stücke zeigen Reste von schwarzer Russfärbung, die beweist, dass die Kacheln von einem bereits im Gebrauche gewesenen Ofen stammen. Ihr Fundort lässt keinen Zweifel darüber, dass sie Teile von mindestens zwei ehemals im Breslauer Rathause verwendeten Öfen sind. Mit gleicher Gewissheit werden wir annehmen dürfen, dass sie das Erzeugnis eines Breslauer Hafners sind, der sie vielleicht nach Vorlagen eines Rathausbaumeisters anfertigte. Über das Alter der Kacheln gibt uns ein Vergleich der architektonisch verzierten Stücke mit den Bauformen des Gebäudes Aufschluss, für das sie bestimmt waren. Wir können hier eine auffallende Ähnlichkeit und Stilverwandtschaft mit dem Schmuck des östlichen Teiles der Südfassade des Rathauses sowie mit dem schmückenden Beiwerk der von der grossen Halle des Obergeschosses nach dem Fürstensaale führenden Verbindungstür mit dem Eselsrückenbogen und der von den Schreibstuben nach dem Zimmer des Oberbürgermeisters gehenden Tür konstatieren. Die Entstehung der Kacheln ist somit in die Endperiode der Bauzeit einer dieser Räumlichkeiten zu setzen, rund an das Ende der siebziger oder den Anfang der achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts. Hiermit werden wir aber auch in dieselbe Zeit geführt, in der bildliche Darstellungen, wie sie die Kachel mit dem Liebespaare zeigt, in den verschiedensten Variationen als Verlobungs-, Liebes- und Kurtisanen-Szenen sich einiger Beliebtheit erfreuten.

Erwin Hintze

II

KERAMISCHE FUNDE AUS FRANKENSTEIN

Im Frühjahr 1906 liess der Lederkaufmann Jacob Kassel (Firma Julius Kassel) in Frankenstein zu seinem in der Niederstrasse Nr. 8 gelegenen Hause auf dem rückseitig anstossenden Gartenterrain Kellergewölbe und Lagerräume errichten. Bei den hierfür nötigen Ausschachtungsarbeiten stiessen die Arbeiter an zwei Stellen auf Scherbenansammlungen. Die erste, kleinere Gruppe lag etwa 1 Meter unter der Erdoberfläche. Die Hauptmasse folgte dann in einer Tiefe von 3—4 Metern, und zwar hatte es hier nach den Lagerungsverhältnissen den Anschein, als ob die Scherben von einem grösseren, auf dem Nachbargrundstücke Niederstrasse Nr. 7 liegenden Haufen abgerutscht wären. Eine

nähere Untersuchung der Funde, auf die das Museum durch den Antiquitätenhändler Heinsch in Camenz aufmerksam gemacht wurde, ergab, dass die räumlich getrennten Gruppen auch zeitlich auseinander zu halten sind, wobei die Bestandteile der 3—4 Meter tief gelegenen Masse als die älteren, die etwa 1 Meter tief gefundenen Scherben als die jüngeren Erzeugnisse erscheinen. Leider konnte sich der Besitzer, Herr Kassel, nicht entschliessen, die Funde oder auch nur einen Teil davon dem Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer zu überlassen. Es durfte nur eine Anzahl von Gipsabgüssen nach den wichtigsten Stücken für die Museumssammlung hergestellt werden.



Abb. 1

A. Ältere Gruppe

Die Fundstücke bestanden zum Teil aus sehr kleinen Fragmenten und wurden deshalb nur mit Auswahl aufbewahrt. Als besonders interessant seien hervorgehoben:

1. Eine grössere Anzahl porös gebrannter Tontöpfe und Krüge mittelalterlichen Charakters, meist unglasiert und unverziert; nur einige Gefässe zeigten zufällige Spritzer von einer gelbbraunen und grünen Bleiglasur. Wenige Töpfe waren auf der Innenseite vollständig grün glasiert. Ganz von Glasur überzogen waren nur eine grün glasierte Öllampe und ein hellgelbgrüner Tiegel.

2. Zwei Kachelfragmente mit Darstellungen von Mischfiguren; die vollständigere mit einem „Manndrachen“ gibt Abb. 1 wieder.

3. Teile von Jagdszenen mit Figuren in gotischer Tracht.

4. Zwei ziemlich gut erhaltene Kacheln mit „Aristoteles und Phyllis“. Aristoteles, mit einem trichterförmigen Hute auf dem Kopfe, kriecht auf allen Vieren am Boden. Auf seinem Rücken steht Phyllis gekrönten Hauptes in Vorderansicht, in der Rechten eine Geissel schwingend, in der Linken einen Vogel haltend. Rückseitig mit Topfausbau.

5. Hochrechteckige Negativform mit einem noch ungedeuteten Wappen: Heraldischer Doppeladler, überhöht von einem sechsstrahligen Stern, in einem hochgotischen Dreieckschild, darüber Reste eines Stechhelmes mit Decken in Form von Blattgirlanden. Siehe Abb. 2 (nach einer Ausformung).

6. Mehrere Bruchteile eines Frieses, gebildet aus Paaren von gegeneinander gekehrten, stark stilisierten Löwen; darüber in gleichmässigen Abständen sog. französische,

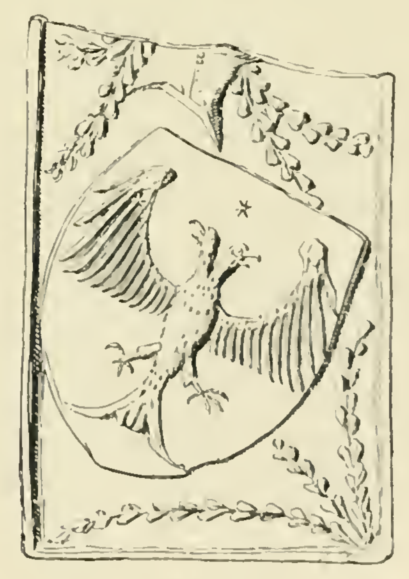


Abb. 2

unten zugespitzte Wappenschilde, von denen abwechselnd der eine einen schreitenden Hirsch, der andere einen steigenden Mond, überhöht von einem (sinkenden?) sechsstrahligen Stern, zeigt. Es dürften die Wappen von Familien sein, die in oder um Frankenstein angesessen waren. Das Wappen mit dem schreitenden Hirsch, das ausserdem auch noch einzeln in grösserem Format unter den Scherbenresten vorkommt und von etwa sechs Familien in Schlesien geführt wurde, hat sich bis jetzt nicht identifizieren lassen. Dagegen darf nach gefälliger Mitteilung von Herrn Gerichtsassessor Schlawe das Wappen mit dem steigenden Mond und dem Stern, ein dem polnischen herb Leliwa ähnliches Wappenbild, das in Schlesien etwa acht Familien führten, hier wahrscheinlich der Familie von Tarnau zugewiesen werden, da nach Sinapius, Schlesische Curiositäten, Bd. I S. 970 sich in einem Privilegio der Stadt Franckstein de A. 1349 ein Güntherus de Tarnou (Tarnau ein Dorf bei Frankenstein) findet und die Familie von Tarnau nach Blażek, Der abgestorb. Adel d. Preuss. Prov. Schlesien, Teil II S. 131 u. Taf. 79 sowie nach v. Ledebur, Adelslexicon d. Preuss. Monarchie, Bd. III S. 3 das genannte Wappen führte.

7. Oberer Teil einer gotischen Halbzylinderkachel mit der heil. Anna, die in Frankenstein seit alters als Schutzpatronin der kath. Stadtpfarrkirche und einer St. Annen-Bruderschaft Verehrung geniesst.

8. Darstellung eines Fürsten in gotischer Umrahmung.

9. Mehrere Scherben, Gesims-, Fries- und Kachelfragmente mit Ornamenten der Gotik und Renaissance.

10. Dicke Negativform, auf beiden Seiten mit je einer wohlbeleibten Trinkerfigur, die im Arm eine Bierkanne hält.

11. Kachel, auf deren quadratischer Vorderseite ein von Renaissance-Ornament umgebenes Portraitmedaillon.

12. Scherbenfragment mit einer weiblichen Figur in Renaissance-Tracht.

13. Reliefdarstellung zweier nackter, einander gegenüber kriechender Kinder, deren Nacken durch ein Tuch verbunden ist, an dem eins das andere zu sich heranzuziehen sucht. Eine gleiche Darstellung besitzt unser Museum aus einer Töpferei des 16. Jahrhunderts, die durch Fundamentierungsarbeiten am Schlosse Rotschloss im Kreise Nimptsch bekannt wurde (vgl. Schles. Vorz. N. F. III 173).

Alle vorstehend genannten Fundstücke sind bis auf einige der unter Nr. 1 erwähnten Gefässe vollständig unglasiert und machen den Eindruck unfertiger Arbeiten. Der Hauptteil trägt ausgesprochen gotischen Charakter. Die Schildform des unter Figur 2 abgebildeten Wappens mit dem heraldischen Doppeladler ist sogar typisch für das 14. Jahrhundert, dem man auch die Mischfiguren und einen Teil der Jagdszenen zuweisen möchte. Ein kleinerer Teil dagegen gehört schon der Renaissance an, so die Mehrzahl der ornamental verzierten Friesstücke, die Trinkerfiguren, die Kachel mit dem Portraitmedaillon, die weibliche Figur in Renaissance-Tracht und die Reliefdarstellung mit den nackten Kindern. Die Anfertigungszeit der Fundstücke verteilt sich demnach auf etwa anderthalb Jahrhunderte.

B. Jüngere Gruppe

Charakteristisch für die an Zahl bedeutend kleinere und wenig mannigfaltige, etwa 1 Meter unter der Erde aufgedeckte Scherbengruppe sind viereckige Kacheln mit dunkelgrüner Glasur, in der Mitte mit rundem, schüsselförmigen Spiegelfelde, in den vier Ecken und am Rande mit späteren Renaissance-Ornamenten. Statt des Topfausbaues zeigt die Rückseite dieser Kacheln einfache Leistenbildung. Ihre Entstehung ist in das 17. Jahrhundert zu setzen.

Die Zusammensetzung und Beschaffenheit des gesamten Fundes ergibt, dass es sich hier um den Schutt und Abfall von Töpferwerkstätten handelt. In der Tat sollen nach alter Überlieferung zwischen der Niederstrasse und der sich daran anschliessenden Neustadt die Frankensteiner Töpfer gewohnt und gearbeitet haben. Beglaubigt wird diese Tradition durch zahlreiche bereits früher in jener Gegend aufgedeckte Funde, die unzweideutig auf alte und langjährige Töpferbetriebe hinweisen, wie Bruchstücke von Formen, grosse Scherbenansammlungen, steinumsetzte Tonbehälter zum sümpfen des Tones, Teile von Brennöfen und Lager rötlichen Tones. Besonders umfangreiche keramische Reste sollen hier vor 10—11 Jahren bei Anlegung der Wasserleitung sowie im August 1904 bei den Untermauerungsarbeiten des Neubaues der Töchterschule zutage gefördert worden sein. Von der letztgenannten Stelle gelangten seinerzeit fünf grosse unglasierte Töpfe spätmittelalterlichen oder noch jüngeren Charakters in das Breslauer Kunstgewerbemuseum (Inv.-Nr. 377a—e : 04).

Erwin Hintze

III
FUNDE AUS GLOGAU

Im Verlaufe der grossartigen Entfestigungsarbeiten von Glogau wurden im Oktober 1904 an drei Stellen in der jetzigen verlängerten Wingenstrasse bei der Anlage der Kanalisation keramische Funde gemacht. Es war zu erwarten, dass man bei diesen Arbeiten auf Spuren früherer menschlicher Ansiedlungen stossen werde, denn bis zum Jahre 1631 war die eigentliche Stadt Glogau von Vorstädten umgeben. Als die Schwedengefahr drohte, wurde auf Befehl des damaligen Gouverneurs General Grafen von Montecuculi nicht nur der Wiederaufbau der zum Teile durch Brände heimgesuchten Vorstädte untersagt, sondern man brach auch 486 unversehrt gebliebene Häuser, Kapellen und Hospitäler mit ihren Begräbnisplätzen ab, um ihr Material zum Festungsbau zu verwenden.[1]) Genaue Vorstellung von der Lage der drei Fundstellen geben unter Abb. 3 ein Ausschnitt aus einem alten Stadtplane von Glogau, der nach einer Vorlage des 16. Jahrhunderts im Jahre 1719 in Breslau angefertigt wurde[2]) und unter Abb. 4 eine Planskizze der heutigen Gestaltung des Geländes, bei der man sich sichtlich an die frühere angelehnt hat. Auf beiden Abbildungen sind die Fundstellen mit ×1—3 kenntlich gemacht, wonach im

[1]) Minsberg, Geschichte der Stadt Gross-Glogau, Glogau 1853 S. 28.

[2]) Minsberg a. a. O. zwischen S. 160 u. 161 eingefügt, vgl. auch S. 121f und Anmerk.

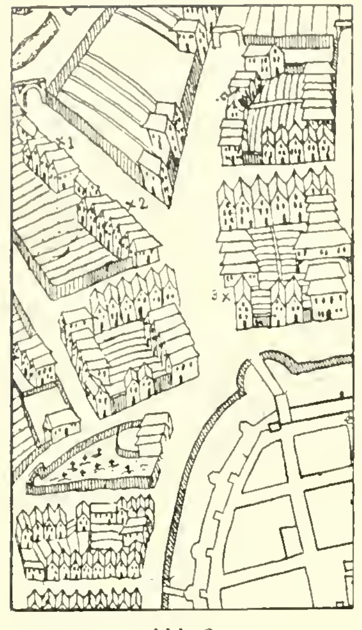


Abb. 3

folgenden die Funde selbst mit 1—3 bezeichnet werden. Da die drei Stellen so nahe aneinander liegen, darf man wohl annehmen, dass sich in jener Gegend vor dem Jahre 1631 das Töpferviertel von Glogau befunden habe. Die Leistungsfähigkeit seiner Meister steht nun klar vor unseren Augen

Leider ist es nur eine Herrlichkeit in Scherben. Bei dem 3. Funde versprach der Versuch, aus dem ganzen Scherbenberge zusammengehörige Stücke herauszufinden und wieder zusammenzusetzen, reiche Ausbeute. Im wissenschaftlichen Interesse machte sich unser Museum bei dem Magistrate der Stadt Glogau zur Übernahme dieser Aufgabe wie überhaupt zur Sichtung und Ordnung der Funde erbötig, die dazu nach Breslau geschickt wurden. Zum Danke für die von uns aufgewendete Mühe und Geduld schenkte der Magistrat von Glogau unserer Waffensammlung zwei Panzerstecher des 17. Jahrhunderts wofür wir wiederum die Pulte stifteten, in denen eine Auswahl der Funde in dem neuzugründenden Museum der Stadt Glogau ausgestellt werden soll.

Fund 1

Nach einem Bericht in der Schlesischen Zeitung vom 20. Oktober 1904 wurde hier in einer Tiefe von 1—3 Metern „eine grosse Anzahl von Gefässen, die in senkrechter Richtung übereinander standen, gefunden und zum Teil unversehrt an die Oberfläche gebracht“. Während die beiden anderen Stellen Ablagerungsstätten von Töpferschutt waren, muss also die erste irgendwie ein Aufbewahrungsort für fertiggestelltes Gebrauchsgeschirr gewesen sein. Dieses umfasst aus grauem oder rötlichem Ton gebrannte, primitiv geformte Töpfe und Krüge, dann tiefe Schüsseln mit wagerechtem Mündungsrande und Gefässe einer mir unklaren Bestimmung von zylindrischer Form, oben sich erweiternd, aussen horizontal gerieft oder glatt, in zwei Grössen: 19 oder 13 cm hoch, mit einem oberen Durchmesser von 14 oder 11 cm, jedes unmittelbar über dem Bodenrande mit einem Loche. Eine Eigentümlichkeit der öfters leicht gerieften Gefässe bilden mit der Kneifzange hergestellte Einkerbungen am Mündungsrande oder an den Henkeln, sonst sind sie schmucklos bis auf eine plastische oder in roter Farbe aufgetragene, umlaufende schlichte Wellenlinie. Glasur ist selten und nur für das Gefässinnere verwendet. Alles in allem würde man diese Keramik dem späten Mittelalter zuweisen, aber eben so gut kann sie noch im 16. und 17. Jahrhundert geübt worden sein.

Fund 2

Er enthielt in gewaltiger Menge zerbrochene Schüsseln, Teller und Schalen derselben Grundform, für die ein breit abstehender Rand charakteristisch ist. Aus rötlichem Tone gefertigt, sind sie in weissem, rotem und grauem Angusse bemalt und sollten durch

eine Glasur gezogen werden, — im Fund 3 kommen solche Bruchstücke mit Glasur vor, — sind aber früher verunglückt und weggeworfen worden. Die Bemalung zeigt einen Stil der Volkskunst, geometrische Muster mit Bogensegmenten, Wellenlinien, Kreisen, Punkten und ganz stilisierte, kaum mehr als solche erkennbare Pflanzenornamentik. Zeitlich wird diese Keramik durch den 3. Fund bestimmt; sie scheint sich aber nicht bloss auf Glogau beschränkt zu haben, wenigstens besitzt unser Museum unter Inv.-Nr. 353. 87 ein in Brieg gefundenes, ganz ähnliches Bruchstück ohne Glasur mit der Jahreszahl 1557.

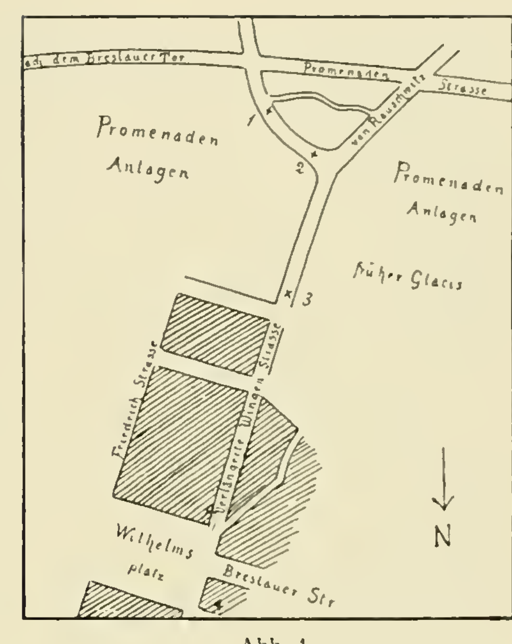


Abb. 4

Nach einem in der Schlesischen Zeitung vom 23. Oktober 1904 veröffentlichten Berichte meines Kollegen Seger, der sofort nach Glogau geeilt war, als man von dort einen „Urnenfund“ meldete — für Urnen hielt man nämlich ursprünglich die Gefässe des 1. Fundes — sind an der Stelle 2 auch grün, gelb, braun, blau und schwarze Bruchstücke aufgedeckt worden. Bemerkenswertes scheint nicht darunter gewesen zu sein, jedenfalls ist alles derartige bald mit dem Fund 3 zusammengeworfen worden.

Fund 3

übertrifft die beiden anderen weit an Interesse. Aus einem kellerartig gewölbten 3,43 × 2,95 m grossen Raume, zu dem einige Stufen herabführten, wurden ein mit Erde untermischter Scherbenberg, Trümmer irisierenden Glases und die stark patinierten Reste eines kupfernen Beleuchtungsgegenstandes herausgezogen. Drei menschliche Schädel, Arm- und Beinknochen verliehen der Örtlichkeit den Nimbus der Unheimlichkeit. Wie der Inhalt des Kellers zusammenkam, mag die Phantasie ausspinnen, jedenfalls wurden die Töpferarbeiten schon in zerbrochenem Zustande als Schutt hineingeschafft, denn es gelang uns später nicht, auch nur ein Stück ganz vollständig wieder zusammenzusetzen.

Als Direktor Seger in Glogau ankam, hatte man den Keller wieder mit seinem Inhalte gefüllt. Auf seine Anregung entschloss man sich zu einer neuerlichen Ausgrabung und zu definitiver Bergung des Fundes. Er enthält:

A. Formen und Ausformungen von Ofenbestandteilen, von Kacheln und Gesimsstücken, sämtlich fragmentiert, von einer grossen Anzahl von Öfen. Meistens gehören Formen und unglasierte, nur mit einer dünnen weissen Schicht überzogene und glasierte Ausformungen nicht zusammen, aber immerhin wenigstens so viele, um zu beweisen, dass alles aus einer und derselben Werkstatt stammt. So findet sich ein und dasselbe Gesimsstück als Form, grün glasiert und blau-weiss glasiert. Die Kacheln bezw. Kachelformen sind zum Teil von ungewöhnlicher Grösse. Von den

verschiedenen Kachelsuiten gibt es höchstens vier Stücke. Zu einem Ofen, der das Marienleben oder die Passion schilderte, gehören die 44 × 50 cm grossen Kacheln mit der Verkündigung, der Kreuzigung Christi und Krönung Mariae, in reicher ornamentaler Umrahmung, zu einem zweiten die Figuren der Evangelisten Johannes und Marcus in Rundfeldern, zu einem dritten die Brustbilder von „VISVS" und „GVSTVS" als Frauen in zeitgenössischer Tracht, während die Allegorie des „Geschmackes" in Landschaft von einem anderen Ofen herrührt. Wieder von noch anderen Öfen dürften stammen die grün glasierten Kacheln, auf dem „DIE STERKE" und „DIE GERECHTIGKEIT" dargestellt sind, und die zwei mit Fürstenbildnissen (EIN FIERSTH VON ANHALT als Form und FAL [zgraf] AM REIM grün glasiert).

Dann finden sich noch verschiedene vereinzelte Kachelformen mit heiligen, allegorischen oder Kostüm-Figuren, so eine S. HELENA und eine CHARI (tas). Bemerkenswert ist auch eine Bekrönungskachel-Form mit Brustbild und Beischrift G. GEORGI.

An Zahl bedeutend geringer sind die glasierten Fragmente. Am häufigsten verwendet ist die Bleiglasur, vor allem die grüne, dann aber auch die hellgelbe, tiefbraune und schwarze; neben ihr tritt als die reichste Technik die undurchsichtige Zinnglasur mit mehreren Farben auf. Charakteristisch ist da die Vorliebe für ultramarinblau, apfelgrün, intensiv gelb und weiss. Das grösste buntglasierte Stück ist die Hälfte einer quadratischen Kachel mit Maske in Rollwerk. Während hier die Farben ineinanderlaufen und die Glasur nicht sehr sauber aussieht, hebt sich auf anderen Fragmenten blaues und gelbes Flachrelief scharf von dem weissen Grunde ab. Zu den Öfen gehörten auch schmale Pilasterteile. Fraglich ist aber, ob ganz dünne, flache Plattenfragmente mit granatapfelartiger Musterung von Kacheln oder von Fliesen für Wandbelag herrühren.

Die Form eines Gesimsstückes trägt die Inschrift und Datierung (Anbet?)TUNG CHRISTI 1. 6. 0. 3. Es dürfte vielleicht schon eines der jüngsten Erzeugnisse der Werkstatt sein, das übrige verteilt sich auf die letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts. Der Reichtum an Formen und die Feinheit der Ausführung, der kaum etwas Provinzielles anhaftet, zeugen von einer grossen Blüte der Ofentöpferei in Glogau.

B. Fragmente von Gefässen, nur sehr wenige im Verhältnisse zu den Resten der Ofentöpferei, darunter einige Teile von Henkeln grosser glasierter Gebrauchsgeschirre, dann ebensowenig zahlreich Fragmente von glasierten Tellern und Schüsseln, wie sie der Fundort 2 unglasiert in grosser Menge enthielt. Die Glasur zeigt die Ornamente in hellem Gelb auf hellbraunem bis tiefschwarzem Grunde, das Fragment einer breitrandigen Schüssel weisse Ornamente auf grünlichem Grunde.

Auf einem braunglasierten Bruchstücke befindet sich die untere Hälfte einer Figur der hl. Veronika mit dem Schweisstuche in flachem, auf einem anderen die Madonna mit dem Kinde in höherem Relief, dieses, wie man an den Bruchstellen genau erkennt, nicht mit der Gefässwandung ausgeformt, sondern aus einer eigenen Form aufgepresst. Schlesische Gefässe dieser Zeit sind häufig mit solchen Reliefs wie bepflastert und die Glogauer Töpferei besass eine grosse Anzahl von Formen dazu. (Siehe das folgende.)

C. Formen für Gefässauflagen und Modelle dazu. a) Formen von grosser Mannigfaltigkeit der Grösse und der Darstellungen. Die kleinsten, mit einem Durchmesser von 2—3 cm haben manchmal Griffe zur bequemeren Handhabung beim Aufdrücken. Ausser Ornamenten finden sich religiöse Motive in Einzelfiguren oder Gruppen, die Verkündigung, Christus und die Samariterin am Brunnen, Maria mit dem Kinde, Christuskopf, dann Kostümfiguren, Köpfe und Wappen, zwei zusammengehörige mit den Umschriften: D. V. SCHWEINICHEN A. D. H. (ause) SCWEINHAVSE, und: D. H. (erren) V. KITLITZ A. D. H. MALNITZ und dann ein Wappen, das vollständig dem der Stadt Löwenberg gleicht. Es bleibt auch nichts anderes übrig als an die von Glogau so weit entfernte Stadt zu glauben, da das Wappen nach Mitteilung von Assessor Schlawe für ein Adelsgeschlecht nicht in Anspruch genommen werden kann.

Etwa ein dutzendmal kommt auf der Rückseite der Formen die eingekratzte Marke PW, einmal MW, HK und die unvollständige Marke K vor.

b) Ausformungen von Negativformen. Sie sind teilweise mit dem Spachtel stark nachgearbeitet und so scharf, dass man annehmen muss, sie sollten wiederum als Modelle für die Herstellung von Negativformen dienen. Durch Schönheit der Arbeit ragen zwei fragmentierte Medaillons mit behelmten römischen Köpfen und ein Frauenkopf hervor, die wohl für das Mittelstück von Kacheln bestimmt waren. Ein kleines Bruchstück mit zwei Figuren aus einem Reigen war Modell für eine Gefässapplique. Zur Wiederholung für bauliche Zwecke wurde das 52 cm lange und 20 cm hohe, prächtige Relief mit der Maske in der Mitte, das auf S. 113 abgebildet ist, benützt. Zwei kleine Fragmente, eines mit Heiligenkopf, mit Löchern zum Aufhängen in den Ecken, beweisen, dass die vielseitige Werkstatt auch Votivtäfelchen anfertigte.

D. Formen für Figuren und Tiere (z. B. Bär und Lamm), sehr wenige. Diese Figuren wurden aus zwei Hälften geformt. Unser Museum besitzt ein derartiges, früher einmal in Glogau gefundenes bunt glasiertes Statuettchen einer Nonne (Siehe Schles. Vorz. N. F. I 129 Nr. 3). Von einer verworfenen Ausformung stammt der Unterteil einer bekleideten laufenden Figur.

Karl Masner



EINE GRUPPE SCHLESISCHER HAFNERKERAMIK AUS DER II. HÄLFTE DES 16. JAHRHUNDERTS

Allmählich lichtet sich das Dunkel über der deutschen Hafnerkeramik des 16. Jahrhunderts. Wir übersehen bereits eine Reihe von Gruppen, der vage Sammelbegriff der Hirschvogelarbeiten verschwindet, und man kann sie in verschiedene Werkstätten teilen, die sich in Nürnberg, Annaberg, Köln, Schlesien, Böhmen, Salzburg und in Oberösterreich nachweisen lassen. Ihre Anzahl wird sich sicher noch vermehren lassen, wir können wohl ruhig annehmen, dass die nicht so schwierige Technik Gemeingut der meisten leistungsfähigen Töpfer war, die sie sich auf ihren Wanderschaften leicht aneignen konnten. Hier möchte ich eine kleine Gruppe festhalten, zu deren Untersuchung mich ein Krug mit Zinndeckel im Besitze des Troppauer Museums veranlasste. Er kam hierher als Geschenk unseres Protektors, des regierenden Fürsten Johannes II. von und zu Liechtenstein und stammt aus der Sammlung des Herrn von Miller-Aichholz in Wien. Es ist heller, gelber, leicht ritzbarer Töpferton, der auf den Vorderseiten sowie den beiden Nebenseiten in je einer Nische den Gekreuzigten, umgeben von den Leidtragenden und Soldaten zeigt, vorne ist der Crucifixus von den Kreuzen der beiden Schächer flankiert, auf den Seiten ist er allein. Zu beiden Seiten und über der Mittelnische sind mit Modeln und freimodelliert zwei Reiter, ein rundes Medaillon mit Gottvater, die Jagd des Einhorns, zwei Tänzerpaare nach Beham, Traubennoppen und allerlei Fadenwerk aufgelegt. Der Krug ist mit einer lichteren und dunkleren, fleckigen, manganfarbenen Salzglasur versehen. Die naive Verwendung der grade zur Hand befindlichen Modeln, die Glasur und die Modellierung sprechen sofort für eine Hafnerarbeit einer kleineren Werkstätte, die in Erinnerung an die Nürnberger Nischenkrüge arbeitete; auch Frechner oder Kölner Steinzeuge waren dem Meister bekannt, wie die Traubennoppen beweisen. Die fadenähnlichen Auflagen kennen wir auch aus anderen Werkstätten, sie finden sich z. B. auf der Kanne in Gestalt eines Bären aus Rumburg in Hessen im Berliner Kunstgewerbemuseum.



Krug im Museum zu Troppau

Der Troppauer Krug steht nicht vereinzelt da, im Prager Kunstgewerbemuseum befindet sich ein ähnliches Stück, ein zweites von derselben Form, unserem Kruge am verwandtesten, aus derselben Werkstätte, besitzt die Dresdener Porzellansammlung. Die Masse ist dieselbe, die Glasur ebenso, nur etwas heller. Auch hier wieder die

Kreuzigungsgruppen, dann mit Modeln das Opfer Abrahams, Salomos Opfer, die charakteristischen Reiter und der Fadenbelag.

Ein viertes Stück, das reichste der ganzen Reihe, in der Form wiederum identisch, ist mit der Sammlung Lippmann-Lissingen 1901 von Helbing versteigert worden und ging nach Amerika (Pierpont Morgan). Es ist im Auktionskatalog (Nr. 173) als Titelbild abgebildet und kam zu Lippmann aus der Auktion Adamberger (Wien 1871 Nr. 286), stammt aus der Baron Diettrichschen Sammlung und somit wohl aus den Schätzen Rudolfs II. Die Crucifixusnischen sind dieselben, daneben Abrahams Opfer, die Kreuzabnahme, die Madonna mit dem Kinde die Bauerntänzer, die Reiter, es ist evident wieder ein Produkt desselben Töpfers.

Die Vermutung nach der Provenienz blieb eine vage, sie wies zwar nach Schlesien, wo man auch Nischenkrüge machte, zur Gewissheit wurde sie mir aber erst, als ich im Breslauer Kunstgewerbemuseum die Reste eines Breslauer Scherbenfundes aus dem Jahre 1885 fand, worunter die Bruststücke eines Crucifixuskruges mit derselben manganfarbenen Glasur sich befanden und endlich, als ich im k. k. Österreichischen Museum zu Wien den hier gleichfalls abgebildeten Krug sah, den Masner im vorigen Bande dieses Jahrbuchs S. 163 beschrieben hat. Es ist derselbe leicht ritzbare gelbe Ton, dieselbe streifig geflossene Glasur. Allerdings fehlt die Nische, der Crucifixus mit Maria und Johannes zu beiden Seiten ist im Relief aufgelegt, darunter ein Schriftband: „Justus ex fide vivit“. Auf dem Hals des Kruges ist vorne ein stilisiertes Blumenbukett aufgelegt, auf den beiden Seiten das Wappen von Brieg, dasselbe kehrt auf dem Bauche wieder und wird hier von zwei Engeln getragen. Die Zusammengehörigkeit der ganzen Gruppe ist somit erwiesen und der Breslauer Fund sowie das Brieger Wappen lassen den Schluss mit aller Wahrscheinlichkeit zu, dass die Werkstätte der Töpfer in Schlesien, in Breslau oder Brieg, war.

Troppau Edmund Wilhelm Braun

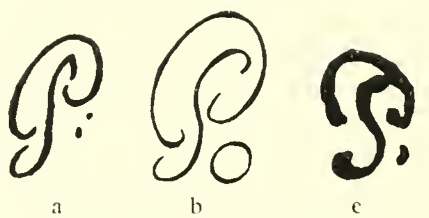


Krug im k. k. Österr. Museum zu Wien

DIE PROSKAUER FAYENCE- UND STEINGUT-FABRIK

Im Frühjahr dieses Jahres wurde bei der Neuaufstellung der keramischen Sammlung im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer zum ersten Male versucht, die Proskauer Fayencen und Steingutwaren in chronologischer Folge nach Stilentwicklung und Marken zu ordnen. Das Resultat der an der Hand der Breslauer Sammlung gemachten Beobachtungen sei an dieser Stelle kurz zusammengefasst. Als Grundlage für die notwendigsten Zeit- und Personal-Angaben mögen die durch Alwin Schultz im III. Bande von „Schlesiens Vorzeit" S. 419—421 veröffentlichten Mitteilungen über die Proskauer Fabrik genügen, um nicht durch neue Beiträge archivalischer Art einer von Direktor Dr. Braun in Troppau zugesagten grösseren Abhandlung über das gleiche Thema etwas vorwegzunehmen.[1])

I. Periode 1763—1769



a b c

Fig. 1. Marken der ersten Periode

Im Jahre 1763 gründete Graf Leopold von Proskau in dem Dorfe Proskau im Oppelner Kreise beeinflusst durch die von Friedrich dem Grossen gegebenen Anregungen eine Fayence-Manufaktur und eröffnete den Betrieb mit Hilfe von Arbeitern der ungarischen „Majolika-Geschirrfabrik" in Holitsch. Die ältesten Erzeugnisse des Proskauer Unternehmens zeigen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den Strassburger Fayencen von Paul und Joseph Hannong. Die Formen der Geräte und Gefässe sind meist von schlichter grosszügiger Gestaltung. Besonders aber erinnert die stets lebhaft bunte Bemalung in Muffelfarben-Malerei über der Glasur mit ihren grossen Blumen, unter denen konventionell behandelte Tulpen, Glockenblumen und Nelken die erste Rolle spielen, an die in Strassburg übliche Dekorationsweise, nur wirkt in Proskau alles derber und schwerfälliger.

[1]) Folgende Aktenstücke im Breslauer Kgl. Staatsarchiv enthalten wichtiges Urkundenmaterial über die Proskauer Fabrik: Acta betr. die Fayence- u. Steinguth-Fabrique zu Proskau; 1763—1805. (Rep. 199. MR VI. Nr. 51a.) — Grund- u. Hypothekenbuch des Oppelner Kreises, S. 172. (Fürstent. Oppeln Ratibor, III. 37. FF.) — Acta vom Ankauf der Gräfl. Dietrichsteinschen Herrschaften Proskau und Chrzelitz für Sr. Königl. Majestaet; 1783. (Rep. 199. MR XI. 5.) — Acta vor Bewirthschaftung der von Sr. Königl. Majestaet erkauften Gräflich Dietrichsteinschen Herrschaften Proskau und Chrzelitz; 1784 f. (Rep. 199. MR XI. 12.) — Schlesien, Journal über eingegangene Cabinets-Ordres; 1784—1789, Nr. 6 [5], S. 358. (Rep. 199. C—O.) — Akten der Verwaltung der Fayence-Fabrik zu Proskau betr. Verkaufs- und Vermietungsangelegenheiten nebst Kassensachen; 1815—1853. (Rep. 133, Acc. 29/03.) — Einiges bietet auch die kleine Schrift von M. Hartmann: Die evangelische Gemeinde Proskau (Oppeln 1893).

In der Bemalung der ältesten Proskauer Geschirre herrschen vor ein intensives Schwefelgelb, dann ein durch braune Zeichnung etwas unklar und trübe wirkendes Maigrün, das bei grösseren Blättern meist unregelmässig fleckig aufgetragen ist, und ein karminrot abschattiertes Rosa. Das Breslauer Kunstgewerbemuseum besitzt eine runde, mit grossen Blumen bemalte Schüssel von 41,2 cm Durchmesser, die wegen ihrer zusammengeschrumpften, rissigen Glasur wohl als eine der frühesten, im Brande noch unvollkommen geglückten Proben der Proskauer Manufaktur angesehen werden kann. Zu diesen Erzeugnissen nach Strassburger Art gesellt sich dann eine Gruppe von Vasen, Tafelaufsätzen, Zier- und Gebrauchsgegenständen, denen vorwiegend Porzellangeräte direkt oder indirekt als Vorbilder gedient haben dürften. Neben mehrfarbigen Chinoiserien erscheinen hier als schmückendes Beiwerk Blüten, Blätter, Blattkränze und Blumenarrangements in Hochrelief oder vollplastischer Auflage. Die selbständig verwendete Plastik hat vorläufig noch im Hintergrunde des Fabrikbetriebes gestanden; wenigstens sind Figuren aus der ersten Zeit der Fabrik sehr selten und ihre künstlerischen Qualitäten recht untergeordnet. Die Bemalung der ältesten Proskauer Figuren schliesst sich in der Farbenwahl den oben beschriebenen Blumenmalereien an.

Am 8. April 1769 fiel Graf Leopold von Proskau in einem Duell gegen einen Grafen Zedlitz. Mit diesem Ereignis findet die erste Periode der Proskauer Fabrik ihren Abschluss. Alle Erzeugnisse der Zeit von 1763 – 1769 tragen in Manganbraun die unter Figur 1a—c in drei Typen wiedergegebene Marke. Die gelegentlich dabei vorhandenen Punkte, kleinen Kreise, Striche und Kreuze hatten wohl den Former, Brenner, Maler oder ein anderes für die Fabrikleitung wissenswertes Moment zu kennzeichnen. Hin und wieder findet sich neben der Marke der ersten noch die der dritten Periode über der Glasur, eine Erscheinung, die sich dadurch erklärt, dass manche Stücke der ersten Zeit erst später (nach 1783) zur Bemalung gelangten.

II. Periode 1770–1783

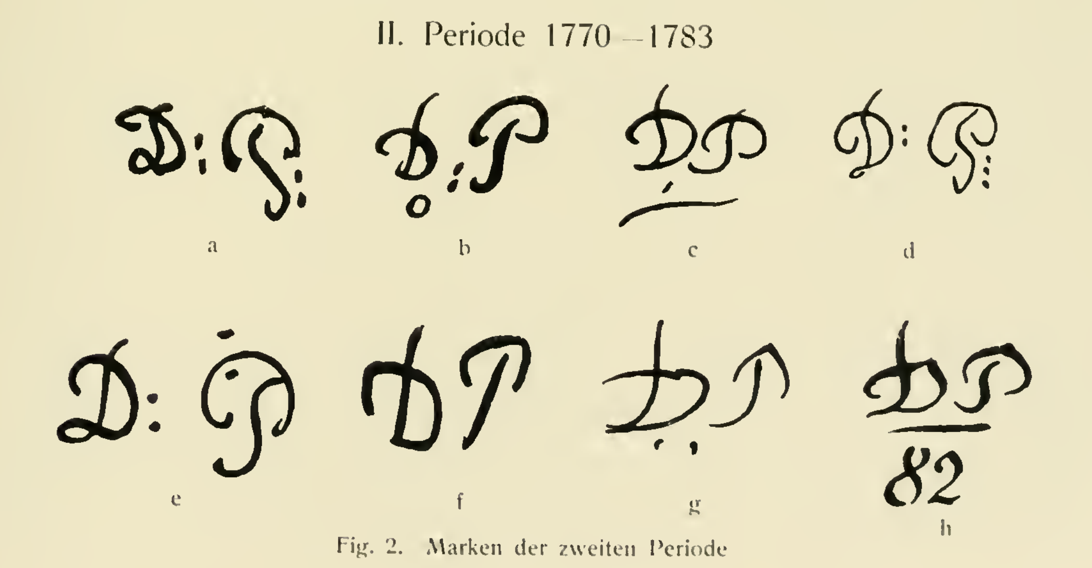


Fig. 2. Marken der zweiten Periode

Nach dem Tode des Grafen Leopold von Proskau drohte der Fabrik vorübergehend eine völlige Einstellung des Betriebes, bis nach Regelung der Erbschaft im Januar 1770 die Herrschaft Proskau an den Fürsten Carl Maximilian von Dietrichstein auf Nikolsburg fiel, der sie bald darauf im März 1770 an den Grafen Johann Carl von Dietrichstein zedierte. Der neue Besitzer liess dem Unternehmen wieder eifrige Förderung angedeihen. Anfangs begegnen uns auch in der zweiten Periode der Fabrik noch Erzeugnisse, die trotz geringerer Dimensionen in ihrem Charakter den grosszügigen Schüsseln und Geräten der ersten Zeit entsprechen. Doch bald steht die Periode Dietrichstein fast ausschliesslich unter dem Zeichen der figürlichen Plastik und des plastischen Dekors. Viele Dutzende von Modellen entstanden, nach denen figürliche Arbeiten hergestellt wurden. Allegorien, Folgen der zwölf Monate und vier Jahreszeiten, antike Götter und Halbgötter, Heiligenfiguren und Volkstypen (vgl. Fig. 5) ziehen an uns vorüber. Keine geringere Rolle spielen Tiere, Früchte und Blumen, die zu Dosen, Terrinen und anderen Behältern umgearbeitet wurden: Teller haben die Form von Blättern, Tafelaufsätze die Form von Bäumen oder Bergen, als Leuchter dienen laubumrankte Baumstämme, deren Äste sich zu Lichthaltern ausbreiten; Hühner, Enten, Kaninchen, Weintrauben, Zitronen, Melonen sind als Dosen, Tintenfässer, Büchsen u. s. w. verwendet. Dort, wo schlicht gerippte Gefässformen beibehalten sind, liegen auf dem Deckel als Knauf grosse Früchte oder belaubte Zweige, die Henkel sind aus Ästen oder Blütengirlanden gebildet und der farbige Dekor zeigt plastische Unterlagen in Hochrelief. Ein Streben nach grösserer Schlichtheit macht sich erst seit etwa 1780 unter dem Einflusse des Zopfstiles bemerkbar, wo zierliche Blumengehänge, Buketts, Festons, Bandschleifen, Streublumen und Landschaften ohne oder nur mit wenig plastischem Beiwerk auftauchen. Die Farben der Periode Dietrichstein bekunden anfangs unter Beibehaltung der Nüancierungen der vorhergehenden Zeit eine Vorliebe für grüne und rosa Töne; dagegen tritt das ehedem charakteristische Gelb in den Hintergrund. Nach und nach macht sich eine Änderung in den Farbentönen bemerkbar. Das gelbliche Grün wird zu einem ausgesprochenen Blau- und Dunkelgrün und das leuchtende Rosa färbt sich trübe, bis es um das Jahr 1780, besonders bei den im Louis XVI.-Stil dekorierten Stücken, zu Braunrosa wird. Blau spielt zu keiner Zeit eine hervorragende Rolle, und Beispiele für grössere blau bemalte Flächen stehen vereinzelt da.

Seit dem Jahre 1779 trug sich Graf Johann Carl von Dietrichstein mit dem Gedanken, die Proskauer Fabrik nach seinem Gute Weisskirchen in Mähren zu verlegen. 1783 kam dieser Plan zur endgültigen Ausführung. Damit schliesst der zweite Abschnitt der Proskauer Fabrik. Während der Periode Dietrichstein zeichnet die Fabrik mit *D S* in Manganbraun, selten in einem dunklen Graublau. Ausserdem wurde bei einfarbig blau bemalten Gefässen die Farbe des Dekors gelegentlich auch zur Herstellung der Marke benutzt. Figur 2a—h veranschaulicht die wichtigsten Markenformen der Zeit von 1770—1783. Auf den aus stilistischen Gründen in die späteste Zeit der Periode Dietrichstein zu setzenden Arbeiten findet sich ausserdem bisweilen

noch die Zahl 82, die als Jahreszahl aufzufassen ist und somit 1782 bedeutet. Die Gepflogenheit, neben der Marke noch Jahreszahlen anzubringen, hat übrigens der von Proskau nach der neuen Manufaktur übernommene oberste Fabrikleiter Johann Joseph Reiner auch in Weisskirchen beibehalten, wo sich öfters neben dem *D W* (Dietrichstein-Weisskirchen) abgekürzte Jahresangaben finden.[1]) Aus dem gleichen Grunde wie die Marke der ersten Periode erscheint auch die der zweiten mit Punkten, kleinen Strichen, Kreuzen oder Kreisen versehen. Eine Dose mit dem Wappen des Fürsten Carl Johann von Dietrichstein im k. k. Österr. Museum für Kunstgewerbe und Industrie in Wien zeigt neben der Proskauer Marke der zweiten Periode noch die Buchstaben *Hce*, die wohl als Malersignatur zu deuten sind.[2]) Die zuweilen über der Glasur flüchtig angebrachten Zahlen dürften als Service-Nummern aufzufassen sein.

III. Periode beginnt 1783

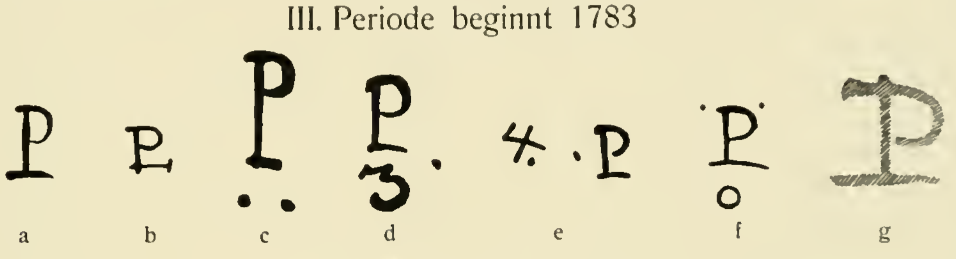


Fig. 3. Marken der dritten Periode

Im Jahre 1783 verkaufte Graf Johann Carl von Dietrichstein die Herrschaft Proskau samt den Beständen der Fabrik an König Friedrich den Grossen. Administrator der neuen Erwerbung wurde der Amtsrat Joh. Gottl. Leopold, der drei Jahre später die Domäne mit der Fabrik auf eigene Rechnung in Pacht nahm. Nach dem Besitzerwechsel von 1783 vollzieht sich in dem künstlerischen Charakter der Fayencen von Proskau eine deutliche Wandlung. Das figürliche Element und den plastisch aufgelegten Dekor sehen wir bald in den Hintergrund treten. Nur eine bescheidene Auswahl der alten Modelle wurde in gröberer Ausführung beibehalten, so zum Beispiel die als Dosen verwendeten Hühner und Kaninchen. Die Zahl der neu hinzugekommenen Modelle auf dem Gebiete der selbständigen Plastik ist sehr gering, aus ihrer Zahl wären die kleinen Musikantenfigürchen in Bergmannstracht und die als Tintenfässer und Streusandbüchsen benutzten Mönche und Nonnen mit einfachster Bemalung zu erwähnen. Die Leitung der Fabrik war jetzt mehr auf die Erzeugung von Gebrauchs- und Massenware bedacht. So entstand nach

[1]) Vgl. Carl Schirek: Ueber die fürstlich Dietrichstein'sche Fayencefabrik in Mähr.-Weisskirchen (1783—1805) in den Mittheilungen des Mähr. Gewerbe-Museums in Brünn, Jahrgang X (1892), S. 29 f.

[2]) Carl Schirek deutet in seiner Publikation über „Die Majolika-Geschirrfabrik in Holitsch" (Brünn 1905), S. 244, die Buchstaben *Hce* als mährische Bezeichnung für Weisskirchen (Hranice); eine solche Erklärung ist aber ausgeschlossen, da ein in Proskau gearbeitetes Stück unmöglich noch die Marke der Weisskirchener Fabrik tragen kann. Nach E. W. Braun, „Die k. k. Majolikafabrik in Holitsch" in „Kunst und Handwerk", Jahrg. IX Heft 5 S. 334 findet sich auch auf einem Proskauer Tintenzeug in der Sammlung der Berliner Porzellan-Manufaktur neben der Marke der ersten Periode die Signatur *Hce*.

1783 eine grosse Menge von einfarbig, meist rosa dekorierten Servicen, bei denen unter Benutzung und Umformung alter Vorbilder der Dietrichsteinschen Zeit die figürlichen Bestandteile auf wenige Salz- und Pfefferfassträger, Leuchterfiguren und Dosen in Form von Melonen beschränkt sind. Auch die Farbigkeit des gemalten Dekors hat sehr nachgelassen. Unter den Blumen herrschen Rosen und Nelken vor, deren Farbe und Zeichnung nüchtern und kleinlich im Vergleich zu früher wirkt. Nur dort, wo die Rücksicht auf die Massenproduktion wegfiel, entstanden gelegentlich auffallend gute Arbeiten. So besitzt das Breslauer Kunstgewerbemuseum eine Kaffeekanne nebst Milchkännchen mit dem aus kleinen Blümchen gebildeten Monogramm des Proskauer Obermalers Johann Zimieck; beide Stücke stammen aus einem Frühstückservice für den eigenen Gebrauch des Verfertigers und erreichen im Glanz der Glasur und der Zierlichkeit der Bemalung fast die Wirkung von Porzellan. Eine eigenartige Gruppe bilden die mit hellblauen, schokoladenbraunen und mehrfarbig marmorierten Glasuren versehenen Fayencen, die am Anfange der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts in Proskau angefertigt wurden. Sie sind ziemlich selten und ihre Herstellung scheint sich nur auf eine kurze Zeit und mehr auf Versuche erstreckt zu haben.

Doch nicht nur die Massenproduktion, auch der Umstand, dass sich das Interesse für Fayencen beim kaufenden Publikum überlebt hatte, haben zu dem künstlerischen Rückgange der Proskauer Fayenceproduktion beigetragen. Das bevorzugte keramische Material der Empirezeit mit ihrem Streben nach straffen Formen und Linien ist das Steingut, das zweckentsprechendere und schärfere Formen zulässt als die in den Umrisslinien bedeutend weicher wirkende, mehr für Rocailleformen geeignete Fayence. So tritt denn am Anfange des 19. Jahrhunderts in Proskau die Verarbeitung von Fayence in den Hintergrund, um schliesslich dem Steingut ganz das Feld zu räumen. Alle Proskauer Fayencen der dritten Periode seit 1783 sind mit den unter Figur 3a—g wiedergegebenen Markentypen gezeichnet und zwar teils in Manganbraun, teils in einem blassen Blau (dargestellt durch Fig. 3 g) in Scharffeuermalerei. Ob beide Farben zeitweise nebeneinander gebraucht wurden, oder ob die manganbraune Marke die ältere, die blaue die jüngere ist, konnte an der Hand der im Breslauer Kunstgewerbemuseum befindlichen Stücke noch nicht endgültig entschieden werden. Sowohl neben dem braunen wie neben dem blauen P finden sich hin und wieder Zahlen, ebenfalls in Scharffeuermalerei, die wohl als Modellnummern anzusehen sind. Endlich ist auch bei den Marken der dritten Periode wie früher bei denen der ersten und zweiten die Verwendung von Punkten, Kreisen und Strichen zu beobachten.

IV. Periode 1788—1850

PROSKAU. 8.   PROSKAU

a   b

Fig. 4. Marken für Steingut

Im Jahre 1788 wurde in Proskau neben der Herstellung von Fayencen mit der Erzeugung von Steingutwaren nach englischem Muster begonnen. Man verarbeitete

weissen, roten und schwarzen Ton, letzteren glasiert und unglasiert, und zwar zunächst in Anlehnung an die Formen der damaligen Fayencegeräte und in Nachahmung englischer Vorbilder. Einen völligen Umschwung in die künstlerische Formgebung der Proskauer Steingutwaren brachte die auf Anregung des Ministers Grafen von Hoym im Mai 1793 von Professor Bach in Breslau nach Proskau unternommene Reise. Bach, der erste Vorkämpfer für den neu aufkommenden Empirestil in Schlesien, wies unumwunden auf die veraltete Geschmacksrichtung der Proskauer Gefässe hin. Er berichtete am 25. Mai 1793 an den Minister, dass „die mehresten Stücke schwer, ungestaltet und wider allen Endzweck zum Schaden der Fabrique bearbeitet werden“; weiter schreibt er, „ich fand, daß alle große Stücke wider alle Proportion schwer und dick, so, daß die Deckeln der Terrinen und anderer dergleichen Gefässe beynahe eben so groß als das eigentliche Hauptstück selbst ist, welches der Fabrique unmöglich von Nuzzen seyn kann, wenn unnöthige Masse und Glätte verschwendet wird.“ Er tadelt die Malerei als „überladen und geschmacklos“ und sagt, dass sie „die schweren Gefässe noch unleidiger macht.“ Er wünscht, dass sich die Fabrik auf kleine Partien einliesse und bringt „kleine geschmackvolle Dejeunées, schöne Waschbecken mit proportionierten Kannen, niedliche kleine Schreibzeuge, einzelne Punschterrinen mit ihren Bechern, geschmackvolle Leuchter, Wasserkrüge, Blumen- und Poperie-Töpfe“ in Vorschlag.[1]) Für die kommende Zeit blieb Bach in steter Verbindung mit der Proskauer Fabrik. Mit seinem Eingreifen hielt 1793 der klassizistische Empirestil seinen Einzug in Proskau, um bis in die zwanziger und dreissiger Jahre des 19. Jahrhunderts für die dortige künstlerische Steingutproduktion massgebend zu bleiben. Auf seine Anregung entstanden Zier- und Gebrauchsgegenstände aus rotem und schwarzem Ton mit schwarzen und roten Figurendarstellungen im Sinne antiker Vasenmalereien, die Vasen im „hetrurischen Stil“. Aber auch für die zahlreichen Steingutwaren aus hellgelbem Ton lieferte er zeichnerische Vorlagen. Als Dekor für die hellen Steingutgeräte wurde im Jahre 1796 die sogenannte Lithogeognosie, das ist das Druckverfahren mit Kupferplatten auf Steingut, eingeführt. Die künstlerische Leitung für die Herstellung der nötigen Kupfertafeln lag in den Händen der Kupferstecher Degotschon und Endler, ersterer hatte die figürlichen, letzterer die landschaftlichen Darstellungen zu fertigen. Beide Künstler haben des öfteren auf ihren Arbeiten ihre Namen angebracht. Nach Einführung des Überdruckverfahrens mit gestochenen Kupferplatten fand die mehrfarbige Bemalung, abgesehen von den zu vielen Tausenden erzeugten, farbig mit Blumen, Vögeln, Reitern und oberschlesischen Volkstypen bemalten Hochzeitstellern, auf Steingutwaren nur wenig Verwendung, höchstens sehen wir Schwarz und ein dünnflüssig aufgetragenes Grün zur Hervorhebung einzelner Gefässteile verwendet. Bei den vereinzelten

[1]) Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 199. MR VI. Nr. 51a, fol. 69a—70b. — Interessant ist ein Vergleich des Bachschen Schreibens mit einem Berichte des k. k. pensionierten Militärarztes Johann Hermann Gallas vom Jahre 1796, in welchem Gallas ein vernichtendes Urteil über die gleichartigen Erzeugnisse der Weisskirchener Fabrik fällt, die er als altfränkisches Zeug, abgeschmackte kindische Tändeleien, plumpe Pagoden und unförmige Wechselbälke und deren Bemalung er als buntfärbiges Gekleckse charakterisiert. Der Bericht des Gallas ist veröffentlicht von C. Schirek in den Mittheilungen des Mähr. Gewerbe-Museums, Jahrg. X (1892), S. 30, 33f., 37f

Beispielen für mehrfarbige Bemalung ist in der Regel der gemalte Dekor auf die tragenden und figürlichen Teile der Gefässe oder auf scharf abgegrenzte bildliche Darstellungen im antiken Stile beschränkt.

Im Jahre 1812 gab Amtsrat Leopold nach neunundzwanzigjähriger leitender Tätigkeit die Pachtung der Fabrik auf. An seine Stelle trat der frühere Fabrikenkassierer Johann Friedrich Dickhut, der zunächst mit den alten Modellen weiter arbeitete. Er engagierte den als besonders tüchtig gerühmten Maler Manjack, dem vorläufig kein Stück der Museumssammlung mit Sicherheit zugewiesen werden konnte. 1823 ging die Proskauer Fabrik käuflich in den Besitz der Familie Dickhut über, die den Betrieb bis 1850 fortsetzte, sich allmählich aber ausschliesslich mit der Herstellung von Handelsware befasste. Nur ganz vereinzelt scheinen Versuche künstlerischer Art gemacht worden zu sein. Wenigstens befindet sich in schlesischem Privatbesitze eine Kuffe mit Reliefdarstellungen in der Art alter geschnitzter Elfenbeinkrüge, die in Proskau gearbeitet sein könnte. Da jedoch die Kuffe keine Fabrikmarke trägt, bleibt ihre Zuweisung an Proskau nur eine Vermutung.

Alle Steingutwaren von Proskau tragen als Marke den voll ausgeschriebenen Namen „PROSKAU" farblos in die Masse eingedrückt. Die unter Figur 4a abgebildete Form repräsentiert den älteren Typus und scheint nicht lange in Gebrauch gewesen zu sein. Die unter Figur 4b wiedergegebene Form ist die häufigste. Ob die Fabrik in den letzten zwanzig Jahren ihres Bestehens noch andere Stempelformen benutzt hat, muss dahingestellt bleiben, da die Sammlung des Breslauer Kunstgewerbemuseums aus dieser Zeit keine Proskauer Arbeiten aufweist.

Erwin Hintze



Fig. 5. Proskauer Fayencefigur von 1782

Im Besitze des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer

DAS MEISTERWERK ACIERS

Der französische Bildhauer Michel Viktor Acier gewinnt für uns Deutsche Interesse mit dem Augenblicke, wo er nach Meissen an die Porzellan-Manufaktur berufen wird. Aus der Zeit vorher wissen wir von ihm nur, dass er am 20. Januar 1736 in Versailles geboren wurde und Schüler der Pariser Akademie war, sonst nichts bestimmtes, da die französischen Kunstgelehrten ihm als „Überläufer" scheinbar keine Beachtung schenkten.[1])

Die Meissener Manufaktur war nach dem siebenjährigen Kriege sehr zurückgegangen; pekuniär war sie fast dem Ruine nahe und auch im innern Betriebe unter der Leitung des Malers Herold und des Bildhauers Kändler bestanden Schwierigkeiten. Prinz Xaver, der nach des Kurfürsten Friedrich Christian Tode die Regierung für den minderjährigen sächsischen Kurprinzen führte, wollte ihr wieder aufhelfen, um die Konkurenz der anderen Porzellanfabriken nicht erst aufkommen zu lassen. Man schickte Maler und Modelleure auf Reisen zur Erforschung neuer Techniken und Formen, vor allem nach Paris, die neue Geschmacksrichtung zu studieren. Die beiden dorthin gesandten Beamten sollten auch einen Bildhauer für die Manufaktur anwerben.

Er wurde gefunden in der Person Aciers, der gegen Ende 1764 nach Meissen berufen und nach dreivierteljähriger Probezeit am 1. April 1765 als Modellmeister dort angestellt wurde. Sein Gehalt wurde von ursprünglich 445 Tlr. auf 800 Tlr. festgesetzt — er erhielt also ungefähr ebenso viel wie der schon 34 Jahre in der Fabrik tätige, sehr angesehene Bildhauer Kändler, — und ausserdem wurde ihm nach fünfzehn Jahren eine Pension zugesichert, und zwar von 400 oder 200 Talern, je nachdem er sie in Sachsen oder Frankreich verzehren würde.

Nach Ablauf der fünfzehn Jahre, am 1. Januar 1781, liess sich Acier pensionieren, weil „seine Augen sehr gelitten hätten" und „er in dem engen Kreise, in welchen er sich eingeschlossen sähe, von der Gelegenheit immer neuere Ideen aus dem Schönen zu schöpfen, entfernt sei". Zugleich bat er um die Professur an der Dresdener Akademie, die nach dem Tode des Hofbildhauers Knöfler noch unbesetzt war. Doch scheint daraus nichts geworden zu sein, da man Dussieux, les artistes français à l'étranger, 3. Aufl. Paris-Lyon 1876 S. 232 nicht unbedingt vertrauen darf, bei dem es allerdings heisst: „En 1782 nous le (Acier) trouvons encore à Meissen, devenu membre de l'Académie de Dresde."

[1]) Keller in den „Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern", Leipzig 1788 S. 13 gibt 1726 als Geburtsjahr an. Das ist wohl nur ein Druckfehler, denn die Pariser Zeit Aciers bis zur Berufung nach Meissen findet sich bei demselben Gewährsmann richtig vermerkt. Über die von Keller und anderen dem Acier zugeschriebenen „grösseren und vorzüglichen Werke, die sich in Paris befinden" und die vielen nach denselben Quellen von ihm angefertigten Statuen z. B. „mit denen eine Kapelle in Burgund geziert ist", habe ich nichts ermitteln können. Von Notizen über Acier in französischen Werken zitiere ich Dussieux, les artistes français à l'étranger, 3. Aufl. Paris-Lyon 1876 S. 232, wo es u. a. heisst, dass Acier mehrere Gruppen für die Meissener Manufaktur ausführte, deren bemerkenswerteste den Tod des Generals Schwerin darstellt. Dieser Irrtum wird durch den vorliegenden Aufsatz aufgeklärt.

Denn der Pensionär wird auch später immer nur als „Exmodellmeister" bezeichnet. Er ging nach Dresden, erbot sich jedoch nach Meissen, so oft als nötig, hinüber zu fahren und Gruppen und Figuren anzufertigen. Am 16. Februar 1799 ist er in Dresden gestorben.

Bestimmte Erzeugnisse der Manufaktur aus der Zeit seiner Tätigkeit an ihr mit seinem Namen in Verbindung zu bringen, ist bisher nicht gelungen. Er gilt als der Künstler einer Folge von (mindestens 29) französischen Ausrufern, die er nach Zeichnungen seines Landsmannes Huet 1765 angefertigt haben soll, und als der Schöpfer des bekannten Affenkonzerts.[1]) Die in unseren Tagen in Charpentiers Oper „Louise" musikalisch verherrlichten „cris de Paris" sind kleine Rokoko-Musikanten, die Spottbilder auf die Mitglieder der Königlichen Hofkapelle in Dresden sind musizierende Affen ganz ähnlichen Stils. Diese aber sind nachweislich entstanden, bevor Acier sein Amt in Meissen übernahm; seine Vaterschaft bei den „cris de Paris" also ist bei der stilistischen Ähnlichkeit beider Figurenreihen immerhin fraglich. Der neueste Geschichtsschreiber der Meissener Manufaktur, Professor Berling, begnügt sich auch mit einer allgemeinen Charakteristik der Kunst Aciers, ohne sie mit Beispielen zu belegen. „Nicht die etwas derbe Kraft eines Kändler", sagt er (a. a. O. S. 137), „sondern graziöse Leichtigkeit zeichnet seine Arbeiten aus. Die Schäferszenen, Gärtner und Gärtnerinnen, Amoretten, die auf irgend welche Art und Weise die Herzen der Menschen bearbeiten, und ähnliche Darstellungen sind sein eigentliches Gebiet gewesen, auf dem er nicht nur völlig zu Hause war, sondern das er mit einer solchen Zartheit und Anmut zu behandeln wusste, dass Meissen diesen Arbeiten nachmals eine kurze Blütezeit verdankt." Später ist von einem Stilwechsel die Rede, den Acier, wie Kändler vom Barock zum Rokoko, vom Rokoko zum Louis XVI.-Geschmack durchgemacht habe. Sicher beglaubigte Werke Aciers aber kann Berling nicht anführen.

Aciers „Meisterwerk" nämlich, von dem in den Künstlerlexicis stets unter seinem Namen die Rede ist, allerdings meist mit falschen oder ohne alle weiteren Angaben, ein Relief mit dem Tode des Generals Schwerin, ist bisher allen Fachkreisen unbekannt geblieben, sogar den speziellen Kennern des Meissener Porzellans. Man zweifelte an seiner Existenz. Wie sollte damals ein sächsischer Künstler, ein geborener Franzose, auf eine Darstellung so ausgesprochen preussischen Inhalts, noch dazu aus lange vergangener Zeit kommen!

Und doch ist dieses Relief vorhanden, mit dem Namen Acier und der Jahreszahl 1783 bezeichnet. Es befindet sich in der kleinen Kirche des Dorfes Bohrau bei Oels in Schlesien. In der sogenannten Herrschaftsloge sitzt es an der Wand, umgeben von einem grossen Rahmen im Empirestil mit Inschrifttafeln (Abb. auf S. 133). Diese Umrahmung, die die Relieftafel erst bei ihrer Aufstellung in der Kirche erhalten hat, ist aus verschiedenfarbigem Stuck — man kann an den damals vielgenannten Breslauer Stukkateur Johann Peter Echtler als Verfertiger denken —, und aus Stuck ist auch das Relief, und zwar aus einer besonderen

[1]) Brinckmann, Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg 1894 S. 400; Berling, das Meissner Porzellan und seine Geschichte, Leipzig 1900 S. 137.



Tod des Grafen Schwerin, Relief von M. V. Acier



Art, Alabaster oder einer ähnlichen Masse, sodass es sich, obwohl die schützende Glasscheibe darüber schon längere Zeit zerbrochen zu sein scheint, bis auf einige leicht zu säubernde Stellen in hellschimmerndem, reinem Weiss erhalten hat.[1])

Das 55×76 cm grosse Relief bietet eine Allegorie auf den Tod des Generals Schwerin in der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757.

Die „mörderischste Schlacht des Jahrhunderts, eine wahre Heroenschlacht“, wie der alte Fritz sie selbst bezeichnet hat, endete bekanntlich mit einer Niederlage der Österreicher. Friedrich der Grosse hatte den Sieg aber sehr teuer erkauft, durch den Heldentod seines tapferen Feldmarschalls Grafen von Schwerin. In edler Selbstaufopferung hatte dieser den Kampf an einer kritischen Stelle und in einem kritischen Augenblicke entschieden. Er ergriff, ein zweiundsiebzigjähriger Greis, die Fahne seines weichenden Regiments, um es aufs neue vorzuführen, und wurde an dessen Spitze getötet.

Eine Verherrlichung dieses Heldentodes und preussischer Vasallentreue gegen das Haus Hohenzollern im allgemeinen bildet nun das Relief (Taf. IV), über dessen Herkunft und Bedeutung die Inschriften auf dem Rahmen aufklären. Sie lauten:

„Der Feldmarschall Schwerin stirbt in der Schlacht bey Prag A° 1757 bey einer Batterie, die Fahne in der Hand im Arm des Sieges, der Ihm Sieges-Zeichen aufrichtet. Die Liebe des Vaterlandes bereitet eine Sieges-Krone um Ihm selbige aufzusetzen. Friedrich der Grosse bedauret Ihn. Der preussische Genius überreicht dem Prinz Heinrich die

[1]) Im Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien ist es in Bd. II S. 533 als „Marmor-Bildwerk“ erwähnt. Abbildung mit kurzer Unterschrift in: Za českou slávou vede Karel Hipmann Taf 101. Seine Aufnahme in diese czechische Bilder-Ruhmes-Halle verdankt es lediglich den im Hintergrunde angedeuteten Türmen der Stadt Prag.

Lorbeerkrone und das Schwert von Schwerin. Die Türme von Prag sieht man in der Entfernung. Auf dem Piedestal der Bild-Säule des Churfürsten Fried. Wilh. des Grossen ist ein aus der Asche auflebender Phönix zu sehen. Schickliche Allegorie auf das Königlich Preussische Haus." und

„Dieses Basrelief hat der Grosse Koenig Friedrich II. dem Oberstallmeister Grafen von Schwerin Exellenz Anno 1783 geschenkt. Dieser hat es in seiner Bohrauer Kirche zum Andenken aufrichten lassen."

Der beschenkte Oberstallmeister Friedrich des Grossen war der damalige Senior des pommerschen Geschlechts Schwerin, Graf Friedrich Albrecht, Geheimer Etatsminister, Generalmajor a. D. und Ritter des schwarzen Adlerordens. Er hatte die schlesische Besitzung Bohrau durch seine Heirat mit einer Gräfin Juliane von Logau erhalten, deren Universalerbe er nach ihrem Tode im Jahre 1781 wurde. Nach einer Tafel in der Kirche in Bohrau hat er diese 1771 an Stelle der alten baufälligen von neuem aufbauen lassen; auch hat er beim Könige den Bau der evangelischen Kirche in Hundsfeld in Schlesien bewirkt, in der seine Büste steht.[1]) An Tapferkeit hat er seinem grossen Vorfahren nichts nachgegeben, denn er heiratete mit 66 Jahren — am 17. April 1717 war er in Berlin geboren — noch einmal, zwei Jahre nach dem Heimgange seiner ersten Gemahlin und acht Jahre vor seinem Tode, am 11. Februar 1783, und zwar Friederike Sophie, Freiin von Malzahn und Peccadil. Jene Tafel Aciers, die er 1783 erhielt, war also vermutlich ein Hochzeitsgeschenk seines „wohlaffektionierten" Königs, bei dem er in besonderer Gunst stand; hatte ihn doch der König im Alter von fünf Jahren über die Taufe gehalten, gehörte er doch zu den fünf täglichen Genossen des grossen Königs und zu den wenigen, die bei dessen Tode im Nebenzimmer anwesend waren.

Hat nun Friedrich der Grosse jenes Kunstwerk zu diesem Geschenk-Zwecke eigens bestellt? Das Material spricht eher für die Absicht der Herstellung und Veräusserung einer grösseren Zahl von Exemplaren seitens des Künstlers. In dieser Ansicht wird man bestärkt, wenn man auf die Quelle zurückgeht, die von allen, die sie benützen, nur einer nennt, Keller, in seinen „Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern," nämlich den „Rostischen Kunstkatalog".[2])

[1]) Nähere Nachrichten über den Oberstallmeister Grafen von Schwerin verdanke ich einem im Selbstverlage des Verfassers, eines Grafen Friedrich Curt Fabian Emil von Schwerin 1871 erschienenen, sonst ganz unbekannten Buche „Bohrau und seine Kirche, Eine Gedenkschrift zur Säkularfeier des am 22. Sept. 1771 vollendeten Neubaues der Bohrauer Kirche", das ich der Güte des Herrn Pastors und Kreisschulinspektors Schneider in Bohrau—Stampen verdanke. Die darin enthaltene Angabe des Geburtsjahres des Grafen — 17. April 1707 — und Geburtsortes — Carlsruhe O/S. — stimmt allerdings nicht mit den Angaben bei: Gollmert und Leonhard Graf von Schwerin, Biographische Nachrichten über das Geschlecht Schwerin, Berlin 1878 S. 262, denen ich gefolgt bin. Über das Relief erfährt man in beiden Büchern nichts.

[2]) Anzeige aller Kunstwerke der Rostischen Kunsthandlung zu Leipzig, Leipzig 1786. Über die Rostische Kunsthandlung, aus deren Auktionskatalogen später das bekannte „Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstecher und ihre Werke", Zürich 1796—1808, hervorgegangen ist, sind nähere Angaben bei Vogel, das städtische Museum zu Leipzig von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, Leipzig 1892 S. 10 zu finden. Dort ist aber nur von einem Verzeichnis der Kunsthandlung vom Jahre 1794

Es ist der Katalog einer seiner Zeit sehr bekannten in der Katharinengasse zu Leipzig gelegenen Kunsthandlung von Carl Christian Heinrich Rost. Ihre Spezialität waren Abgüsse antiker und moderner Statuen, Büsten und Reliefs in verschiedenen, vom Besitzer erfundenen Massen herzustellen und in den Handel zu bringen. Die Abgüsse, die Rost anfertigte, bestanden aus Alabastermasse, künstlichem Marmor und aus einer sogenannten festen Masse, einer von ihm erfundenen Zusammensetzung verschiedener Erdarten.

In der erwähnten Anzeige der Rost'schen Kunsthandlung vom Jahre 1786 findet sich nun auf S. 51 folgende mit der Bohrauer Inschrift im grossen und ganzen übereinstimmende Beschreibung eines derartigen Alabasterreliefs.

Der Tod des General Schwerin.

In einem grossen viereckigten und meisterhaften Hautrelief 40 Zoll hoch, 24 Zoll breit, von dem rühmlichst bekannten Herrn Acier, Churfürstlichen Modellmeister zu Dresden erfunden und verfertigt. Die Vorstellung ist folgende: „Schwerin, mit der Fahne in der Hand, und am Fusse einer aufgepflanzten Batterie, gibt, im Schoosse der Sieges Göttin, seinen Geist auf. Staunend blickt sie auf den Sterbenden. Die Vaterlands Liebe ist im Begriff ihm Nachruhms Kränze zu flechten; Doch sie entsinken ihrer Hand; denn sie erblickt Friedrichs Thräne, der sie nichts an Würde gleiches entgegen stellen kann. Preussens Schutzgeist, gestüzt auf die Aegide, beut dem Prinzen Heinrich das Schwerdt Schwerins und auch den Lorbeer an, der schon seiner erwartet. Von Ferne erblickt man die Thürme Prag's. Zur Seite Heinrichs steht in einem jungen Eichenwalde die Statue des grossen Churfürsten, Friedrich Wilhelms; An deren Fuss Gestelle das Bild eines Phönix, der aus seiner Asche neu auflebt; Die treffendste Allegorie für Preussens Heldenstamm.

An diese Anzeige aber ist folgende Aufforderung zur Subskription geknüpft:

„Der Herr Acier, der dieses äuserst mühsame und schöne Stück nicht eher heraus geben wird, als bis er durch eine hinlängliche Anzahl Subscribenten seiner Kosten gesichert ist; so hat er mir die Besorgung davon übertragen. Der Subscriptions-Preis für ein Exemplar in Alabaster Ausguss ist 20 thl. Bey mir kann jeder Liebhaber dies vortrefliche Stück in Augenschein nehmen, und sich überzeugen, dass in Absicht der grossen Composition und der mühsamen Beendigung der bestimmte Preis billig ist, und mit allen übrigen Nachahmungen in keinem Verhältniss steht. Bis Michael 1786 bleibt der Termin zum Unterzeichnen offen und Liebhaber können sich entweder in meiner Handlung oder bei Herrn Acier in Dresden diesfalls melden."

Bedenkt man, dass diese Ankündigung erfolgte drei Jahre, nachdem das Werk entstanden, und Friedrich der Grosse ein Exemplar seinem Oberstallmeister Grafen von Schwerin verehrt hatte, wird man die Vermutung nicht von der Hand weisen können, dass doch der Preussenkönig es in Auftrag gegeben hat, und der Künstler nur später, nachdem sein Auftraggeber am 17. August 1786 gestorben war, seine Arbeit fruktifizieren wollte. Denn in der Tat war das Sujet des Reliefs weder für den Künstler naheliegend, noch für die sächsischen Kunstfreunde geeignet. Demnach scheint auch Acier mit dieser Arbeit wenig Gegenliebe beim Publikum gefunden zu haben. Denn trotz aller Bemühungen ist mir ausser dem Bohrauer kein zweites Exemplar bekannt geworden.

die Rede, und selbst die dazu gehörigen 57 Kupfertafeln — das Verzeichnis ist geziert mit einer Kupferstich-Vignette von Hans Veit Schnorr von Carolsfeld — hat Professor Vogel nie gesehen. Das hier nur in Betracht kommende Verzeichnis vom Jahre 1786 — es gibt auch noch frühere, von denen ich aber nur das 1780 erschienene 2. u. 3. Supplement ausfindig machen konnte — war in keiner öffentlichen Bibliothek oder Kunstsammlung Dresdens und Leipzigs zu finden. Erst durch die Vermittlung des Auskunftsbureaus der deutschen Universitätsbibliotheken wurde ich auf die Göttinger Universitätsbibliothek verwiesen, die mir das in seiner Art immerhin wertvolle Büchlein, vielleicht gar ein Unikum, zusandte.

Friedrich der Grosse aber hatte das Andenken an den Heldentod seines Generalfeldmarschalles schon einmal durch Künstlerhand festhalten lassen. Im Oktober 1761 vollendete im Auftrage des Königs der Hofmaler Bernhard Rode für die Garnisonkirche in Berlin ein Bild mit derselben Darstellung. Ein Ölgemälde von Frisch, den Tod Schwerins darstellend, heut im Hohenzollernmuseum in Berlin, ist erst 1787, also nach dem Tode Friedrichs des Grossen vollendet, aber vorher vielleicht schon in Auftrag gegeben. In demselben Jahre erschienen auch in dem Berliner-Genealogisch-Militärischen Taschenkalender zwei kleine, dasselbe Motiv behandelnde Kupferstiche Chodowieckis, die, wie die Bilder, in der Komposition mit dem Relief nichts zu tun haben.[1])

Das vorläufig als Unikum zu betrachtende Bohrauer Relief Aciers ist einmal beachtenswert als Zeugnis der heute nicht allzubekannten Plastik jener Zeit in Deutschland, in der die in Italien und Paris gebildeten Niederländischen Bildhauer regierten, dann aber auch als das einzige beglaubigte Werk des Künstlers, das wir kennen. Stilschwenkungen alternder Künstler, die auf der Höhe bleiben wollen, und Stilübergangszeiten durchleben, sind ja nicht allzuselten, besonders wenn eine scharf ausgeprägte künstlerische Individualität ihnen fehlt. Hier aber erscheint Acier doch so sicher in den Ausdrucksformen des klassizistischen Geschmacks, dass man für stilkritische Untersuchungen über die Wesensart der Kunst Aciers, über die Abgrenzung seiner und Kändlers Tätigkeit schliesslich doch dieses Relief wird zum Ausgangspunkte machen müssen.

Endlich ist dieses Werk noch wichtig deshalb, weil es eine plastische Darstellung Friedrichs des Grossen von einem Zeitgenossen bringt. Gegenüber einer grossen Fülle von gemalten Bildnissen Friedrichs ist nämlich die Ausbeute an plastischen Darstellungen des Königs aus seiner Lebenszeit, von Münzen und Medaillen abgesehen, auffallend klein. Professor Dr. Paul Seidel[2]) kennt ausser einer Wachsfigur, die den König im ersten Lebensalter vorstellt, nur eine Tassaert zugeschriebene Büste im Berliner Schlosse mit blödem Ausdruck und wenig lebensvoll, und die kleine Reiterfigur in Bronze von Bardou, dem Modelleur der Porzellanfabrik. Erstanden doch erst nach Friedrichs Tode die Künstler, die durch die plastische oder malerische Verkörperung seiner Gestalt ihn berühmt und populär gemacht haben für alle Zeiten: Schadow, Rauch, Menzel.

Conrad Buchwald

[1]) Aus dem Depot des Schlesischen Museums der bildenden Künste in Breslau ist auf meine Anregung ein Gipsabguss des Bohrauer Reliefs (verzeichnet im Kataloge der Bildergalerie des Ständehauses in Breslau, 3. Aufl. 1863, unter Nr. 715 als „Hautrelief in Gips, Friedrich der Grosse bei Schwerins Leiche, Geschenk des Grafen Hoverden und Eigentum des Schlesischen Kunstvereins) jetzt in die Sammlung der Gipsabgüsse aufgenommen worden.

[2]) Paul Seidel, Die Bildnisse Friedrichs des Grossen, Hohenzollernjahrbuch I, Berlin-Leipzig 1897 S. 111.



DIE SCHLESISCHEN STAMMBÜCHER UND IHRE KÜNSTLERISCHE AUSSCHMÜCKUNG

Aus dem Stammbuche des David Müller

Die in Schlesien befindlichen Stammbücher — ihre Besitzer waren zum grössten Teile Schlesier — haben bis jetzt nach keiner Seite hin eine gründliche Durcharbeitung gefunden, weder nach der literarischen, noch nach der heraldischen, genealogischen, kulturgeschichtlichen oder kunstgeschichtlichen. Es gäbe da noch sehr viel zu tun. In dem 1893 erschienenen grundlegenden Werke „Die deutschen Stammbücher des 16.–19. Jahrhunderts" der Brüder Robert und Richard Keil, der verdienstvollen Erforscher des alten Studentenlebens, wird man vergebens eine Erwähnung von schlesischen Stammbüchern suchen, obwohl bereits im Jahre 1880 im III. Bande der Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit" S. 445—475 Dr. Ernst Volger die schöne Sammlung der hiesigen Stadtbibliothek, die schon damals eine stattliche Folge von 77 Nummern zählte, ausführlich katalogisiert hatte. Die durch künstlerischen Schmuck ausgezeichneten Stammbücher schlesischen Besitzes hat zum ersten Male die Miniaturen-Ausstellung unseres Museums vom Jahre 1903 vereinigt, gegen 60 Bücher aus dem Besitze der Stadtbibliothek, der Königlichen und Universitätsbibliothek, der Diözesanbibliothek, unseres Museums, der Reichsgräflich von Hochberg'schen

Majoratsbibliothek zu Fürstenstein, der Bibliothek des Reichsgrafen von Reichenbach-Goschütz auf Goschütz, des Dr. von Korn-Rudelsdorf auf Rudelsdorf u. s. w. Seither sind noch einige wichtige Exemplare hinzugekommen.

Die Brüder Keil teilen die Geschichte des Stammbuches nach dem literarischen Inhalte in fünf Perioden. Für die Geschichte der künstlerischen Ausschmückung des Stammbuches muss man zwei Hauptzeiträume unterscheiden. Im ersten, der vom 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts reicht, liegt die Ausschmückung vorwiegend in den Händen professioneller Stammbuchmaler, die von dem Eintragenden oder dem Besitzer bezahlt werden, im zweiten Zeitraume ist der, der einen schriftlichen und der einen bildlichen Beitrag liefert, eine und dieselbe Person. Wer es wagt oder kann, liefert dem Freunde ein Bildchen, der Dilettant oder der Künstler. Im ersten Zeitraume zeigt der bildliche Teil der Stammbücher bei aller Verschiedenheit eine starke Gemeinsamkeit der Vorstellungen und Motive, da die Stammbuchkünstler gemeinsame Vorlagen und die mit ihren Besitzern wandernden Stammbücher bei ihren Aufträgen benützten. Ja gegen Ende dieses Zeitraumes, wo die weiten Reisen der Besitzer fast aufhörten und das Stammbuch sesshaft wurde, wird sein bildlicher Schmuck oft das Werk weniger oder gar nur eines Meisters. Im zweiten Zeitraume aber, der etwa 1750 beginnt, ist der professionelle Stammbuchmaler, der bis jetzt zwischen dem Eintragenden und dem Besitzer des Buches stand, so gut wie ausgestorben. Man hat jetzt auch eine gewisse Anzahl von gemeinsamen Motiven, mit der sich die Stümper begnügen — und sie sind in der überwältigenden Mehrheit — aber es entfaltet sich auch frei jegliche Individualität, bringt ungewöhnliche Einfälle, arbeitet die persönlichen Beziehungen zum Stammbuchbesitzer heraus oder gibt nur ganz willkürliches, beziehungsloses. Die guten, künstlerisch wertvollen Stammbücher vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts sind oft nichts anderes als eine Sammlung von Handzeichnungen, Skizzen und Studien, die verschiedene Künstler dem Besitzer in sein Buch stifteten. Selbstverständlich hat die vollständige Freigebung der Stammbuchmalerei an den Dilettantismus ebenso beigetragen, das Stammbuch für den guten Geschmack unmöglich zu machen, wie dieser um dieselbe Zeit die gereimten und ungereimten Plattheiten der schriftlichen Eintragungen satt bekam.

In der Zeit vom 16. Jahrhundert bis etwa Ende des 17. Jahrhunderts ist die Stammbuchmalerei vor allem eine Wappenmalerei. Das Wappen ist zwar nicht ein notwendiger, aber doch ein sehr häufiger Bestandteil der Eintragungen. Sauber in Farben gemalt, nimmt es die Mitte oder das obere Drittel des Blattes ein, darüber steht eine Devise, ein Spruch oder Vers, darunter der Name des Stifters mit oder ohne Widmung und Datum. Dass aber in diesem heraldischen Charakter des älteren Stammbuches unbedingt ein Hinweis auf die Entstehung der ganzen Stammbuchsitte liegt, kann ich nicht für ausgemacht halten. Man hat sie zurückgeführt auf Turniersitten, wo jeder Teilnehmer vor dem Einsetzen in die Schranken seine Ritterbürtigkeit und Turnierfähigkeit nachweisen musste und dies, so denkt man sich, durch Vorlage von Stammbäumen, Adelsbriefen und Wappen der Familie tat. Man hat auch auf die Wappenrollen hingewiesen, die Wappen einer

gewissen zusammengehörigen Anzahl von Familien z. B. des Adels einer bestimmten Landschaft enthalten. Leider fehlen aber alle Hinüberleitungen und Übergänge zu dem fertigen Stammbuche.[1]) So viel ich sehe, werden die Wappenmalereien erst von den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts an in den Stammbüchern immer zahlreicher. Das älteste schlesische Stammbuch, das des Abraham von Jenckwitz aus den Jahren 1558—1563, enthält nur ein einziges gemaltes Wappen. Eher als in den Kreisen des Adels möchte ich den Ursprung der Stammbuchsitte bei den Humanisten suchen. Handschriftliche Eintragungen berühmter Gelehrter in irgend einem gedruckten Buche aus dem Besitze eines Freundes oder Schülers wurden für diesen ein wertvoller Schatz, eine unter Umständen höchst nützliche Legitimation. Und als Legitimation — man vergleiche die Ausserungen Melanchthons über den Wert der Stammbücher bei Keil a. a. O. S. 9 — kamen dann die Stammbücher in Aufschwung, als im Gefolge des mit der Reformation in Deutschland aufblühenden geistigen Lebens die Söhne der höheren und reicheren Stände jahrelange Bildungsreisen, vor allem zum Besuche der deutschen und ausländischen Universitäten unternahmen. Das Stammbuch gab verlässliche Auskunft über den Verkehr des Besitzers und empfahl ihn weiter an dieselbe geistige Aristokratie, die aus ihren Reihen zu liefern die Söhne der Geburtsaristokratie mit den Bürgerlichen wetteiferten. Der Ursprung der Stammbuchsitte blieb aber nicht vergessen. Von dem gefeierten Gelehrten wurde stets nur ein geistiges Produkt, die handschriftliche Eintragung, verlangt, während es sich immer mehr einbürgerte, dass alle anderen Eintragenden ihren Beitrag nicht nur mit der Namensfertigung, sondern auch mit der Anbringung des Wappens beglaubigten.

Die Stammbücher der Schlesier setzen kaum später ein als die der übrigen Deutschen. Das älteste beginnt mit dem Jahre 1558 (Jenckwitz). Die ersten Blätter, die Respektsblätter, nehmen sehr oft die vielbegehrten Eintragungen der Landesfürsten ein. Diese Herzöge mögen für die Wappenmalereien alljährlich ein gutes Stück Geld ausgegeben haben, wenn sie nicht einen eigenen Hofmaler in Diensten hatten. Über ihrem Wappen steht eine jener wahlspruchartigen Sentenzen, wie sie die Renaissance oft in einem einzigen Worte mit so prachtvoller Wucht zu prägen verstand, dass man den ganzen Mann mit seiner eisernen Unbeugsamkeit vor sich zu sehen glaubt. Redseliger sind die Eintragungen der übrigen Sterblichen. Mehr als die Zitate aus den alten Klassikern interessieren uns die selbständigen Ausserungen der Lebensphilosophie und des Gefühllebens jener Zeit. Aus ihnen treten uns Menschen entgegen voll von Vertrauen auf Gott, voll von Misstrauen gegen die Welt und die Mitmenschen. Sie stürzen sich nicht, wie's im 18. Jahrhundert schon selbstverständlich wird, in überschäumendem Gefühlsschwang dem nächsten Besten als Busenfreund in die Arme, sondern erschliessen sich nur spröde dem neuen Begriffe der Freundschaft, dessen Süssigkeit Ciceros und Senecas vielgelesene

[1]) Aus diesem Grunde sind für mich die Darlegungen der Brüder Keil a. a. O. S. 4 ff. und noch mehr die von Hans Bösch in der Zeitschrift für Bücherfreunde VI 2 S. 473 ff. über die Entstehung der Stammbücher künstliche und weithergeholte Rekonstruktionen. Meiner Auffassung sehr nahe kommt Warnecke in der Vorrede zur Neuausgabe der Emblemata Nobilitati et vulgo scitu digna von Th. de Bry.

Schriften so eindringlich priesen. „Ach Gott wen ich nur wissen solt Wem ich auf diesser Welt drauhen solt" — schreibt Philipp Hermann von Zweiffeln, der allerdings seinem Namen besonders Ehre macht — dem Herzog Karl Friedrich von Münsterberg-Öls in's Stammbuch. Misstrauisch in Ernst und Scherz sind diese Männer mit ihrer gerade erst ein bischen von der klassischen Literatur übertünchten urwüchsigen Bauernschlauheit selbstverständlich auch gegen die Frauen. Des Weibes erste Eigenschaft ist sein wechselnder Sinn. Sie gleicht darin dem Monde:

Der Frauen treue Gunst, Dianen voller Schein
Sindt ganz einander gleich und halten einen Lauff,
Die legt die Hörner ab und setzt sie wiedder auf,
Jungfrauen können heiss und bald erkaltet sein.

(Stammbuch des Matthäus Scultetus)

Allzu tief fassen die Männer daher ihr Verhältnis zu den Frauen nicht auf:

Soll es sein
So ist sie mein
Solls nicht sein
So schlagen 10000 Teufel drein.

(Stammbuch des Heinrich von Reichenbach)

Das klingt ja noch recht leidenschaftlich und man sieht förmlich wie der eifersüchtige Galan im Spitzenkragen an die Plempe fährt. Aber der treuherzige Biedermann, der in das Stammbuch des Stanislaus von Zedlitz schreibt:

Ich trau auff Gott und wart der Zeit
Stirbet der Mann so nehme ich das Weib

hat es jedenfalls mehr als auf die Frau auf ihr Geld abgesehen, wie ein Gesinnungsgenosse von ihm im Stammbuche des Matthäus Scultetus aus Glatz gesteht, dass eine grosse Mitgift jedes Frauengesicht verschöne: Dix mille escus en mariage font un fort beau trajet de visage — und an anderer Stelle dem Freunde eine reiche Heirat zur Sanierung zerrütteter Finanzen empfohlen wird:

Courage,
un bon mariage
Récompensera tout.

Bezeichnend ist es auch, dass in den Stammbüchern jener Zeit Eintragungen von Frauen so gut wie vollständig fehlen, mehr als vermutlich deshalb, weil die edlen Herren auf ihren Bildungsreisen nicht gerade Damenbekanntschaften anzuknüpfen pflegten, mit denen sie dann zu Hause Staat machen konnten. Besonders gut akkreditierten Sprösslingen vornehmer Familien wurde wohl von höchstgestellten Frauen eine Eintragung gewidmet und sie wurde geehrt wie jede Äusserung des Gottesgnadentums, aber Damen des deutschen Adels begegnet man in den früheren schlesischen Stammbüchern nie. Nur im Stammbuche des Heinrich von Reichenbach hat sich die eine oder andere französische Aristokratin in zierlich kleiner Schrift und devoten Formeln als tres humble servante de Monsieur de Reregamback (sic!) verewigt. Dem Breslauer Georg Hänsel hat sogar eine Bürgerliche, die Frau Anna Galbitzen, im Jahre 1634 ihr Wappen „zum Gedechtnis lassen machen", man tritt aber ihrer Bildung nicht zu nahe, wenn man behauptet, samt der Widmung

darunter. Die eigenhändige Eintragung einer Frau im Stammbuche des Allert S. 399 vom Jahre 1654 dürfte wohl zu den frühesten aus Schlesien gehören.

Ich muss mir versagen, weitere Streiflichter auf Sitten und Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts aus den schlesischen Stammbüchern zu werfen. Dass diese manche unbekannte Perlen enthalten, zeigen wohl schon die wenigen Proben, die ich hier veröffentlichte. Ich kehre zurück zu den Malereien in den Stammbüchern jener Zeit.

Die Wappen sind gewöhnlich, wie schon bemerkt, von Berufsmalern angefertigt. Dies beweisen ausser der meistens sehr sauberen oder selbst künstlerischen Ausführung die sehr häufigen Formeln: „Dies schreib ich und liss mahlen — Haecce inserebam pingique curabam — Hoc opus fieri curavit“ u. s. w. Ein in der Zeitschrift des Harzvereins 1870 und darnach im III. Bd. von Schles. Vorz. S. 474 abgedruckter



Aus dem Stammbuche der Schiesswerder-Schützen

Brief des Studiosus Moritz von Oeynhausen an der Universität Helmstädt an seinen Vater aus dem Jahre 1584 führt aus, wie dem damaligen adeligen Studenten die Bestellung seines Wappens für die Stammbücher der Kommilitonen eine gesellschaftliche Pflicht war, der er sich schwer entziehen konnte. Er fährt dann weiter fort: „Were nun wol meine freundtliche bitte, ihr wollten mich zu dero behuff ok etwas geldes schicken, dan man muss für ein ider Waffen 6 Groschen zu malen geben. Habe ich nun ok ein stambuch undt einen idern, dem ichs gebe, muss mirs wider gebenn; deuchte mich nun, wan ich hette einen Daller oder drei oder vierdenhalben, wolte ich woll midt herkommen, so viel gesellen noch itziger zeitt hier seinn.“[1])

Im 16. Jahrhundert und zu Anfang des 17. werden zu Stammbüchern nicht selten gedruckte Werke verwendet,[2]) ein, wie ich glaube, schlagender Beweis für die von mir angenommene Entstehung der Stammbuchsitte in Humanistenkreisen. Und je höher man zeitlich hinaufgeht, desto mehr sieht man Bücher beliebigen Inhaltes gewählt, wie gleich bei dem ältesten schlesischen, dem des Abraham von Jenckwitz vom Jahre 1558, ein durchschossenes Exemplar von Lyoner Illustrationen zur Genesis und zum Exodus. Dann werden die zahlreichen Emblemata-Werke, an deren Bildern und lehrhaften Versen die Eintragungen anknüpfen konnten, und die Bücher mit den Porträts berühmter Gelehrter bevorzugt, bis findige Verleger daran gingen, eigene gedruckte Stammbücher mit vielen Bildern, erklärenden Versen und leeren Wappenschildern, in die das Wappen leicht hineingemalt werden konnte, zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Studenten und „sonst guten Gesellen“ herauszugeben. Bösch führt in der Zeitschrift für Bücherfreunde VI 2

---

[1]) Im Jahre 1596 erhält der Breslauer Maler Matthias Heintze für 5 Wappen, die Friedrich von Schliewitz in 5 von ihm in die Bibliothek von St. Maria-Magdalena gestiftete Bücher malen liess, „von jedernn 5 Groschen“. Siehe A. Schultz, Untersuchungen z. Geschichte d. schles. Maler (1500—1800) S. 74. Die Wappen sind ganz in der in Stammbüchern üblichen Art ausgeführt. — Ein genaues Verzeichnis der für die Bilder im Stammbuche des David Jaenisch gezahlten Preise enthält die „Noticz derer Bilder sowohl der Ordnung als des Praetium“. Sie schwanken zwischen 1 bis 4 Taler (siehe S. 155).

[2]) Für schlesische Stammbücher sind folgende Druckwerke verwendet worden: G. Paradini Historiarum memorabilium ex Genesi descriptio und G. Borluyt, Historiarum memorabilium ex Exodo etc., beide Lyon 1558 (Jenckwitz) — Emblemata cum aliquot nummis antiqui operis Joannis Sambuci, Antwerpen 1564 (Schilling) — Emblemata Tyrocinia sive Picta Poesis Latino-Germanica d. i. Eingeblümete Zierwerck durch M. Mathiam Holtzwart, Strassburg 1581 (Strobitz) — Emblemata Andreae Alciati, Frankfurt 1583 (Kleinwächter) — Emblemata Nicolai Reusneri ex recensione Jeremiae Reusneri, Frankfurt 1581 (Nic. Reusner und Biberan) — Contrafacturbuch, Ware und Lebendige Bildnussen durch Christophorum Reusnerum, Strassburg 1587 (Wittich) — Icones sive Imagines virorum litteris illustrium recensente Nic. Reusnero, Strassburg 1587 (Hauptfleisch) — Nicolai Reusneri Icones sive Imagines vivae, Basel 1589 (Fuchs) — Icones sive Imagines virorum litteris illustrium ex secunda recognitione Nicolai Reusneri, Strassburg 1590 (von Schweinichen) — Jost Ammans Trachtenbuch, Frankfurt 1586 (Hänsel) — Emblemata Nobilitati et vulgo scitu digna a Th. de Bry, Frankfurt 1592 (Heinrich von Reichenbach) — Pugillus Facetiarum oder Allerhand kurtzweilige Stücklein, Strassburg 1608 (Müller) — Francisci Petrarchae TrostsPiegels künstliche Figuren, Frankfurt 1620 und Neue künstliche Weltbeschreibung, Frankfurt 1614 (Scribonius) — Emblemata pro Toga et Sago, Nürnberg apud P. Fürstii Viduam et haeredes, ohne Jahr (Simmer).



Widmung des Andreas Hempel im Stammbuche des Zacharias Allert

S. 475 f. die ältesten Bücher dieser Art an.[1]) In das Stammbuch des Schlesiers Johann von Loss aus den Jahren 1586—1588 sind aus einem solchen Werke drei Kupferstiche mit vorgedruckten Wappen eingefügt. Der Buchhändler David Müller benutzt für sein Stammbuch die 1608 erschienenen „Allerhand kurtzweilige Stücklein, allen Studenten furnemblich zu lieb auß ihren eigenen Stammbüchern zusammengelesen und in dise Form gebracht.“ Damals war die Blütezeit des gedruckten Albums fast schon vorüber, sein Bildschmuck war in Abhängigkeit von den durch gemalte Bilder ausgeschmückten Stammbüchern gekommen, wie auch der oben angeführte Titel gesteht, und bald ist nur mehr das lediglich aus weissen Blättern zusammengesetzte Stammbuch in Gebrauch. Die Verwendung illustrierter Druckwerke zu Stammbüchern, erst beliebiger, dann zu diesem Zwecke eigens

[1]) vgl. auch Warnecke, Neuausgabe der Emblemata Nobilitatis von Th. de Bry, Vorrede S. 8 f. — Eine Liste der gedruckten Stammbücher des 17. Jahrhunderts stellt Warnecke in der Neuausgabe der Emblemata Saecularia des Joh. Th. de Bry zusammen.

hergestellter, hat aber auf die Geschichte des Stammbuches, vor allem auf die Stammbuchmalerei den nachhaltigsten Einfluss geübt. Sie führte neben dem Wappen das Bild ein und leitete in dieses Gebiet den ganzen bildlichen Schatz, den die Zeit besass. Zunächst nahmen die Stammbuchmaler wahllos alles auf, um erst allmählich zu sieben und sondern und besonders geeignete, beziehungsreiche und beliebte Vorstellungen zu pflegen und immer wieder zu wiederholen. Man muss also bei jedem Stammbuchmaler erst zahlreiche fremde Hüllen entfernen, bevor man zu seiner eigenen Individualität gelangt.

Dies gilt gleich von dem ersten Breslauer Stammbuchmaler, dem wir Arbeiten zuteilen können, dem Andreas Hempel aus Brieg, der im Jahre 1610 in Breslau Meister wird und am 9. November 1627 im 46. Lebensjahre auf dem Neumarkte stirbt.[1])

Den einzigen Anhaltspunkt zur Bestimmung seiner Arbeiten gibt ein farbiges Pergamentbild S. 331 in dem bilderreichsten schlesischen Stammbuche jener Zeit, dem des Zacharias Allert, eines Schreibers, der sehr wenig aus Schlesien herausgekommen ist und sein Album fast ausschliesslich in der Heimat mit Eintragungen gefüllt hat. Hempel widmete ihm das Blatt als Draufgabe für den Verdienst, den ihm die Arbeiten für dieses Stammbuch eingetragen hatten, in Befolgung einer bis in's 18. Jahrhundert üblichen Praxis, der wir vor allem die Möglichkeit der Zuweisung von Stammbuchmalereien an bestimmte Künstler verdanken. Dargestellt ist in einem reichumrahmten Medaillon Aeneas, der seinen Vater aus dem brennenden Troja rettet, darunter steht: „Dies schrieb und mahlet zu freundlicher Gedechtniß Andreas Hempel Bürger und Mahler in Breßlau Anno 1625 den 27. September.“ Die frische, lebhafte Farbengebung, die ornamentale Behandlung, dann einzelne Details wie z. B. der Baumschlag helfen uns zunächst im Stammbuche des Allert einige andere Bilder wie das auf S. 277 (Post nubila Phoebus) und die allegorischen Figuren der freien Künste Hempel zuzuschreiben und dann in anderen gleichzeitigen schlesischen Stammbüchern Arbeiten von ihm bis zu einem gewissen Grade der Sicherheit auszusondern. Man darf freilich in der Ausnützung der stilistischen Merkmale nicht zu weit gehen, da der Künstler diese zum Teil mit seiner ganzen Zeit gemeinsam hat. Ich will auch nicht verhehlen, dass ein Bild im Stammbuche des Baudiss mit den in einer Landschaft sitzenden Gestalten von Glaube, Hoffnung und Liebe alle meine



Aus dem Stammbuche des Zacharias Allert

[1] Schultz a. a. O. gibt als Todestag den 10. November an. Das richtige Datum hat Dr. Hintze in dem Abkündigungsbuche von St. Elisabeth gefunden, wo auch das früher unbekannte Lebensalter des Künstlers angeführt wird.

Kombinationen über den Haufen zu werfen imstande ist. Es zeigt die Art, die wir für Hempel in Anspruch nehmen, schon vollständig ausgebildet, dieselbe Sorgfalt und Sauberkeit der Ausführung, auch den Typus seiner breiten Köpfe und seiner langen Füsse. Aber es ist vom Jahre 1608 datiert, während Hempel erst 1610 Meister wurde. Trotzdem glaube ich lieber, dass er dieses Bild als Geselle in einer Werkstatt verfertigte, als dass ich mich zur Annahme der Existenz eines Doppelgängers des Hempel entschliessen könnte. Wenn unsere Zuteilungen richtig sind, hat Hempel in der Zeit von 1610 bis zu seinem Tode die Breslauer Stammbuchmalerei beherrscht und unzählige Wappen sowie zahlreiche Bilder dafür geliefert. Ihm gehört dann das Beste in den Stammbüchern des Allert, Baudiss, Heintze, Müller, Petzke und Spremberger. Auch das Album der Schiesswerder-Schützen von Breslau enthält einige schöne heraldische Beiträge seiner Hand wie das auf S. 141 abgeb. Wappen des Markgrafen Hans Georg d. Jüngeren von Brandenburg.

Ich glaube ihm folgende Bilder zuschreiben zu dürfen:

Im Stammbuche des Allert S. 277 Post nubila Phöbus, S. 301 Jungfrau Wollust, S. 317, 337, 359, 383, 406, 428 u. 452 die Figuren der freien Künste, S. 349 Musikszene im Freien, S. 422 Susanna im Bade (?).

Im Stammbuche des Baudiss zeigt das Bild S. 274 mit den in einer Landschaft sitzenden Figuren von Glaube, Hoffnung und Liebe den ausgesprochenen Stil Hempels, aber es ist nach einer gegenüberstehenden Widmung vom Jahre 1608 datiert, während Hempel erst 1610 Meister wurde.

Im Stammbuche des Heintze S. 100 Storch mit menschlichem Gesichte auf dem Bauche, S. 105 Musizierende Paare, S. 106 Pyramus und Thisbe, S. 110 Abundantia contemptum parit, S. 113 Bild zu den Versen: Obschon Paulus pflantst mit Fleis, Apollo nach Vermögen begeust etc., S. 135 Viel Wunder im Weinfass, S. 137 Allegorie des Erdenwallens, S. 140 Allegorie der wahren Freundschaft, S. 142 Zwei Männer ziehen ein Rind fort.

Im Stammbuche des Müller S. 3 Einrahmung für Dedication, S. 7 Buchhändlerladen und S. 317 Ballspiel im Freien.

Im Stammbuche des Petzke S. 143 Liebespaar, S. 155 Allegorie der wahren Freundschaft, ganz wie bei Heintze, S. 181 Pyramus und Thisbe, genau wie bei Heintze, S. 198 Scherzbild: Aus dergleichenn Glas kompt mancher has, S. 203 Römischer Krieger als Schildhalter, S. 206 Allegorie des Erdenwallens, S. 207 Jungfrau Wollust, S. 211 Jungfräulein ein Ross am Zügel haltend, S. 223 Lautenspieler, S. 241 Die Eule und die Vögel, S. 307 Herr überreicht einer Dame gefangene Vögel, mit zweideutigen Versen, S. 313 Die junge Schöne neigt sich nicht dem reichen Alten, sondern dem Jüngling zu. In diesem Buche sind sichtlich auch sehr viele Wappen von Hempel oder aus seiner Werkstatt.

Im Stammbuche des Spremberger S. 299 Bienenkorb (?), S. 425 und 427 Figuren der Patientia und Prudentia, S. 431 Jüngling auf Glaskugel schwebend zwischen der reichen hässlichen Alten, die ihn vergebens mit einem Strick an sich zu ziehen sucht, und der jungen Schönen, der es mit dem Bindfaden gelingt.

Im Stammbuche der Schiesswerder-Schützen die heraldischen Beiträge auf S. 61 das Wappen des Johann Georg



Aus dem Stammbuche des Zacharias Allert



Aus dem Stammbuche des Zacharias Allert

Markgrafen zu Brandenburg (ohne Datum, unsicher), S. 63 des Hans Georg des Jüngeren, Markgrafen zu Brandenburg (abgeb. auf S. 141) vom Jahre 1619, die Wappen auf S. 381 vom Jahre 1619 und auf S. 437 vom selben Jahre.

Dass Hempel gedruckte und wahrscheinlich auch gemalte Stammbuchbilder kopiert hat, lässt sich ihm leicht nachweisen. So hat er aus dem Stammbuche des Müller den für die ebenso moralisierenden als frivolen Tendenzen des Stammbuches jener Zeit so bezeichnenden Kupferstich mit der in der Fischreuse gefangenen Jungfrau Wollust zweimal im Gegensinne kopiert, einmal im Stammbuche des Petzke fast sklavisch, ein zweites Mal mit Veränderung des Hintergrundes in dem des Allert[1]) (Abb. auf S. 146). Aus den Emblemata

[1]) Dieselbe Darstellung findet sich in dilettantischer Malerei auch im Stammbuche des Heinrich von Reichenbach S. 19. Aus der Stammbuchmalerei ist sie in die Malerei auf Glasgefässen übergegangen und findet sich mit redseligen Inschriften auf einem der schönsten Willkommen unseres Museums vom Jahre 1625, abgeb. bei v. Czihak, Schles. Gläser S. 108, Beschreibung auf S. 237. Noch ein andres Zylinderglas unserer Sammlung vom Anfang des 18. Jahrhunderts hat seinen Schmuck aus einem Stammbuche geholt (beschrieben bei v. Czihak a. a. O. S. 240), ein Medaillon mit Landschaft, darin eine Erdkugel, auf der ein Adler mit Zepter steht, der Sonne zugewendet. Die Inschrift dazu:

Mitt Raht-schlagen ist nichts getan
Wann nicht der Fleiss legt Hand mit an etc.



Aus dem Stammbuche des David Müller

Saecularia des Joh. Th. de Bry hat er sich die seltsame Allegorie der Freundschaft in den Stammbüchern des Heintze und des Petzke geholt. Das fein ausgeführte Bild auf Seite 313 bei Petzke mit seiner Wortwitzmalerei über das Thema: „Mädchengunst schwankt zwischen Habsucht und Liebe" ist allgemeines Stammbuchgut jener Zeit und findet sich mit einer Widmung vom Jahre 1595 in dem künstlerisch sehr wertvollen Stammbuche des Daniel Althoff (S. 53), mit den drastischen Zügen, dass der reiche Alte die Schöne vergebens an einer Kette zu sich herabzuziehen sucht, während der selbstbewusste Jüngling kaum einen Bindfaden dazu braucht. Mit diesem Motive stattet Hempel im Album des Spremberger das Gegenstück zur Herzensneigung des Mädchens aus, den Jüngling, der auf einer Glaskugel zwischen der stürmischen reichen hässlichen Alten und der kühlen jungen Schönen schwebend sich gern von dieser an sich ziehen lässt. In den 1592 erschienenen Emblemata Nobilitati et vulgo scitu digna des Th. de Bry personifiziert dieses Bild den Kampf zwischen der Neigung zu heiligem und zu weltlichem Leben, indem an Stelle der Alten ein „heiliger Mann" steht, und so kehrt es noch im 18. Jahrhundert

wird als „Simbolum" angeführt, wie es in den Stammbüchern jener Zeit üblich ist, ein „Symbolum" einzutragen. Das bekannteste Beispiel von der Beeinflussung der Emailmalerei auf Glas durch die Stammbuchillustration ist das berühmte Glas der ehemaligen Sammlung Thewalt mit dem Tage der Abrechnung für den Studenten Cornelius.

im Stammbuche des David Jaenisch von der Hand des Johann Georg Wangner wieder. Aus dem gleichen Geiste einer Wortmalerei ist die allegorische Darstellung der Erdenlaufbahn in den Stammbüchern des Petzke S. 206 und des Heintze S. 137 geschöpft. Die Erde ist eine in bunten verlockenden Farben glitzernde Kugel, in die der Jüngling auf der einen Seite hineinsteigt, während der Greis auf der anderen gebückt aus ihr heraustritt, dem offenen Grabe zu, hinter dem ein verdorrter zerbrochener Baum trauert. Vgl. Keil a. a. O. S. 68 Nr. 134.

Hempels künstlerische Bedeutung dürfte aber mit dem Kopistentum nicht abgetan sein. Wie mehr als 130 Jahre später Wangner hat wohl auch er, freilich bei weitem nicht in so ausgedehntem Masse selbständige Erfindungen gewagt. Das auf S. 147 abgebildete Blatt aus dem im Jahre 1610 begonnenen Stammbuche des Breslauer Buchhändlers David Müller, das dem Bande wohl bald eingefügt wurde, um den Stand des Besitzers zu kennzeichnen, müssen wir nach dem Stil dem Hempel zuschreiben. Wenn diese Zuschreibung richtig ist, hat der junge Meister gleich einen glücklichen Griff ins frische Leben getan. Es ist eines der schönsten Stammbuchbilder seiner Zeit, dieser Einblick in einen Laden, der halb zum Buchhandel, halb zum Handel mit Schreibmaterialien eingerichtet ist und in dem die Bücher mit dem Schnitt nach vorn, dem Rücken nach hinten aufgestellt sind. Und als eine launige Improvisation mutet auch das Bild im Stammbuche des Heintze an, wo zwei Männer ein Rind davontreiben — das ist der arme Hans Heintze „als ihn sein Vatter erstmal von Haus verschicken wollen".

Unsere von Andreas Hempel gewonnene Vorstellung wäre unvollständig, wenn ich nicht erwähnen würde, dass eine im Besitze unseres Museums befindliche Abbildung des Triumphbogens, den die Stadt 1617 beim Empfange des nachmaligen Kaiser Ferdinand II errichtete, wahrscheinlich von ihm verfertigt worden ist. Wir wissen, dass Hempel an dieser Ehrenpforte als Maler mitarbeitete. Nach A. Schultz, Untersuchungen zur Geschichte d. schles. Maler (1500—1800) S. 70 zeichnete Heidenreich mit Andreas Hempel die perspektivische Ansicht des Bogens, die in Prag gestochen wurde, eine Angabe, deren Quelle ich nicht zu kontrollieren vermag, da das Exemplar des Stiches, das der hiesigen Stadtbibliothek gehört, keine Künstlersignatur trägt. Im Stile und im Kolorit zeigt das Bild viel Ähnlichkeit mit den Stammbuchbildern Hempels.

Dieselben Stammbücher, aus denen wir Hempel kennen lernen, enthalten vereinzelte Beiträge von Zeitgenossen und jüngeren Zunftgenossen von ihm. Michael Duquesne aus Öls, der Quartal Crucis 1615 Meister wird (Schultz a. a. O. unter seinem Namen), widmet dem Petzke auf S. 317 eine ganz eigenartige, gross aufgefasste Federzeichnung mit Sepia- und Goldtönung, die vielleicht von einer Bronzeplastik inspiriert ist, das Hüftbild einer nackten Venus, die mit der Rechten Amor umfasst und in der Linken ein brennendes Herz hält, darüber die Dedikation: „Dises schreib Ich Michael Duquesne von der Olsse Meinem gutten Freinde Iacob Pentzken Meiner in besten zu gedencken, geschehen in Breßlau den 6 Junius Anno 1615". Besser als die bei Schultz a. a. O. unter Bieber angeführten Arbeiten gefällt uns von Gregor Biber die auf Seite 149 abgebildete



Casus ubiq; valet: semper tibi pendeat hamus
Quo minime credis gurgite piscis erit.

Widmung von Gregor Biber im Stammbuche des Zacharias Allert

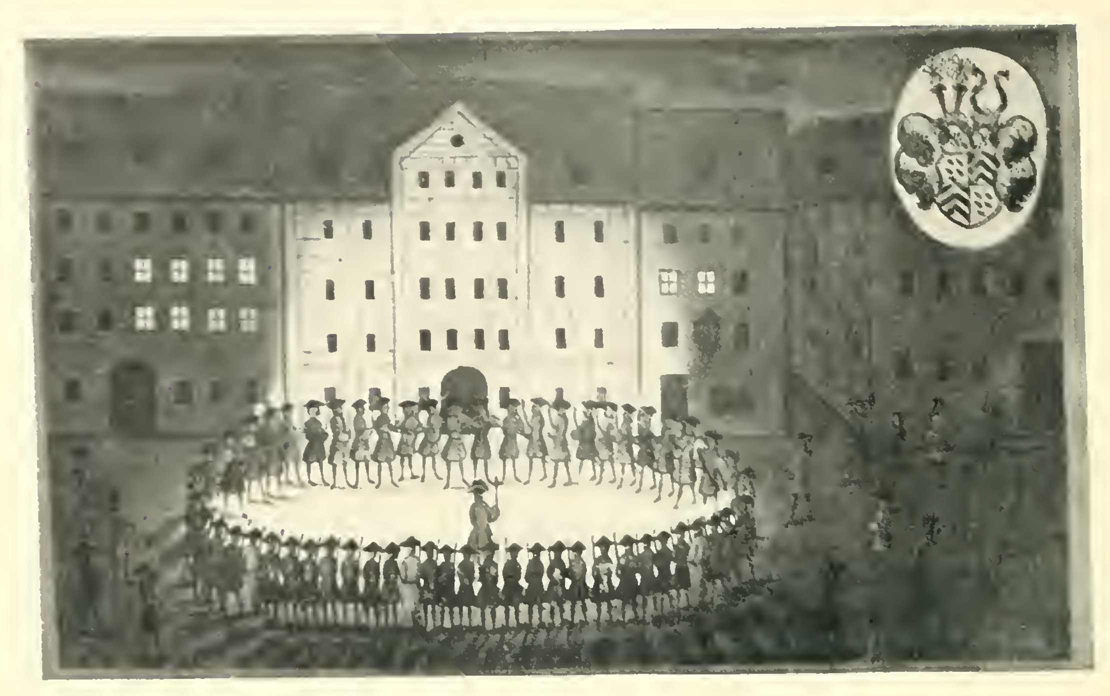
Federzeichnung mit leichter Goldtönung im Stammbuche des Allert S. 273. Auf der Seite gegenüber hat der Künstler sein redendes Wappen und die Widmung: Amica' recordationis Ergo Dn. possessori inserebam Bresla' Gregorius Biber Wrat: Siles: Ao 1624 Mens: Julio. D 25 gesetzt, wodurch die Initialen in der linken unteren Ecke aufgelöst werden. Der kulturhistorische Wert des Bildes würde sich erhöhen, wenn darauf, wogegen allerdings die Türme im Hintergrund zu sprechen scheinen, eine Breslauer Vorstadtidylle zu erkennen wäre, von denen manche nur getreu nach dem Leben abkonterfeit zu werden brauchte, um die beste und witzigste Illustration zu dem Distichon unter der Zeichnung abzugeben. Johannes Using aus Schweidnitz stiftet dem Allert auf S. 514 im Jahre 1635, neun Jahre, bevor er in Breslau als Meister aufgenommen wird, ein farbiges Blatt, das sehr starke Abhängigkeit von Hempel, aber bei weitem nicht die Kunstfertigkeit verrät, die wir an seinen in der Stadtbibliothek aufbewahrten Blumendarstellungen in Gouachefarben bewundern. Der Maler und Radierer Jacob Lindtnitz ist in demselben Stammbuche S. 464 mit einer Federzeichnung vertreten, die er unterfertigt: . . . geschehen auffen Schloss Petterswaldt (?) den 13 Martj 1650 von Jacob Lindtnitz Bürger und Mahler in Breßlaw. „Caspar Neumann Maller in Schweidniz", den wir sonst nicht kennen, nimmt

für seine in das Stammbuch des David Müller S. 563 gekleckste allegorische Figur des Glaubens vom Jahre 1611 etwas kühn den Titel eines Malers in Anspruch. Nicht vergessen darf man auch einen Vertreter der im 17. Jahrhundert so hoch geschätzten Schönschreibekunst, Wilhelm Schwartz, der mit wachsender Geschicklichkeit im Jahre 1617 im Stammbuche des Petzke S. 351 u. 352, im Jahre 1637 bei Allert S. 481 u. 482 und 1641 im Album der Schiesswerder-Schützen S. 444 u. 445 je zwei Seiten mit Federzeichnungen und Sprüchen in den verschiedensten Schriftgattungen und Grössen füllt. 1617 ist er in Breslau und fügt seinem Namen den Herkunftsort, von Albrechtsdorf, hinzu, 1637 nennt er sich exul in Brigg, 1641 Bürger in Breslau. Er scheint nicht identisch mit dem Manne zu sein, der im Stammbuche des Allert das Titelblatt mit den famosen Bandverflechtungen, das Vorwort und die Linienspiele der Tierfiguren auf S. 4 und mitten im Buche auf S. 297 (abgeb. auf S. 161 stark verkleinert) mit der Feder meisterhaft „gerissen" hat.

Aus der Zeit der Breslauer Stammbuchmalerei vor Andreas Hempel lässt sich bis jetzt der Anteil bestimmter Künstler noch nicht fixieren. Im Stammbuche der Schiesswerder-Schützen, dieser so gut wie unerforschten Fundgrube für die schlesische Porträt- und Wappenmalerei des 17. und 18. Jahrhunderts mit seinen zum Teil hervorragend schönen Bildnissen, möchte ich den Hauptteil des Grundstockes dem Georg Hauer (Hawer, Hayer) zuschreiben. Hauer, der 1584 Meister wurde und vom Jahre 1594 bis 1614, wo er starb, Ältester der Maler war, der Zeugschreiber der Stadt (siehe Schultz a. a. O. unter Hayer), ist vielleicht der vielseitigste und am meisten beschäftigte Künstler seiner Zeit in Breslau. Wir kennen seinen Stil nur von Kupferstichen seiner Hand. Die Ähnlichkeit der martialischen schnauzbärtigen Figuren, die er liebt, mit einigen zu Einrahmungen von Wappen und Porträts verwendeten oder selbständigen Figuren im Album der Schiesswerder-Schützen wie z. B. auf S. 324, 436, 474 u. 484 ist unleugbar. So liegt die Vermutung nahe, dass Hauer, der am Schlusse seines Lebens die Kleinode der Breslauer Schützengesellschaften in Kupfer gestochen herausgab, die Herstellung der zahlreichen Porträts und Wappen von zum Teile verstorbenen Breslauer Ratsherren und sonstigen Gönnern der Schiesswerder-Brüderschaft, mit denen etwa ein Dezennium nach 1600 der Grundstock zu dem Album gelegt wurde, in Auftrag hatte. Selbst ausgeführt hat er vielleicht nur die Porträts; die Einrahmungen dazu und die Wappen, denen man wahrlich keine grosse Sorgfalt nachrühmen kann, sind vorwiegend wohl nur Arbeiten seiner Werkstatt. Auch Matthias Heintze, Meister von 1590 bis 1622, wird für die Stammbuchmalerei zum mindesten als Wappenmaler tätig gewesen sein. Wenigstens ist das Wappen des Friedrich von Schliewitz, das er in fünf von diesem auf die Bibliothek von St. Maria-Magdalena gestiftete türkische Handschriften malte (siehe Anmerk. 1 auf S. 142), ganz in der in Stammbüchern üblichen Art gehalten. Wen wir aber sonst noch von den Breslauer Malern jener Zeit, deren Namen und Lebensdaten uns überliefert sind, für die Stammbuch-Ausschmückung in Anspruch nehmen können, bleibt völlig im Dunkeln. Beteiligt sind um die Wende des 16. Jahrhunderts Breslauer Maler ausser an dem Stammbuche der Schiesswerder-Schützen an dem des Michael Löchel von Nürnberg in der Freiherrlich von Lipper-

heide'schen Kostümbibliothek in Berlin (Katalog-Nummer 645) und dem des Daniel Althoff. In dem ersteren sind die Wappen auf Bl. 30, 33b, 37b, 53b und 78b und das mässig gelungene Bild mit dem in den Abgrund springenden Curtius auf Bl. 72 sicher in Breslau verfertigt, als Löchel um das Jahr 1597 in dieser Stadt sich aufhielt, in dem letzteren die Darstellung der Thisbe vor dem entseelten Pyramus auf Bl. 59 und vielleicht noch die Fortuna auf dem Meere auf Bl. 44 aus dem Jahre 1604. Die übrigen Bilder dieses vornehm ausgeschmückten Buches sind wohl sämtlich an anderen Orten entstanden, auch die, als deren Stifter sich aus Breslau stammende Freunde des Besitzers, meistens aus den Jahren 1595 und 1597, nennen. Wenigstens deutet die Heimatsbestimmung „von Breslau" oder „Wratislaviensis" hinter dem Namen darauf hin, dass sie sich an fremden Orten zusammengefunden hatten. Neben Padua war das eine deutsche Stadt.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts treten mit der Verwilderung der Heraldik und der zunehmenden Besitzergreifung des Stammbuches durch die bürgerlichen Stände die Wappen zurück, um im 18. Jahrhundert immer mehr zu verschwinden. Der bunte, farbenfröhliche Anblick des Buches hört jetzt auf, die Seiten werden reichlicher beschrieben und sind nur hin und wieder von eingefügten Pergamentbildern unterbrochen, also Bild und Schrift fallen auseinander, ein Entwicklungsgang, den auch das gedruckte Buch nur mit noch verhängnisvollerem Ausgange vom 18. Jahrhundert an nahm. Die Malerei aber bildet nach den Allegorien und illustrierten Lehrsätzen der vorhergehenden Zeit nun das Bild von realistischem Grundtone aus, das Erinnerungsbild, das aus dem Leben der einzelnen Stände schöpft. Es ist vor allem die Zeit der Bilder aus dem Studentenleben, die sich ja vom 16. Jahrhundert an durch die Stammbücher ziehen, aber jetzt erst ihren richtigen Zuschnitt erhalten. In den Universitätsstädten sitzen Miniaturmaler, die dem Musensohne für sein oder seiner Freunde Stammbücher nun nicht mehr Wappen, sondern zur Erinnerung an die tolle Studentenzeit allerlei typische Momente daraus mit mehr oder minder geschicktem Pinsel liefern. In der Bibliothek des Dr. von Korn auf Rudelsdorf befinden sich zwei nur mit solchen Bildern ausgeschmückte Stammbücher junger adeliger Studenten aus Schlesien. In dem des Ernst Moritz von Kessel, der 1728 in Jena studierte, hat dort ein Maler folgende Szenen dargestellt: eine nächtliche Serenade (Abh. auf S. 152), ein Schaufechten in Gegenwart von Damen, ein Scheibenschiessen, ein Tabakskollegium und eine Tanzstunde. Bei den drei ersten ist das Wappen des Donators unorganisch in die rechte obere Bildecke gesetzt. Das Album des Friedrich Wilhelm Sachs von Loewenheim, der 1750 und 1751 in Halle seinen Studien oblag, enthält nur zwei sehr fein ausgeführte Bilder, eine solenne Schlacht zwischen der Polizeimacht und den Studenten, die in die Universität gedrängt werden, einer der grossen, damals noch recht häufigen Momente im studentischen Leben (Abb. auf S. 153), und einen Bal champêtre. Die Studenten, die in Karossen aus der Stadt gefahren kamen, vergnügen sich am Tanze mit den ländlichen Schönen. „Vivat die Linde bey Holbe nebst der ganzen Compagnie den 19. Mey 1750" schreibt dazu der Stifter zur Erinnerung an ein besonders schönes Fest.



Aus dem Stammbuche des E. M. von Kessel

In den schriftlichen Eintragungen tritt mit jedem Dezennium immer mehr die neu erstarkende deutsche Literatur in den Vordergrund und es gibt einen Kontrast von kulturhistorischem Reize, wenn die tollen bezopften Herren der Bilder mit Haller, Hagedorn und Gellert von ihren mit antiken Namen getauften Schönen, von ihrer Phyllis und Doris seufzen und schwärmen, wenn sie dann mit den Neuanakreontikern beim Kruge Wasser Trinkorgien feiern und in unjugendlicher Blasiertheit sich als die abgeklärten Weisen aufspielen:

Ich buhle nicht als um die Gunst der Musen,
Die Clio soll mir meine Doris sein,
Und geht mein Blick auch gleich in junge Busen,
So seh' ich da nur in das Herz hinein,
Als Philosoph die Triebe zu entdecken,
Die in der Brust der zarten Schönen stecken.
(Stammbuch des Fr. W. Sachs von Loewenheim)

In der ersten Hälfte des 18 Jahrhunderts war das Stammbuch schon gut bürgerlich geworden. Und da gab es in Breslau einen bescheidenen Warenmäkler[1]), für den ein schönes Stammbuch gerade so ein Ziel höchsten Ehrgeizes wurde, wie 120 bis 150 Jahre früher für die Fürsten von Geburt oder des Geldes. Band III dieses Jahrbuches hat auf S. 188 unter den Neuerwerbungen des Jahres 1903 über den Ankauf des Stammbuches

[1]) Den Stand des David Jaenisch erfahren wir aus der „Schlesischen Instanzien-Notitz“, einem Adress-Kalender, wo er vom Jahre 1744 – 1759 unter den „Waaren-Mäklern“ angeführt wird. In der Ausgabe von 1764 ist er nicht mehr erwähnt.



Aus dem Stammbuche des Fr. W. Sachs von Loewenheim

des David Jaenisch für unser Museum berichtet.[1]) Es ist aus dem Antiquariat von Martinus Nijhoff in s' Gravenhage, in das es aus der Bibliothek eines englischen Bücherfreundes[2]) gekommen war, seiner Heimat zurückgewonnen worden, in der es noch lange nach dem Tode des Besitzers als eine kleine Sehenswürdigkeit gegolten hatte (siehe Anm. 1). David Jaenisch war ein Pfahlbürger, dessen weiteste Reisen vielleicht nicht über Skarsine hinausgingen, auswärtige Beziehungen hatte er wohl auch so gut wie keine und trotzdem musste er sein Stammbuch haben wie die weitgereisten Herren. Aber gerade der Beschränkung, in der Jaenisch lebte, verdanken wir eines der schönsten, inhaltvollsten und interessantesten Stammbücher nicht nur Schlesiens, sondern, man darf sagen, ganz Deutschlands. Die Freunde, die für das 1734 begonnene Stammbuch des Jaenisch in den Jahren 1740—1746 Bilder bestellten, — es waren bis auf einen aus Thorn wohl nur

[1]) Die erste Mitteilung über die Erwerbung hat der Verfasser in einem Feuilleton der Schlesischen Zeitung Nr. 625 vom 6. September 1903 gegeben. Wertvolle Nachträge lieferte Dr. C. Buchwald in derselben Zeitung Nr. 703 vom 7. Oktober. Er hat auch zuerst auf die Stelle in Zimmermanns „Beschreibung der Stadt Breslau im Herzogthum Schlesien" vom Jahre 1794 S. 441 in dem Verzeichnis von Breslauer Künstlern aufmerksam gemacht, die mit einem Schlage die Frage nach dem Künstler erledigte. Es heisst da: „Wagner: lebte um 1750 in Breslau und hiess gemeiniglich der Maler in den Sieben Churfürsten, wo er wohnte. Er malte sehr schön kleine Prospekte voller Figuren; der Weinhändler Herr Jaenisch besitzt ein Stammbuch mit vielen Gemälden auf Pergament von dessen Arbeiten, welche sehenswerth sind."

[2]) Im Deckel ist ein Ex-libris des „Sir Henry Hope Edwardes" eingeklebt. Die Verkäufer übergaben uns auch einen Brief vom Jahre 1853, in dem ein Herr Philipp Corbet in Belmont an ihn über das Album berichtet.

Breslauer — wandten sich stets an einen und denselben Künstler und so wurde das bunt zusammengewürfelte Buch der früheren Zeiten die einheitliche Schöpfung einer einzigen Hand. Johann Georg Wangner, nach Zimmermann a. a. O. „gemeiniglich der Maler in den Sieben Churfürsten, wo er wohnte, genannt", verstand es aber auch mit den zweiunddreissig Bildern, die er lieferte, eine mannigfaltige Einheit des Inhaltes zu schaffen. Das ist der Stand des Kauf- und Handelsmannes. Ohne Beziehung dazu sind nur wenige Bilder wie z. B. die Arche Noe und die Vertreibung aus dem Paradiese. Aber schon bei den Allegorieen greift der Künstler nach Versinnbildlichung von Lebenswahrheiten, die wie der Wechsel von Glück und Unglück, die Vorteile des Friedens und die Nachteile des Krieges, der Segen der Treue und die Vergeltung von Untreue, die Belohnung des Fleisses und die Fruchtlosigkeit „der mühsamen Durcharbeitungen durch die Welt zu kommen, theils mit Gewalt, theils durch List, auch theils durch allerhandt Schwenke" zwar für jedermann, besonders aber für den Kaufmannsstand Geltung haben. Andere Bilder beziehen sich schon direkt, aber noch allgemein auf den Handel, wie die wunderbar stimmungsvolle Darstellung der Oderschiffahrt (Tafel VIII oben), der überseeische Hafen, die Schreiberstube, das satirische „Begräbnis des verstorbenen grossen Patrones Monsieur Credit". Mit ihrer Durchdringung von allegorischer oder symbolischer, noch generalisierender Auffassung mit realistischen Zügen bilden diese Bilder die Brücke zu den streng realistischen, in denen auf örtliche und persönliche Verhältnisse eingegangen wird.

Die allegorischen Bilder sind wohl zum grössten Teile keine selbständige Erfindung Wangners. Es verschlug ihm nichts, aus den alten vergessenen gedruckten Stammbüchern sich Motive zu holen, weil er sich sagte, dass sie für seine Kunden noch immer neu genug seien, wenn er sie nur in das zeitgenössische Kostüm steckte. So hat er die Fortuna auf dem Meere und den Kampf zwischen Weltlichkeit und Heiligkeit (siehe S. 147) aus den Emblemata des Th. de Bry getreu kopiert. Aber Wangner hatte auch, mehr als die Maler der Studentenstammbücher, die Gabe, sich mit frischem Blick in der ihn umgebenden Welt umzusehen und aus dem Berufe, der Tätigkeit, der Lebensführung der Leute, deren Stammbücher er in Arbeit bekam, seine Stoffe zu schöpfen. Dadurch ist er der Sittenmaler Breslaus für die Zeit geworden, da es eben an Preussen kam, der erste und beste, den es überhaupt aufzuweisen hat. Im Stammbuche des Jaenisch werden die Stätten vorgeführt, auf denen der Breslauer Handel sich abspielte, auch Zeitereignisse, die ihn beeinflussten, und die Vergnügungen geschildert, denen der Warenmäkler und seine Freunde huldigten. Da finden wir eine „Vorstellung des florisanten Breßlauischen Wollenmarkts" (Taf. V unten), den Salzring, die Wage, den Pockoyhof und als ein Meisterwerk minutiöser Ausführung die alte Niederlage, deren kommerzielle Bedeutung ein langes Gedicht feiert (Taf. V oben), dann einen „Meßprospect" mit einer Gasse von schwarzen Buden auf dem Ringe, in der eine glänzende Kavalkade einhersprengt, ehrerbietig von den Bürgern begrüsst. Es ist gewiss ein Besuch Friedrichs des Grossen auf der Breslauer Messe kurzen Angedenkens geschildert, die er im Jahre 1742 eingeführt hatte (Taf. VI unten). Noch unmittelbarer erinnern uns zwei andere Bilder daran, dass damals um den Besitz Schlesiens

in den ersten zwei schlesischen Kriegen gekämpft wurde. Auf dem einen ist die Einnahme Breslaus am Tage Laurentii dargestellt, die bekannte in ihren Einzelheiten ans Burleske streifende Überrumpelung der Stadt durch die Truppen Friedrichs des Grossen am 10. August 1741. Die Preussen reiten von der Nikolaistrasse und vom Salzringe längs der Kurfürstenseite ein, ein Trommler der städtischen Miliz läuft mit dem Rufe: „Nun ist es aus" davon und von oben sieht der heilige Laurentius als Jesuit entsetzt auf den Vorgang herab (Taf. VI oben). Das andere Bild vom Jahre 1745 dankt Gott dafür, dass Breslau in der Kriegszeit „in gutter Weyde verschont blieb". Während die eine Hälfte eine brennende Stadt zeigt, aus der die Menschen flüchten, verfolgt von der Soldateska, wölbt sich über Breslau der Regenbogen des Friedens und draussen vor den Toren auf dem grünen Anger lagert schalmeienblasend der Hirtenbube, umgeben von weidenden Schafen. Nach dem Geschäfte das Vergnügen — in nicht weniger als sechs Blättern wird Skarsine mit seinen Herrlichkeiten gefeiert, damals „Breslaus Tempe", „der Lustort, in dem seine Bürger sich zu divertiren pflegten", „der Sammelplatz aller Vergnügung und Lust", heute eine vergessene und abgesetzte Grösse. In der Stadt boten Zerstreuung im Einerlei der Tage die Redoute und das Theater, deren Bereiche nur zwei Darstellungen entnommen sind, aber Kabinettstücke und die einzigen Zeugen ihrer Geschichte im Breslau des 18. Jahrhunderts. Die Redoute findet statt in Frau Lokatellis vornehmen Redoutensaale, dem jetzigen Hotel „König von Ungarn"; die Masken muten uns an wie ein Stelldichein von Typen aus der Porzellanplastik jener Zeit (Taf. VII unten). Als Lokal für die Aufführung der „Schmarotzer-Comödie mit den beiden Gleichzu" ist das ehemalige Ballhaus anzunehmen. Bühnen- und Zuschauerraum, die Vorgänge auf der Szene, das haarsträubend feuergefährliche Beleuchtungswesen, das alles ist mit köstlicher Unmittelbarkeit und Treue geschildert (Taf. VII oben).

Wangner liebt es, seine Bilder ornamental zu umrahmen und von grossen Figuren flankieren oder halbieren zu lassen. Am dankbarsten sind wir ihm für die, die das Lokalkolorit erhöhen, für Volkstypen aus Breslau, die als der Generalstab des Handels auftreten, wie der elegante Pole, der Jude, der Fuhrmann, der Schäfer, der Packträger, der Wageknecht, oder als Schmarotzer des Marktes, für die bei guten Geschäften reichlicher Verdienst abfällt, wie die Musikanten und der Bärentreiber. „Geht nur die Wolle gut zu Kauff, so freut sich jeder Schäffer drauf, der Dutelsack spilt lustig auf" und der Kellner in Skarsine braucht nicht vergebens sein Hütchen zu lüften mit der Bitte „Mein Tranckgeld bitte nicht zu vergessen" — der Warenmäkler Jaenisch und seine Handlungs-Verwandten kennen die Maxime „leben und leben lassen". Ein „Denkmahl werther Freunde und Gönner" nennt er nach dem damaligen Brauche auf dem Titel sein Stammbuch und für das glänzende Gesamthonorar von noch nicht 80 Reichstalern, das sich ergibt, wenn man in der „Noticz derer Bilder sowohl der Ordnung als des Praetium" am Schlusse des Buches die dem Künstler für jedes Bild gezahlten Preise zusammenzählt, hat Wangner dem Jaenisch, seinen Freunden und dem Stande, zu dem sie sich mit treuherzigem Stolze bekennen, ein einzig dastehendes Denkmal geschaffen. In keinem anderen Stammbuche

löst sich so fest umrissen eine Einzelexistenz als Teil eines bestimmten Ganzen mit eigener Gefühls-, Gedanken- und Interessenwelt ab von dem Hintergrunde der Zeit, des Ortes und weltgeschichtlicher Geschehnisse.

Die kleine Auswahl von Lichtdruckbildern auf den Tafeln V—VIII soll nur eine erste Vorstellung von dem reichen Inhalte des Stammbuches des David Jaenisch geben. Unser Museum hat die Absicht, die darin von der Hand des Johann Georg Wangner herrührenden Bilder mit den zugehörigen Widmungen und versifizierten Erklärungen in der Form eines Stammbuches herauszugeben. Dem künstlerischen Werte dieser aufs sauberste und zierlichste, mit unglaublicher Kunstfertigkeit gemalten Pergamentblätter kann nur eine farbige Wiedergabe gerecht werden. Alle diese Bilder prangen noch jetzt in ursprünglicher Frische. Die Ermahnung, die Jaenisch vor das Titelblatt setzen liess: „Diejenigen werthen Freunde, so dies Buch zum Durchsehen erhalten, werden ergebenst ersucht, auf die Gemählde nicht mit denen Fingern zu greiffen, weil solches denen Farben schädlich“, hat gefruchtet, als das Stammbuch nach der kurzen Glanzzeit seiner künstlerischen Ausschmückung noch Jahrzehnte zu minderwertigen Eintragungen von der Familie des ursprünglichen Besitzers hergegeben und auch dann, als es nur mehr als Sehenswürdigkeit vorgezeigt wurde, bis die Heimat es vergass und in die Fremde ziehen liess.

Ein Jahr nach der Erwerbung des Stammbuches des Jaenisch konnten wir sechs Blätter aus einem anderen von Wangner ausgemalten Stammbuche in unseren Besitz bringen. Das Buch, aus dem sie herrühren, soll einmal bei der Ordnung einer Hinterlassenschaft unter die Erben verteilt worden sein. Wir hoffen, dass es sich noch einmal zusammenfinden wird. Leider ist mit seiner Zerreissung für uns auch jegliche Kenntnis über seinen einstmaligen Besitzer verloren gegangen. Auf den neuerworbenen Blättern führt Wangner u. a. ein Liebhabertheater vor (Taf. VIII unten), lässt uns einen sehr lehrreichen Blick in die Einrichtung eines Barockzimmers tun und bringt ein humorvolles Intermezzo aus einer ländlichen Schiessübung, wo vier Männer sich bemühen, aus einem riesigen Schiessprügel den Ladestock herauszuziehen und sich im besten Dialekt aneifern „Meister Gärtner dreht og a büssel“. Auf einem Blatte, das Wangner dem Besitzer persönlich widmete, sucht er mit einem Vexierkunststücklein von einem scheinbar aufgeklebten Kalenderfetzen und einer täuschend hingesetzten Fliege zu imponieren, auf das er vielleicht stolzer war, als auf die Kunst, die wir an ihm schätzen. Er unterschreibt sich hier: Joh. Georg Wangner, Miniatur-Mahler. Breßlau Ao. 1742 d. 31. mert.“ Dass er wirklich Wangner hiess, wie er sich hier nennt, nicht Wagner, bestätigen die von Dr. Hintze gefundenen Nachrichten über ihn und seine Familie in den Kirchenbüchern von St. Elisabeth, aus denen wir auch erfahren, dass er am 30. Oktober 1747 im Alter von 51 Jahren und 7 Wochen gestorben ist[1]). Wangner war der Sohn des Bürgers und Miniaturmalers Johann George Wangner in Augsburg und heiratete am 27. Juni 1728 die Witwe des 1727 verstorbenen Miniaturmalers und Kupferstichhändlers Jacob Dittrich Kolbe (Kulbe). Von Kolbe stammen vielleicht die sehr feinen Bilder in dem Mitglieder-

[1]) Der Todestag ergibt sich aus dem Beerdigungsdatum „1. November“ 1747.



Die Breslauer Niederlage



Der Breslauer Wollmarkt

Stammbuchmalereien des J. G. Wangner.



Einnahme Breslau's durch Friedrich den Grossen



Die Breslauer Messe

Stammbuchmalereien des J. G. Wangner.



Theater-Scene



Redouten-Saal

Stammbuchmalereien des J. G. Wangner.



Die Segnungen des Friedens



Liebhabertheater

Stammbuchmalereien des J. G. Wangner.



Widmung von G. S. Knoefvel im Stammbuche des J. E. Henisch

verzeichnis der Marianischen Kongregation des Breslauer Jesuiten-Kollegiums, das 1716 begonnen wurde, und die in ähnlicher Art gehaltenen, nur nicht so sorgfältig durchgeführten Arbeiten in den Stammbüchern des Walther[1]) auf S. 365, (379?), 431, 463, 495 und 511 und von Langen auf S. 271, 311, 339 und 353, die meisten aus dem Jahre 1725. Es sind Medaillons allegorischen Inhaltes im Geiste der Emblemata des 16. Jahrhundertes mit Schriftbändern, im Album der Marianischen Kongregation mit reich ausgebildeter Umrahmung. Namentlich bei dieser fühlt man sich an Wangners Art erinnert. Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass Wangner von Kolbe manche Beeinflussung erfahren hat.

Wangner ist für uns der letzte professionelle Stammbuchmaler Breslaus. Das Stammbuch geht jetzt rasch in die Hände des Dilettantismus über, der in den früheren Zeiten nur eine Nebenherrschaft hatte ausüben können. Blätter von künstlerischem Werte fehlen natürlich auch jetzt nicht, wenn eben Künstler einen freiwilligen Beitrag bieten. Die oben abgebildete Federzeichnung hat Gottlob Siegemund Knoefvel, einer aus der weitverzweigten Breslauer Malerfamilie dieses Namens, 1770 dem Johann Ehrenfried Henisch gewidmet. Schade, dass uns der Sinn der Darstellung dunkel bleibt. Vertreibt die bewaffnete Macht die Kriegsgöttin Minerva, die den Frieden des Staates stören will, oder ist das Bild eine blutige Satire à la Simplicissimus auf den harten filzigen Staat, der das unbequeme Frauenzimmer, die Kunst, nicht in seinem Hause duldet

[1]) In diesem Buche S. 309 ist der Breslauer Maler Philipp Sauerland mit einer 1725 datierten kleinen Tuschzeichnung, einer allegorischen Figur in Medaillon, vertreten. Sie zeigt aber so wenig Ähnlichkeit mit den oben angeführten Malereien, dass man diese ihm kaum zuschreiben kann.



Aus dem Stammbuche des G. G. Röller

und seine höchste Aufgabe in der Pflege materieller Interessen erkennt, wie der gefüllte Geldsack neben dem Tore andeutet? Zahlreiche künstlerische Beiträge enthält das zwischen 1780 bis 1828 benutzte Stammbuch des Breslauer Kunstschuldirektors August Bach, in dem freilich die besten Namen, Graff, Rauch, Thorwaldsen nur handschriftlich vertreten sind.

Vor ihrem Ende hat die Stammbuchkunst in Schlesien noch eine höchst merkwürdige und eigenartige Schöpfung aufzuweisen, ein Stammbuch in zehn Bänden mit 556 Porträts aus den Jahren 1811—1859, alle von der Hand eines und desselben Mannes, eines Dilettanten, der aber für das Gebiet der Porträtzeichnung ein ungewöhnliches Mass künstlerischen Talentes besass. Es sind die Stammbücher des Professor Dr. Gottfried Günther Röller vom evangelischen Gymnasium in Glogau. Schon Karl von Holtei erwähnt sie (am 14. Februar 1861) in seinem „Anhang zu den vierzig Jahren“: „Heute schenkte mir auch Professor Röller wieder die Freude seiner Gegenwart und brachte mir zur Ansicht die 5 oder 6 Zeichnungsbücher, in welche er selbst, ein langes Leben hindurch, alle ihm begegnenden und ihm Interesse einflössenden Persönlichkeiten mit Bleistift portraitirt hat, sämtliche Bände voll, Blatt bei Blatt, lauter Gesichter mit charakteristischem Ausdruck. Viele, deren Originale ich kannte und augenblicklich erkannte, sind so sprechend ähnlich, dass ich ihnen, wie wenn sie mir unerwartet ins Zimmer träten, laut entgegenjubelte. Welch ein Schatz, diese Bücher! Und welch ein Talent für einen .... Philologen, für einen Gymnasial-Professor.“ Seit Anfang dieses Jahres befinden sich diese Bücher im Besitze unseres Museums. Wir haben sie mit Unterstützung des Provinziallandtages

von Schlesien, die uns Geheimrat Dr. Colmar Grünhagen vermittelte, von zwei Nichten Röllers gekauft.

Gottfried Günther Röller, über dessen Lebenslauf man die kurze Skizze von F. Sältzer in Heft 34 der Antiquitäten-Rundschau vom 1. Dezember 1905 S. 400f. einsehen möge, war im Jahre 1783 zu Schönfels bei Zwickau in Sachsen geboren, studierte in Leipzig Theologie, war bei Adelsfamilien der Lausitz und Schlesiens als Hauslehrer angestellt und ging 1818 als Oberlehrer nach Glogau, wo er 1869 starb. Nach allem, was wir von ihm wissen, muss er ein richtiges Original gewesen sein. Die poetische und wissenschaftliche Begabung, die er sein eigen nannte, verzettelte er für unser Gefühl zum grössten Teile in Absonderlichkeiten und unfruchtbaren Pedanterien, wenn er z. B. die Glocke und andere Gedichte Schillers ins Lateinische übertrug, wenn er Gedichte der deutschen Klassiker parodierte und travestierte und seine pädagogischen Lehren in lateinischen Versen niederlegte. Unter Tischbein in Leipzig hatte er nebenbei das Zeichnen gelernt; von dem Geh. Justizrat Grospietsch in Breslau erhalte ich die wertvolle Mitteilung, dass er Jahre lang auch als Lehrer des Zeichen-Unterrichtes an dem Mädchen-Institute in Glogau tätig gewesen sei. Auch seine Stammbücher verleugnen nicht einen gewissen schrullenhaften Zug, wenn er alle Porträts mit Bleistift, als Brust- oder Hüftbilder und mit sehr wenig Ausnahmen in der Profilstellung nach links zeichnete. Aber seine Geschicklichkeit wuchs mit der Übung und er traf die Ähnlichkeit mit



Aus dem Stammbuche des G. G. Röller

überzeugender Sicherheit, wie wiederum Geheimrat Grospietsch bestätigt, der sich noch an viele dargestellte Personen aus Glogau erinnert. Man muss die Stammbücher, um ihrem Werte vollständig gerecht zu werden, zunächst als ein Ganzes würdigen. Bei ihrer Durchsicht zieht an uns die späte Empire- und die Biedermeierzeit Schlesiens vorüber, Männer, Frauen und Kinder in wunderlichen Kostümen, wir lernen viele Mitglieder der schlesischen Aristokratie kennen, zu der Röller von seinen Hauslehrerstellen her Beziehungen hatte, die Caroliths, Dohnas, Hautevilles, Kospoths, Posadowskys, Pücklers, Reichenbachs, Schönaichs, Wrochems u. a., wir machen die Bekanntschaft von zahlreichen Offizieren, Beamten, Gelehrten und Bürgern aus Glogau und den früheren Wohnsitzen Röllers, wir reisen mit ihm in die damaligen Weltbäder Warmbrunn, Landeck und Teplitz oder nach Leipzig, wo er seinen Bekannten- und Freundeskreis erweitert. Aus der Menge von Namen, die uns gleichgültig klingen, tauchen berühmte hervor und wir verweilen gern bei dem einzelnen Bilde, wenn wir Anschütz, von Clausewitz (siehe Abb. auf S. 159), Schleiermacher, David Schultz, Clara Schumann treffen, um nur einige der bis jetzt gesicherten Namen zu nennen. Aber die Summe des im Einzelnen Wertvollen vertieft sich unendlich durch die reichen Ergebnisse, die diese Porträtgalerie für die schlesische Familiengeschichte bietet. Namen, die uns leerer Schall sind, erwecken, wie wir schon mehrfach erfahren durften, bei älteren Betrachtern liebe traute Erinnerungen und gross ist die Anzahl derjenigen aus der jüngeren Generation, die Röller dafür dankbar sein werden, dass er vergessene Angehörige ihres Hauses aus der Grossväter- und Urgrossväter-Zeit vor ihnen zum erstenmale auferstehen lässt. (Vgl. das alphabetische Verzeichnis der dargestellten Personen am Schlusse dieses Artikels.)

Das Album von Röller schliesst die Geschichte des Stammbuches in Schlesien mit einem Grundgedanken ab, der uns in gewissem Sinne imponiert, wenn wir auch seine Durchführung pedantisch finden. Dem Glogauer Professor war das konventionelle Stammbuch zu bedeutungslos, zu blutleer geworden, ihn verlangte für das Bedürfnis der Erinnerung nach dem Zuverlässigsten und Höchstem, nach dem Porträt. Sein Album hat darin einen alten Vorläufer in dem Stammbuche der Breslauer Schiesswerder-Schützen, das vom Anfange des 17. Jahrhunderts an bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts neben den Wappen auch zahlreiche Porträts von Gönnern der Brüderschaft aufweist. Es ist keine Wortklauberei, wenn man behauptet, dass die meisten dieser Porträts nicht als Stammbuchblätter gelten können, da ihnen das Merkmal der Stiftung durch die dargestellten Personen abgeht, indem ihre Namen nicht als eigenhändige Unterschrift, sondern als Titel unter das Bild gesetzt sind. Diese Bilder sind also unter den Begriff einer Porträtgalerie zu summieren, nur einige wenige erfüllen klipp und klar alle Bedingungen eines Stammbuchblattes. Mit seinen Porträts bildet das Album der Schiesswerder-Schützen eine bemerkenswerte Ausnahme. Es scheint uns befremdlich, dass die Stammbuchmalerei sonst das Porträt gar nicht kennt, sich also des dankbarsten Arbeitsgebietes selbst beraubt hat — aber im Wesen des Stammbuches blieb der alte Begriff einer Legitimationserteilung lebendig, die durch das Wappen und die Namensunterfertigung gegeben und vollzogen

wird. Erst musste die noch so dunkle Erinnerung an die ursprüngliche Bestimmung des Stammbuches verblasst sein, bevor das Porträt in das Stammbuch einziehen konnte, und dann, als es soweit war, war das Stammbuch schon dem Dilettantismus und mit ihm der Silhouettenschneiderei überantwortet. Billig herzustellen und leicht zu vervielfältigen wurde das schwarze Schattenrissbild in den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts beliebt in Kreisen, die noch viel um Stammbuchbeiträge belästigt wurden, wie z. B. die Professoren der Universitäten. Wenn man Röllers starres Festhalten an der Profilstellung seiner Modelle sieht, hat man Grund zu der Annahme, dass er von der Silhouettenschneiderei zur Porträtzeichnung angeregt worden ist. Jedenfalls war es ihm vergönnt, sich selbst das in vollendeter Form zu schaffen, was ihm als Ideal eines Stammbuches vor der Seele schwebte. Aber während er emsig Jahr für Jahr seine Porträts mit unermüdlicher Hand zeichnete, hatte im Jahre 1838 der Franzose Daguerre ein mechanisches Verfahren zur Herstellung von Porträts erfunden und noch zu Röllers Lebzeiten lagen auf dem Tische jeder guten Stube Bücher mit den Bildern der ganzen Verwandtschaft und Freundschaft, die sich auch, wie die Stammbücher Albums nannten. Das alte Stammbuch aber war vollständig entthront.

Karl Masner



Federspiel aus dem Stammbuche des Zacharias Allert

VERZEICHNIS

DER IN VORSTEHENDER ABHANDLUNG ANGEFÜHRTEN STAMMBÜCHER

Allert, Zacharias, benützt 1620—1660. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 446 Nr. 1).

Althoff, Daniel, benützt 1595—1604. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 447 Nr. 2).

Bach, Hofrat August, benützt 1780—1828. — Königliche u. Universitäts-Bibliothek.

Baudiss, Jacob, benützt 1608—1611. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 448 Nr. 7).

Biberan, Wolfgang von, begonnen 1581. — Reichsgräfl. von Hochberg'sche Majoratsbibliothek zu Fürstenstein.

Fuchs, Abraham, benützt 1590—1606. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 452 Nr. 19).

Hänsel, Georg, benützt 1604—1634. — Bibliothek des Kgl. Gymnasiums zu Brieg (Zeitschrift f. Gesch. Schlesiens XXXIII 316 ff.).

Hauptfleisch, Christoph, benützt 1588—1592. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 454 Nr. 24).

Heintze, Hans, benützt vorwiegend 1619—1621. — Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg.

Henisch, Johann Ehrenfried, benützt 1768—1773. — Direktor Dr. Seger.

Jaenisch, David, benützt 1734—1787 — Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.

Jenckwitz, Abraham von, benützt 1558—1563. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 456 Nr. 32).

Kessel, Ernst Moritz von, benützt 1728—1732. — Bibliothek des Dr von Korn-Rudelsdorf auf Rudelsdorf.

Kleinwächter, Urban, benützt 1590—1602. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 458 Nr. 35).

Langen, Ernst Wolfgang von, benützt 1725. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 459 Nr. 40).

Löchel, Michael, benützt 1587—1616. — Freiherrlich von Lipperheide'sche Kostümbibliothek im kgl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin

Loss, Johann von, benützt 1586—1588. — Königliche u. Universitäts-Bibliothek.

Müller, David, benützt 1610—1623. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 461 f. Nr. 48).

Münsterberg-Öls, Herzog Karl Friedrich von, benützt 1610—1646. — Bibliothek des kgl. Gymnasiums zu Brieg (Zeitschrift f. Gesch. Schles. XXXIII 307 ff.)

Petzke, Jacob, benützt 1613—1629. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 467 Nr. 53).

Reichenbach, Heinrich von, benützt 1607—1633. — Bibliothek des Heinrich Reichsgrafen von Reichenbach-Goschütz.

Reusner, Nicolaus, benützt 1580—1587. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 468 Nr. 60).

Röller, Gottfried Günther, benützt 1811—1859. — Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.

Sachs von Loewenheim, Friedrich Wilhelm, benützt 1750—1752. — Bibliothek des Dr. von Korn-Rudelsdorf auf Rudelsdorf.

Schiesswerder-Schützen von Breslau, benützt vom Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrh. bis Gegenwart. — Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer (Schles. Vorz. IV 246 Nr. 4).

Schilling, Martin, benützt 1568—1577. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 470 Nr. 64).

Schweinichen, Hans von, benützt 1596—1598. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 471 Nr. 66).

Scribonius, Fridericus, benützt 1650—1662. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 471 Nr. 67).

Scultetus, Matthäus, benützt um 1630. — Bibliothek des Dr. von Korn-Rudelsdorf auf Rudelsdorf.

Simmer von Simmersfeld, Cosmus, benützt 1616—1644. — Königliche u. Universitäts-Bibliothek.

Spremberger, Johannes, benützt 1617—1621. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 472 Nr. 68).

Strobitz, Caspar, benützt 1586. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 472 Nr. 69).

Walther, Anton Balthasar, benützt 1721—1726. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 473 Nr. 73).

Wittich, Adam, benützt 1588—1590. — Stadtbibliothek (Schles. Vorz. III 474 Nr. 77).

Zedlitz, Stanislaus von, benützt 1606—1627. — Bibliothek des Dr. von Korn-Rudelsdorf auf Rudelsdorf.

VERZEICHNIS

DER IN DEN STAMMBÜCHERN DES G. G. RÖLLER DARGESTELLTEN PERSONEN

Die Zusätze in [ ] Klammern werden Geh. Justizrat B. Grospietsch verdankt.



Tuschzeichnung von J. G. Schadow im Stammbuche des Hofrates August Bach

BÜCHERBESPRECHUNGEN

WAPPEN- UND HANDBUCH DES IN SCHLESIEN (EINSCHLIESSLICH DER OBERLAUSITZ) LANDGESESSENEN ADELS. HERAUSGEGEBEN VON ALFRED FREIHERRN VON KRANE, MIT ZEICHNUNGEN VON PROF. AD. M. HILDEBRANDT. 4⁰. 164 UND XIX SEITEN, 126 TAFELN. GÖRLITZ 1901—1904. DRUCK UND VERLAG VON C. A. STARKE.

Seitdem Leonhard Dorst sein „Schlesisches Wappenbuch" herausgegeben hatte, dessen Vorwort vom Tage St. Cölestinus 1847 datiert ist, hat der Kreis der grundbesitzenden adeligen Familien Schlesiens eine derartige Umgestaltung erfahren, dass die Herausgabe eines neuen Wappenbuches nach Art des Dorst'schen, das ohnehin schon lange im Buchhandel vergriffen war, dringend am Platze schien. Dieser ebenso dankbaren als mühevollen Arbeit unterzog sich der in heraldischen Kreisen bekannte Frhr. v. Krane, der in Prof. Hildebrandt einen würdigen Mitarbeiter für den künstlerischen Teil des Werkes gewann. Nach mehrjährigen Vorarbeiten und nachdem zwischen dem Erscheinen der einzelnen Hefte — das Werk erschien ursprünglich auf Subskription in Lieferungen — oft mehrmonatliche Pausen eingetreten waren, liegt es jetzt abgeschlossen vor, eine der bedeutendsten Erscheinungen auf unserem heraldischen Büchermarkte der Berichtsperiode.

Mit Rücksicht auf den steten Wechsel im Besitzstande ist der Bearbeitung der Stand vom 1. Januar 1900 zugrunde gelegt; später (bis 1904) eingetretene Veränderungen sind in einen Nachtrag verwiesen. Der Text beginnt mit den souveränen Häusern angehörenden Grundbesitzern, an der Spitze der „König von Preussen" wegen des königlichen Hausfideikommisses; hieran reihen sich die übrigen Familien, ohne Unterscheidung zwischen hohem und niederem Adel, in alphabetischer Folge an. Bei jeder Familie ist eine kurze Notiz über ihren Ursprung und das Alter ihres Adels gegeben, sodann folgt regelmässig eine genaue Beschreibung des Wappens, die Angabe des gegenwärtigen Grundherrn, die Bezeichnung des Besitzes nach Lage und Grösse und schliesslich Erwerbsart, -zeit und Vorbesitzer. Gegenüber Dorst, der nur wenige Notizen über die Familien selbst und ausser der Wappenbeschreibung nur die Namen des Grundbesitzes angab, bedeutet dies einen wesentlichen Fortschritt, der das Werk durch das darin aufgespeicherte statistische Material auch Nichtheraldikern wertvoll macht. Zu bedauern ist aber, dass die Wappenbeschreibung regelmässig streng diplommässig und damit manchmal nicht gut heraldisch ist, und dass bei den Wappen der souveränen Familien z. B. bei Sachsen, Hessen, Hohenzollern usw. die Angabe der Bedeutung der Felder fehlt. Nützlich, wenngleich unsystematisch, aber deshalb für den Laien in der Heroldskunst vielleicht um so eher verständlich, ist das „Wappenbilder-Lexikon", das den Schluss des Textes bildet. Hierbei sind allerdings einige Fehler untergelaufen. Dass das „Buch" (im Wappen der Frh. v. Recum) zu den Heroldsstücken, und zwar zu den „Schildteilungen durch gerade Linien" gehört (siehe a. a. O. Seite VI), wird doch nicht leicht ein Heraldiker glauben.

Hervorragend gegenüber seinem Vorgänger ist — ohne für das Dorst'sche Buch daraus einen Vorwurf herleiten zu wollen — die stattliche Folge von Wappentafeln, die durch die vollendete Ausführung der prachtvollen Zeichnungen mit ihren leuchtenden, gut heraldischen Farben das Werk zu einer der künstlerisch wertvollsten heraldischen Publikationen der Neuzeit machen. Die Tafeln schliessen sich im allgemeinen der Anordnung des Textes an; den Schluss bildet eine für jeden Schlossherren wie Fahnenfabrikanten und Dekorateur beherzigenswerte Tafel mit elf verschiedenen künstlerisch ausgeführten Flaggenentwürfen. Die Wappen sind — je nach dem Alter der Familien — in den verschiedensten Stilen gezeichnet, was freilich eine Gefahr für gedankenlose Abzeichner, die damit nicht umzugehen wissen, bedeutet, und teils einzeln, teils zu 2—5 vereinigt dargestellt, immer jedoch so, dass jedes zur vollen Geltung kommt. Interessant vom heraldisch-statistischen Standpunkt ist, dass jetzt insgesamt 493 Wappen und also auch ungefähr ebensoviel Familien vertreten sind, während Dorst noch 607, also über 25 Prozent mehr darstellen konnte. Auf die Gründe dieser rapiden Abnahme näher einzugehen, ist hier nicht der geeignete Ort.

Alles in allem ein Werk, für das der schlesische Adel und die schlesischen Heraldiker dem Herausgeber und dem Künstler und nicht zuletzt der auf heraldischem Gebiete stets rührigen Verlagsbuchhandlung den wärmsten Dank schuldig sind. Es ist zu wünschen, dass die beabsichtigte Erweiterung des Werkes durch Aufnahme des übrigen, nicht grundgesessenen Adels von Schlesien zur Ausführung kommen möchte und mit gleich hervorragendem Erfolge!

Karl Schlawe



Medaille auf den Breslauer Ratsherren Friedrich Schmid von 1582

(Siehe S. 195)

BERICHT ÜBER DAS VI. ETATSJAHR

(1. April 1904—31. März 1905)



Fenstersohlbank vom Hause Ring 39 in Breslau

ARBEITEN IN DEN SAMMLUNGEN

Das Mitglied der Verwaltungs-Deputation unseres Museums, Herr Rentier Max Pringsheim, von dessen frühzeitigem, am 30. Januar 1904 erfolgten Ableben wir im letzten Jahresberichte Mitteilung machten, hatte eine wertvolle Sammlung von Altertümern hinterlassen, deren Hauptbestandteil Porzellane, vorwiegend Meissener, bilden. Verhandlungen zwischen dem Magistrat und dem Vormund der minderjährigen Söhne des Verstorbenen führten zum Abschlusse eines Vertrages, demzufolge das Museum die ganze Sammlung bis zur Mündigkeitserklärung der Söhne in Aufbewahrung nahm. Die Porzellane und Goldschmiedearbeiten wurden im Laufe des Sommers 1904 auf der Galerie des I. Stockwerkes aufgestellt, das übrige in den Sammlungen verteilt.

Mit der Unterbringung der Pringsheimschen Porzellansammlung waren umfangreiche Verschiebungen in der Anordnung der ganzen keramischen Sammlungen des Museums verbunden, die erst im Jahre 1906 ihren Abschluss fanden.

RESTAURIERUNGSARBEITEN

Als im Jahre 1890 die Maria-Magdalenenkirche in Breslau einer gründlichen Renovation unterzogen wurde, übernahm das damalige Museum schlesischer Altertümer ausser dem Stanislaus-Altar auch den baufällig gewordenen Altar der Goldschmiede-Innung vom Jahre 1473. Man hatte zwar keinen Platz, um das fast acht Meter hohe Riesenwerk aufzustellen, aber verständigerweise kehrte man sich nicht an den augenblicklichen Notstand, sondern sprang ein, um es für die Zukunft zu retten. Die wichtigsten Teile wurden in den Sammlungen untergebracht, das übrige im Depot. So blieb es auch zunächst im neuen Gebäude. Nachgerade war die Existenz des Altars legendarisch geworden. Da überzeugte sich die Direktion, dass für eine Wiederherstellung des Werkes alle Grundlagen gegeben seien. Das architektorische Gerüst war vollkommen vorhanden bis auf die Predella, die schon im 17. Jahrhundert durch eine andere ersetzt worden war, bei dem Masswerk brauchte nur sehr wenig aus freier Phantasie ergänzt zu werden, vor allem aber waren die Malereien der Flügel tadellos erhalten, so dass es nur einer Reinigung bedurfte, um dem schönen Goldton des Grundes wieder zur Wirkung zu verhelfen. Mit diesem günstigen Befunde war die Verpflichtung gegeben, den Altar, der mit der Geschichte des vornehmsten Kunsthandwerkes in Breslau so innig verknüpft ist, der zwar nicht zu den künstlerisch besten, aber eindruckvollsten Schlesiens gehört, wiederherzustellen. Mit herzlichem Danke dürfen wir hervorheben, dass die Provinzial-Kommission zur Erhaltung und Erforschung der Denkmäler der Provinz Schlesien die Wiederherstellung wesentlich gefördert hat, indem sie auf Antrag des Herrn Konservators Dr. Burgemeister zu den Kosten, die sich im ganzen auf mehr als 5000 Mk. beliefen, den Betrag von 1000 Mk. beisteuerte. 200 Mk. bewilligte der Museumsverein. Die Ausführung, an der sich noch der Vergolder Kirschner, der Holzbildhauer Bemsten und die Steinmetzmeisterfirma Künzel und Hiller beteiligten, wurden dem Restaurator Baecker unter der Bedingung übertragen, dass alle Arbeiten im Museumsgebäude ausgeführt werden sollten. Nach Jahresfrist war der Altar fertig aufgestellt und konnte am 12. März gleichzeitig mit der Eröffnung der Ausstellung „Alt-Breslau im Bilde“ zum erstenmale dem Publikum gezeigt werden. Er kommt in dem grossen kirchlichen Saale im ganzen machtvoll zur Geltung; freilich sieht man bei der Aufstellung solcher Werke von starkem dekorativen Einschlag, mit welchem Raffinement ihre Verfertiger es verstanden hatten, durch Ausnützung der Raumverhältnisse die Schwächen in der Einzelausführung zu

korrigieren; vor allem müssten die Fenster des Saales noch höher sein, um das Licht schräg von oben hereinfluten zu lassen. Um allen Fachleuten deutlich zu zeigen, was an dem Altar nicht alt ist, haben wir zur Seite der Mensa eine Zeichnung aufgehängt, in der die Ergänzungen rot schraffiert sind, ein Beispiel, das bei ähnlichen Wiederherstellungsarbeiten in Museen zur Befolgung empfohlen werden möchte. Das Antependium mit dem Agnus Dei in der Mitte und den Evangelistenköpfen in den Ecken ist nach einem Entwurfe von Professor Max Wislicenus aus Mitteln des Kaiser Friedrich-Fonds in der hiesigen kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule gewebt worden.

In demselben Jahre ist eine ikonographisch sehr interessante, auf einem 11 m langen und 1,25 m hohem Leinwandstreifen gemalte Darstellung der zehn Gebote aus dem 15. Jahrhundert, die zusammengerollt auf dem Dachboden des Museums lag, vor dem drohenden Untergang gerettet worden. Sie ist, worauf Dr. Buchwald aufmerksam machte, von Kunisch, die St. Elisabeth-Kirche zu Breslau, Breslau 1841, S. 27 ausführlich beschrieben worden, als noch die Inschriften deutlich lesbar waren. Die Restaurierung durch Maler Baecker beschränkte sich darauf, die brüchige Leinwand auf eine Unterlage zu ziehen und in Rahmen zu spannen; auf Ergänzung der Malereien und Inschriften wurde absichtlich verzichtet. Auch dieses Denkmal, das einmal in unserem Jahrbuche veröffentlicht werden soll, ist in dem kirchlichen Saale untergebracht worden.

VERMEHRUNG DER SAMMLUNGEN

1. URGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

Von den Erben des Rechnungsrats Klose in Oppeln wurde dem Museum dessen nachgelassene Sammlung von Grabaltertümern geschenkt (vgl. Schlesiens Vorz. N. F. III. 210). Ihren wertvollsten Bestandteil bilden die eignen Ausgrabungen Kloses, besonders die nach Gräbern geordneten Funde aus den Urnenfriedhöfen von Kunzendorf, Kr. Liegnitz, Adamowitz, Kr. Gross-Strehlitz, Goslawitz, Groschowitz und Neudorf, Kr. Oppeln. Eine Anzahl typischer Fundstücke wurde an die Lokalsammlungen in Oppeln und Liegnitz und an das Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin abgegeben.

Herr Dr. Leporin in Kuhnern schenkte eine tönerne Gussform für eine bronzene Tüllenaxt, bestehend aus den beiden symmetrischen Hohlformen und dem zylindrischen Kernstück zur Herstellung der Tülle. Das seltene Fundstück lag in einem vom Geschenkgeber selbst aufgedeckten Brandgrabe in Beckern, Kr. Striegau.

Ein kleineres Vermächtnis von Herrn Justizrat Pietsch in Trebnitz umfasste Tongefässe und Bronzen der jüngeren Hallstattzeit aus Gurkwitz, Kr. Militsch.

Geschenke erhielt die Sammlung ferner von den Herren Lehrer Bantze in Breslau: Steinaxt aus Reichenbach; Pfarrer Chrzaszcz in Peiskretscham: 2 Bronzeringe der Hallstattzeit aus Lohnia, Kr. Gleiwitz, (s. S. 40); Lehrer Eckert in Milzig, Kr. Grünberg: Grabfunde der jüngeren Hallstatt- und der älteren La Tène-Zeit aus Milzig, Kr Grünberg; Ingenieur Tischer in Breslau: Steinaxt aus Gandau, Kr. Breslau (S. 16); Landmesser Hellmich in Glogau: Steinmeissel aus Zeippern, Kr. Guhrau; August Kirchner in Heidersdorf: Slavische Scherben aus Heidersdorf, Kr. Nimptsch; Gutsbesitzer Herrmann Löbner: Steinaxt aus Hennersdorf, Kr. Namslau; Wirtschafts-Eleve Methner in Skalitz, Kr. Nimptsch: Eisenfunde aus La Tène-Gräbern; Frau Gräfin Posadowsky-Wehner: Steinaxt aus Gross-Pluschnitz, Kr. Gr.-Strehlitz; Inspektor Schlutius in Scharley: 3 Gefässe der jüngeren Bronzezeit aus Beichau, Kr. Militsch; Seine Durchlaucht Prinz Schönaich-Carolath auf Saabor: 2 Knochendolche und neolitische Scherben aus Milzig, Kr. Grünberg; Inspektor Schramm in Berzdorf, Kr. Strehlen: slavischer Topf aus Dankwitz, Kr. Nimptsch; Hauptlehrer Sonntag in Lucine bei Julinsburg: Bronzenadel aus Zantkau, Kr. Trebnitz; Apotheker Stefke in Deutsch-Lissa: Steinaxt aus Arnoldsmühle, Bronzemesser aus Stabelwitz und Grabfund der Völkerwanderungszeit aus Rathen, Kr. Neumarkt; Kaufmann Strieboll in Breslau: Bronzenes Flachbeil aus Bärsdorf-Trach, Kr. Goldberg-Haynau; Professor Thilenius in Hamburg: Steinaxt aus Seeland; Geh. Rat v. Webskysche Erben in Breslau: halbe Steinaxt und neolithische Tongefässe aus Polnisch-Peterwitz, Kr. Breslau.

Aus Mitteln des Schlesischen Altertumsvereines wurden für die Sammlung käuflich erworben: ein Grabfund der römischen Periode aus Neustadt OS. ein grosser Mahlstein aus Trebnitz; Grabfunde der Spät-Latèneperiode aus Hohwelze, Kr. Grünberg und die S. 11 ff. beschriebenen Funde von Klein-Gandau.

Von den durch eigene Ausgrabungen des Vereins gewonnenen Funden wurden nach erfolgter Konservierung folgende ins Inventar aufgenommen und aufgestellt: Slavischer Topf und 2 Spinnwirtel aus Dankwitz, Kr. Nimptsch; La Tènefunde aus Gurschen-Schlichtlingsheim; 8 Gräber vom Ende der Hallstattzeit aus Hennersdorf, Kr. Fraustadt; 5 Gräber der älteren Bronzezeit aus Jordansmühl, Kr. Nimptsch; 10 Hallstatt-Gräber aus Mondschütz, Kr. Wohlau; 10 dsgl. aus Cantersdorf, Kr. Brieg und 4 Hallstatt-Gefässe aus Schmarse, Kr. Öls.

Im ganzen betrug der Zuwachs der urgeschichtlichen Abteilung 542 Nummern.

2. MÜNZKABINETT

Für die schlesische Sammlung wurden 13 Goldmünzen, 10 Silbermünzen und 58 Medaillen, darunter 1 goldene und 24 silberne, erworben. Hervorzuheben sind:

Oberlehnsherr: Ferdinand II. 6 facher Dukat 1624. Friedensburg u. Seger 99.
„ „ II. 5 „ „ 1629. „ „ „ 221.
„ Friedrich II. Friedrichsdor 1766. „ „ „ 1073.

Liegnitz-Brieg: Joach. Friedrich. Doppeldukat 1602. „ „ „ 1390.
„ „ Joh. Christian u. Georg Rudolf 3-Dukatenklippe 1611. Unediert.
„ „ „ „ „ „ „ 5 facher Dukat 1617. „
„ „ Georg Wilhelm. Doppeldukat 1675. Friedensburg u. Seger 1972.
„ „ „ „ Silb. verg. Med. 1675 wie Friedensburg u. Seger 1979, aber mit anderem Brustbild.

Münsterberg-Oels: Johann. Dukat 1560. Friedensburg u. Seger 2127, andrer Stempel.
„ „ Karl II. Silb. verg. Med. 1587. Friedensburg u. Seger 2144.
Münsterberg: Johann Weikhard. Taler 1654. Friedensburg u. Seger 2484.
Fürstentum Neisse: Karl Ferdin. Doppeldukat 1632. „ „ „ 2652.
Jägerndorf: Johann Georg. Dukat 1610. „ „ „ 3338.
Stadt Breslau: Dukat 1526. Friedensburg, Mittelaltermünzen 573.
Blücher: Silb. Med. 1815 von Lang, Schlacht b. Belle-Alliance. 38 mm.
Elsner Jos.: Komponist, geb. 1766 in Grottkau. Zinn-Med. o. J. von Mainert 72 mm.
„ „ Silb. Med. 1852 von Herkner, 40 mm.
Hahn, Bonaventura: Silb. Med. 1596, auf seine Wahl zum Bischof von Breslau, 42 mm.
Leszczinsky, Raphael Graf: Silb. Med. 1703 von Engelhard. Friedensburg u. Seger 3853.
Joh. Buchheim: Gold. Med. 1670, Vermähl. Michael III. von Polen mit Eleonore Maria. Friedensburg u. Seger 4103.
Joh. Buchheim: Silb. Med. 1679, Vertreib. d. Schweden aus Preussen. Friedensburg u. Seger 4104.
Joh. Engelhard: Silb. Med. 1704, Schlacht b. Höchstädt? 46 mm.

Die bei weitem kostbarste Erwerbung ist die Medaille auf Bonaventura Hahn, ein Stück, gleichermassen ausgezeichnet durch seine Seltenheit und durch seinen Kunstwert, und noch besonders interessant durch die historische Bedeutung der dargestellten Persönlichkeit. Eine ausführliche Besprechung enthält die vom Verein für Geschichte Schlesiens herausgegebene Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Bischofsjubiläum Sr. Eminenz des Herrn Kardinals Kopp (Breslau 1907). Auch die vergoldete Gussmedaille Karls II. von Münsterberg-Oels, die auf der Hauptseite das Brustbild des Herzogs, auf der anderen das seiner ersten Gemahlin Katharina, einer Tochter Wenzels von Berka, zeigt, muss als ein Unikum betrachtet werden, da ein zweites Exemplar nicht nachweisbar ist. Sonderbarerweise trägt sie die Jahreszahl 1587, obwohl Katharina schon 1583 starb und Karl 1585 eine neue Ehe mit Elisabeth Magdalena, Tochter Georgs II. von Liegnitz-Brieg, einging.

Ausserdem wurde der in diesem Bande S. 61 f. beschriebene Pfennigfund und ein Goldschild (Schildgulden) Kaiser Ludwigs des Bayern (Münzen und Med. des Hauses Wittelsbach, Bd. I. S. 10 Nr. 66) angekauft.

Unter den Geschenken verdient an erster Stelle der Grambschützer Brakteatenfund (siehe S. 54 ff.) genannt zu werden, durch dessen Zuwendung Herr Graf Edgar Henckel von Donnersmarck auf Grambschütz sich einen neuen Anspruch auf die Dankbarkeit des Museums erworben hat. Ferner erhielt das Kabinett Geschenke von den Herren Max Bornmann, Graveur Kayser, Lehrer Koch und Kaufmann Strieboll in Breslau, Juwelier Harmsen in Glogau, Pastor Jedzek in Striegau sowie von der Handwerkskammer und dem Verein Breslauer Gastwirte in Breslau. Die Universität überwies eine Bronzeplakette auf das 200jährige Bestehen der Kgl. Akademie der Wissenschaften als Depositum.

Der Gesamtwert der diesjährigen Zugänge beläuft sich auf rund 4500 Mark.

3. KULTURGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

Von Innungsaltertümern wurden erworben: ein in Eisen geschnittener, schön profilierter Zirkel von 40 cm Länge aus Breslau, bez. Christian Otto 1619, ein silbernes Petschaft der „Fleischer unter den alten Bencken" von 1661, ein eisernes „Schuster-Sigil czu Trewnicz" erste Hälfte 16. Jahrh., ein Bronzestempel der „Schuhmacher-Bruderschaft in Trebnitz", 18. Jahrh., und ein vermutlich von derselben Innung stammender hölzerner Zeremonialhammer mit Kerbschnittverzierung, der bei den Versammlungen zum Ruhe-Gebieten gebraucht wurde, endlich ein goldener und ein silberner Siegelring des 18. Jahrh. mit eingraviertem Wappen des Müllergewerks.

An eine alte schlesische Sitte erinnert ein sogen. Bierkegel, der von Herrn Robert Waldbach in Steinau a/O. durch Vermittelung des Herrn Gustav Ullrich geschenkt wurde. Er wurde von den Besitzern der Häuser, auf denen die Braugerechtigkeit ruhte, zum Zeichen, dass es Jungbier gab, abwechselnd ausgesteckt. Bei dem Brande von 1834 ging der alte Kegel verloren. Der neue ist laut Aufschrift 1835 vom Bäckermeister S. B. Waldbach, dem Vater des Geschenkgebers, gestiftet worden.

Von der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde wurde eine grössere Anzahl ländlicher Kostümstücke aus dem Riesengebirge überwiesen, die ihr von dem verstorbenen Hauptmann a. D. Robert Cogho in Warmbrunn letztwillig vermacht waren. Herr Dr. phil. Hüsing in Breslau schenkte 9 in Holz geschnitzte und bemalte kleine Tierfiguren des Warmbrunner Bildschnitzers Hempel (um 1850), Herr Paul Rüffer einen bemalten Kleiderschrank von 1778, Ober-Postassistent Kappel eine geschnitzte Elle von 1821, Herr Max Kober in Breslau zwei bronzene Plättschuhe, die Vorläufer der Bügeleisen, datiert von 1647 und 1661, Frau Emilie Kunze in Reichenbach zwei messingne Lichtputzscheren mit Glasuntersätzen aus Ossig bei Lüben, Fräulein Meta Generlich in Militsch drei Stoffächer und ein besticktes Steckkissen aus der Empirezeit, Herr Tapezierer Hoffmann ein Paar Kinderschuhe. Der Magistrat von Breslau überwies die Amtsabzeichen der Gemeindevorsteher, Feldhüter und Nachtwächter aus den eingemeindeten Ortschaften Herdain, Dürrgoy und Morgenau.

Gekauft wurde u. a. eine Kollektion jener zierlichen, aus Filigran, Blattwerk und Plättchen zusammengesetzten Kolliers („Patzel"), Anhänger und Ohrringe, die in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts vornehmlich bei der Schlesischen Landbevölkerung Mode waren und für die Wohlhabenden aus Dukatengold, für minder Bemittelte aus Silber oder vergoldetem Gelbmetall gefertigt wurden.

Die schon recht ansehnliche Gruppe der Stand- und Reise-Uhren wurde um eine gute Breslauer Arbeit aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh. vermehrt. Es ist eine sechseckige Weckeruhr aus Messing mit silbernem Zifferblatt und gläsernen Seitenwänden; die einen Einblick in das Werk gestatten. Reiche Verzierung durch Laubsägearbeit und Gravierung im Laub- und Bandelwerkstil schmückt die Flächen. An zwei Stellen ist als Verfertiger Johann Gottfried Brand in Breslau genannt. Derselbe Name erscheint auf einer Reiseuhr der im folgenden Jahresbericht erwähnten Rabeschen Sammlung.

In die Stammbuch-Sammlung gelangten durch Kauf sechs Blätter des Breslauer Miniaturmalers Joh. Georg Wangner von 1742 (vgl. S. 156), und ein Stammbuch des Apothekers Christoph Gottlob Pfeiffer von 1773—1791, ferner als Geschenk von Fräulein Meta Generlich in Militsch drei Stammbücher aus dem ersten Drittel des 19. Jahrh. mit Eintragungen aus Breslau, Trebnitz und Oels.

Von der Stadtbibliothek erhielt das Museum eine auf Eichenholz gemalte Ansicht des ehemaligen Schiesswerder-Schützenhauses an der Salzstrasse mit der Aufschrift: „Diese zwey Taffel hat in Keller verehrt Herr Conrad Friedrich Wilkinn, Bürger und Partkrämer Eltester wie auch Cassirer im Schiess-Werder Monnath August Anno 1760." Den grossen Saal in Krolls Wintergarten, dem beliebtesten Vergnügungslokal Breslaus in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, stellt ein durch Kauf erworbenes kleines Glas-Mosaikbild dar, als dessen Verfertiger G. Kuhnt in Breslau genannt ist. Von demselben Glaskünstler sind noch mehrere Arbeiten ähnlicher Art bekannt. Er siedelte später nach Brieg über und war dort bis in die achtziger Jahre tätig.

Die Waffenabteilung des Museums, die seit einer Reihe von Jahren keine namhafte Bereicherung erfahren hatte, konnte in diesem Sommer dank der Freigebigkeit einiger Mitglieder des Museumsvereins um mehrere hervorragende Stücke vermehrt werden. Gelegenheit dazu bot die Versteigerung der grossen Sammlung des verstorbenen Leutnants Karl Gimbel in Baden-Baden. Gimbel war einer der besten Kenner der waffengeschichtlichen Entwickelung und Verfasser vortrefflicher Werke über diesen Gegenstand. Bei der Versteigerung seiner Sammlung, die in Berlin stattfand, waren fast alle grösseren deutschen Waffen-Museen vertreten. Für Breslau wurden erworben:

1) Ein schönes Schwert aus dem 14. Jahrhundert mit dickem, scheibenförmigem Knauf, altem lederbezogenem Griff, geraden Parierstangen und schlanker, spitz zulaufender Klinge, auf der vier goldtauschierte Marken eingeschlagen sind. Abb. Kat. Gimbel Taf. X Nr. 345 u. S. 54. (Stiftung des Landesältesten und Rittmeisters a. D. Herrn Hugo von Ruffer auf Rudzinitz.

2) Eine Reiter-Streitaxt des 15. Jahrhunderts. Die Waffe zeigt einerseits ein Beil, andererseits einen Hammer, dazwischen einen langen vierkantigen Stachel. Durch vier breite, bis zum Griffe reichende angenagelte Federn ist sie mit dem noch im Original erhaltenen Schafte verbunden. Der Handgriff ist mit einer schweren sechsseitigen Fassung versehen. Derartige Streitäxte kamen zu einer Zeit auf, als man begonnen hatte, die Rüstung durch grössere Platten zu verstärken und diese durch wuchtige Schläge eines Beiles mit langem Stiele zu zertrümmern suchte. Kat. Gimbel Taf. XVII Nr. 676. (Stiftung des Herrn (Rittergutsbesitzers Egmond von Kramsta auf Klein-Bresa.)

3) Eine Hellebarde mit der für das 15. Jahrhundert charakteristischen geraden Form der Schneide. Auch diese Waffe verdankt ihre Entstehung dem Streben nach einer wirksamen Schlagwaffe gegenüber dem Plattenharnisch. Sie war die gewöhnliche Waffe des Fussvolks im 14. und 15. Jahrhundert und wurde erst durch die langen Spiesse der Landsknechte verdrängt. Kat. Gimbel Taf. III Nr. 697. (Stiftung Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Putbus auf Deutsch-Lissa.)

4) Ein sogenannter böhmischer Ohrlöffel vom Ende des 15. Jahrhunderts, d. h. ein Spiess mit zwei kurzen, aufwärts gebogenen Seitenklingen, die Urform der Partisane. Kat. Gimbel Taf. XVIII Nr. 738. (Stiftung des Herrn Grafen Heinrich von Reichenbach-Goschütz.)

5) Ein sogenanntes Spetum derselben Zeit. Auch diese Stangenwaffe besitzt zwei Seitenklingen oder Ohren, die aber hier nach innen geschweift und hakenförmig herabgezogen sind. Kat. Gimbel Tafel XVIII Nr. 736. (Stiftung des Herrn Grafen Heinrich von Reichenbach-Goschütz.

6) Das interessanteste Stück unter den neuen Erwerbungen ist eine Flaschenzugarmbrust mit Stahlbogen und englischer Winde. Unter den verschiedenen Systemen der mechanischen Bogenspannung, die eine grössere Schussweite und Durchschlagskraft bezwecken, ist dieses das Kunstvollste. Der Schütze stellte die Armbrust beim Spannen verkehrt auf den Boden, trat in den Fussbügel und legte auf das Kolbenende des Baumes das obere Rollengehäuse eines Flaschenzuges, während er mit den an den unteren Rollen angebrachten Haken die Sehne fasste und sie durch das Drehen der Kurbeln des Flaschenzuges spannte. Diese Art von Armbrüsten gehört im wesentlichen der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an und verschwindet mit dem Beginn des sechzehnten. Sie war im Breslauer Museum bisher noch durch kein Beispiel vertreten. Kat. Gimbel Taf. VIII Nr. 892 u. 893. (Stiftung des Herrn Rittergutsbesitzers Egmond von Kramsta auf Klein-Bresa.)

7) Zwei Steigbügel der Karolinger-Zeit. Kat. Gimbel Taf. XXIII Nr. 170 u. 171.

8) Drei Lanzenspitzen aus fränkisch-alemannischen Gräbern, gef. bei Kirchberg in Baden. (Geschenk von Dr. Seger.)

Vom Magistrat zu Breslau wurde ein in der Oder beim Bau der neuen Werderbrücke mit vielen anderen Altsachen geringfügiger Art gefundenes Schwert des 12.—13. Jahrhunderts überwiesen. Herr Dr. C. Buchwald schenkte einen mittelalterlichen Steigbügel, gef. in einem Garten in Ohlau, Herr Gustav Hayn in Lossen bei Brieg eine in der Böschung des dortigen Burgwalles gefundene Axt. Von neueren Waffen wurden ein Paar Pistolen bez. J. A. Kuchenreuter, durch Herrn Kaufmann Georg Szarbinowsky, ein Hirschfänger des 19. Jahrh. durch Herrn Rektor a. D. Wilhelm Rosteutscher in Breslau geschenkt, und eine Bajonettpistole aus dem 18. Jahrhundert angekauft.

Herr Freistellenbesitzer Fritz Damzog in Höckricht schenkte eine Uniform des Kaiser Franz Garde-Grenadierregiments Nr. 2, die von seinem Vater 1840—1842 getragen worden war, Fräulein Toni von Heyne in Ratibor zwei von ihrem Grossvater Ferdinand Graf Larisch als Landrat des Kreises Leobschütz und als Generallandschafts-Repräsentant getragene Uniformen, Herr Regierungsrat Überschär in Langfuhr 5 hannöversche Zinnsoldaten aus der Zeit von 1820—1830.

4. DIE SAMMLUNG DES KUNSTGEWERBES

Antikes Kunstgewerbe:

Gläser. Unsere Sammlung von antiken Gläsern wurde durch eine bemerkenswerte Kollektion von 24 Stücken vermehrt, als deren Fundort das nördliche Griechenland angegeben wird. Sie enthält u. a. mehrere Fläschchen aus durchsichtigem farbigen Glase. Dazu kamen einige interessante Einzelerwerbungen, wie die einer Vase, deren Hals von kräftigen Stangenhenkeln umgeben ist, eines Kugelbechers aus eierschalendünnem opakem weissem Glase mit Horizontalrippen und blauen Fäden, von alexandrinischen Alabastren u. a.

Tongefässe. Kleines Salbgefäss in Form eines weiblichen Kopfes von strengem Stile, griechisch, 5. Jahrh. v. Chr. — Hydria, ganz mit metallisch glänzendem Firnis überzogen, gerieft, der Hals in der Art der Goldschmuckvasen mit einem Reliefbehang, griechisch, 4. Jahrh. v. Chr. — Kleine unteritalische Schalen und Näpfe. (Vermächtnis der Freifrau von Cornberg.)

Bügelhenkel einer Situla, Bronze, mit Silen- und Löwenmaske an den Ansatzstellen.

Architekturteile:

Portal mit zugehöriger Haustüre und Treppengeländer, dieses sehr schön in Holz geschnitzt, 18. Jahrh., vom Hause Ring 12 in Breslau. (Geschenk der Philippi'schen Erben.)

Architekturteile: Portal der Spätrenaissance, gotische Türumrahmung, Säulen, Gitter, Fenstersohlbänke (eine davon abgeb. auf S. 175) und Hauszeichen von dem abgebrochenen Hause Ring 39 in Breslau. (Geschenk des Herrn Kaufmann Louis Lewy.)

Möbel und Holzschnitzereien:

Truhenbrett, Vorderwand, reich eingelegt mit Renaissance-Ornamenten und zwei Türkenfiguren in Rundbogenportalen. Um 1600, schlesische Arbeit. Stammt aus der Nähe von Hirschberg.

Prälaten-Armstuhl mit oben reich geschnitzter Rücklehne und altem rotem Anstrich. Um 1700. Stammt aus Heinrichau.

Schreibsekretär mit kommodenartigem Unterbau, aufklappbarer Schreibplatte und zweitürigem Oberteil. Intarsiert in hellem Holze. Auf den Türen des Oberteils Papageien und Laubzweige mit Blüten und Früchten. Schlesische Arbeit aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh.

Büfett, Mahagoniholz, in Form einer dreiteiligen Anrichte auf hohen Beinen. Im englischen Stil. Um 1790, schlesische Arbeit.

Empire-Spiegel, Mahagoniholz, hochrechteckig, mit anhängendem halbkreisförmigen Klapptischchen, darauf fächerförmige Einlagen in hellem Ahornholz. Oben ein Gitterwerk-Aufsatz. Anfang 19. Jahrh., Breslauer Arbeit.

Spieluhr, helles Mahagoniholz, mit hochrechteckigem glatten Unterbau und hohem Spiegel. In dem Unterbau ein Spieluhrwerk mit 11 Walzen. Auf dem Zifferblatt die Aufschrift: „Joh. Gfrd. Klose A BRESLAU." Johann Gottfried Klose, Hof-Uhrmacher in Breslau, erwirbt das Bürgerrecht am 12. Mai 1794.

Nähtischchen, Stuhl und kleine Truhe, Mahagoniholz mit Ahorneinlagen. Biedermeierzeit, Schlesien.

Toilettenspiegel, Mahagoniholz, in Holzfassung auf einem Stabe, der in einem von drei geschweiften Beinen getragenen runden Tischchen steckt. Um 1850.

Kronleuchter, Holz vergoldet, mit schüsselförmigem Körper, an dem sechs gebogene Arme für Kerzen sitzen. Um 1830. Stammt aus Ossen bei Neu-Mittelwalde.

Wandkonsole, Holz vergoldet, mit einem kräftigen Lorbeerblattwulst. Um 1790.

Bilder und Miniaturen:

Bildnis einer Dame in blauem Kleide und weissem Umschlagetuche, Kniestück. Aquarell auf Papier. Bezeichnet v. Rahden 1828. Über den Maler Baron Karl v. Rahden vgl. Schles. Vorz. N. F. III 147, 156.

Brustbild eines älteren bartlosen Herrn. Pastellbild. Um 1820.

Friedrich der Grosse, Brustbild. Miniatur auf Elfenbein. Gemalt von König.

Gräfin Stolberg, abgebildet in Schles. Vorz. N. F. III 119 Fig. 1. Miniatur auf Pergament. Gemalt von Friedrich Wilhelm Senewaldt, um 1790.

„Graf von Haugwitz“ in Uniform. Miniatur auf Elfenbein. Anf. 19. Jahrh., Schlesien.

Friedrich Wilhelm III. in der grossen Generalsuniform der Grenadiere. Miniatur auf Elfenbein. Um 1825, wohl eine schlesische Arbeit.

Eleonore von Löwenklau, geb. von Harder, Gemahlin des Hauptmanns von Löwenklau, der am 10. November 1814 vor Glogau fiel. Miniatur auf Elfenbein. (Geschenk des Herrn Gutsbesitzers Paul Mücke in Patschkau.)

Knabenbildnisse, vielleicht Söhne des Stiftskanzlers Schüller in Heinrichau darstellend. Miniaturzeichnungen in Bleistift von Knoefvelle von Rawitsch, datiert 1793. Vgl. Schles. Vorz. N. F. III 150. (Geschenk des Herrn Gutsbesitzers Paul Mücke in Patschkau.)

Steinzeug, Fayence und Steingut:

Ofenkacheln, 10 Stück, bis auf 2 Kugelkacheln teils gelbbraun, teils grün glasiert. Gefunden im Hofe des Breslauer Rathauses. Spätgotisch. Das Nähere siehe S. 113f.

Töpfe aus geb. Ton, 5 Stück, unglasiert, porös gebrannt. Spätmittelalterlich. Gefunden im August 1904 beim Neubau der Töchterschule in Frankenstein. Vgl. S. 117.

Kostümfigürchen aus gelblichem Ton, unglasiert: eine Frau in der Tracht des 16. Jahrhunderts. Gefunden in Steinau a. d. O. (Geschenk des Herrn Ullrich in Steinau.)

Kachelofen, Fayence, weiss und blau glasiert, von reichem architektonischen Aufbau mit gewundenen Säulen, Reliefs mit Frucht- und Blattgehängen und Jagdszenen. Um 1720. Stammt aus dem Kloster der Ursulinerinnen in Schweidnitz. Wohl die Arbeit eines Schweidnitzer Töpfers.

Schnitterin aus einer Folge der vier Jahreszeiten oder zwölf Monate. Fayence, bunt bemalt. Proskau, Markenform der zweiten Periode der Fabrik. Vgl. S. 125.

Bergleute, musizierend, ein Trommler, ein Waldhornbläser, ein Bassgeigenspieler. Fayence, bunt bemalt. Proskau, Markenform der dritten Periode der Fabrik. Vgl. S. 127.

Leuchter, ein Paar, Fayence, weiss, bemalt mit bunten Blumen. Proskau, Markenform der dritten Periode der Fabrik. Vgl. S. 127.

Kaffee- und Milchkännchen, Fayence, weiss mit dem aus kleinen bunten Blümchen gebildeten Monogramm des Proskauer Malers Johann Zimieck. Proskau, Markenform der dritten Periode. Erwähnt S. 128.

Tasse nebst Untertasse aus schwarzem glänzenden Ton. Proskau, Markenform der vierten Periode Typus b. Vgl S. 128. (Geschenk der Frau Gräfin Posadowsky-Wehner auf Gross-Pluschnitz.)

Schäferin mit Lamm, Fayence-Figur mit farbiger Bemalung. Marke G. — Glinitz OS. Ende 18. Jahrh.

Nelkenvase mit Untersatzteller, Steingut von Tillowitz, datiert 19. November 1822, Marke T. (Geschenk der Frau Gräfin Posadowsky-Wehner auf Gross-Pluschnitz.)

Krügel, Steingut, mit unregelmässig braun und gelb gestreifter Glasur. Ohne Marke. Vielleicht Tillowitz; Schles. Anfang 19. Jahrh. (Geschenk der Frau Gräfin Posadowsky-Wehner auf Gross-Pluschnitz.)

Pudel, Steingut, weiss auf grün getönter Sockelplatte, im Maul ein Körbchen haltend. Ohne Fabrikmarke, doch wohl schlesisch. Anfang 19. Jahrh. (Geschenk der Frau Gräfin Posadowsky-Wehner auf Gross-Pluschnitz.)

Weihwasserbehälter, Fayence, hellgelblich mit verlaufenen grünen und braunen Streifen und Flecken. An der Wand ein verschwommenes Relief mit drei Figuren, darunter Christus. 18. Jahrh., Schlesien. (Geschenk der Frau Gräfin Posadowsky-Wehner auf Gross-Pluschnitz.)

Teller, ein Paar, Bauernfayence mit weisslich grauer Glasur und kobaltblauem Dekor. Am Rande die Umschriften „wer sich beknügen läst der hat das aller best Anno 1798“ und „wer gott vertraut wirt auch eine braut. 1798“. Schlesisch.

Kuffe, Fayence, auf dem walzenförmigen Mantel fünf bunte Vögel auf intensiv blauem Grunde. 18. Jahrh., Schlesien (?).

Masskrug, Fayence, Fond braunviolett, Muster blau, eisenrot, gelb und grün nach Art der mehrfarbigen Delfter Fayencen. Auf dem Boden in Rot die Marke W. Auf dem Zinndeckel die Jahreszahl 1743, und als Zinnmarken das Wappen von Hirschberg und als Meisterzeichen eine Eule nebst den Initialen DE.

Masskrug, Fayence mit weisser Glasur, bemalt mit einem landschaftlichen Motiv in Blau und Manganviolett. Signiert blau unter der Glasur BPF. Auf dem Zinndeckel die Jahreszahl 1754.

Hochzeitsteller, Steingut, 4 Stück, mit figürlichen Darstellungen. Erste Hälfte 19. Jahrh., Magdeburg. (Geschenk der Frau Gräfin Posadowsky-Wehner auf Gross-Pluschnitz.)

Schüsseln, 2 Stück, Fayence, mit Messer, Gabel und Löffel in farbiger Malerei. Wohl Mährisch.

Porzellan:

Ansbach: Kaffeekännchen und Zuckerdose, farbig bemalt mit Landschaften in Camaieu und Insekten. Am Ausguss des Kännchens eine Frauenmaske.

Berlin: Tasse mit dem Bildnis der Opernsängerin Frau Pieler-Flach am Breslauer Stadttheater. Um 1845. — Pfeifenkopf mit dem Bildnis eines Schulmeisters. Um 1850. (Geschenk der Frau Emilie Kunze in Reichenbach.)

Gotha: Déjeuner, sog. Solitaire, bestehend in einer runden Anbietplatte, einem Tee- und einem Kaffeekännchen, einer Zuckerdose und einer Bechertasse nebst Untertasse. Bemalt mit kleinen Vergissmeinnichtchen in Girlanden und in Streumuster. Marke R in blau unter der Glasur. Um 1800.

Nymphenburg: Putto, nackt, in eiligem Laufe, um die Beine flattert ein violettes Tuch. Um 1770.

Wien: Uhrständer mit Leuchter, daneben auf einem Felsen sitzend die bunt bemalte Figur eines Mädchens in ländlichem Kostüme, besonders gut erhaltenes Exemplar eines bekannten Modells. Um 1760.

Glas:

Gläser aus dem Besitze der Fleischer-Innung in Friedland, Regierungsbezirk Breslau, darunter 7 ausgezeichnete Willkommgläser mit farbiger Emailmalerei, die entweder die Stifter mit ihren Frauen oder Zunftwappen darstellt. Die meisten datiert aus den Jahren 1640—1691. Die Gläser sind jedenfalls auf direkte Bestellung der Fleischer-Innung in einer benachbarten Glashütte verfertigt worden.

Becherglas mit Jagdszenen in Zwischenvergoldung. 18. Jahrh.

Deckelpokal mit eingeschliffenen Kreisen und Sternen, der Deckelgriff als ein grosser Ring gebildet. 18. Jahrh., wohl Potsdam.

Sog. Angster mit vierfach gewundenem Halse.

Vexierglas mit Deckel, auf dem Boden sitzt eine grosse Tulpe auf, die eine lose Kugel umschliesst, auf dem Deckel ein Truthahn in gekniffenem Glase. 18. Jahrh.

Vexierglas in Gestalt eines Hundeartigen Vierfüsslers. 17.—18. Jahrh.

Becherglas, konisch, dickwandig, mit gravierter Trinkszene und Inschriften. Anfang des 18. Jahrh. Schlesien.

Becherglas, konisch, dickwandig, mit Ansicht und Wappen von Liegnitz. Datiert 1704. Schlesien. (Geschenk des Herrn Kaufmann Georg Szarbinowski.)

Sog. Ambrosiaglas mit gravierten Chinoiserien und der um eine Tanne gehenden Inschrift: Aucun tems (!) ne le change. Um 1760, Schlesien.

Pokal in der für die schlesischen Rokokopokale charakteristischen Form mit Ansichten von Breslau, Hirschberg und der Riesenkoppe mit Warmbrunn und Kynast. Um 1760, Schlesien.

Kuffe mit Ansichten aus dem Riesengebirge. Anfang des 19. Jahrh., Schlesien. (Geschenk des Fräulein Meta Generlich in Militsch.)

Brunnengläser mit ausgeschliffenem farbigen Überfangglase, teils noch mit Gravierung, Biedermeierzeit bis 1860 (zum Teil geschenkt von Herrn Fritz Huldschinsky).

Spülnapf, Milchglas mit ultramarinblauen Schlieren, 18. Jahrh.

Goldschmiedearbeiten:

Pokal, Silber, mit hohem zylindrischem Becher auf profiliertem Fusse; am Becherrande und Fusse graviertes Renaissance-Ornament auf vergoldetem Grunde. Um 1580. Beschauzeichen: W, jedoch nicht Breslau. Meisterzeichen AE in Ligatur. Vgl. Erwin Hintze, Die Breslauer Goldschmiede, Breslau 1906, S. 19, Fig. 8c.

Tafelgeräte für Gewürze in Form von zwei Truthühnern, Silber vergoldet, die Bäuche der Hühner aus Porzellanschnecken gebildet. Siehe die Abbildung. Beschauzeichen: Breslauer W Typus II. Meisterzeichen IH = Joachim Hiller, der von 1572—1613 in Breslau Meister ist. Gearbeitet um 1590. Vgl. E. Hintze, l. c., S. 85f. (Angekauft aus einer Stiftung Sr. Durchlaucht des Grafen Henckel, Fürsten von Donnersmarck auf Neudeck).

Weinkanne, Silber vergoldet, auf dem walzenförmigen Mantel und dem Deckel Früchte und Rollwerk in getriebener Arbeit. Beschauzeichen: Breslauer W Typus IV. Meisterzeichen VK in Ligatur = Veit Koch, Meister von 1580—1619. Gearbeitet 1618. Vgl. E. Hintze, l. c., S. 101. (Angekauft aus einer Stiftung Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Öhringen, Herzogs von Ujest auf Slawentzitz.)

Deckelhumpen, Silber mit Vergoldung, zylindrisch, mit kräftigem Henkel, auf drei Schwänen ruhend, von deren geöffneten Flügeln aus silbernes Blattwerk in durchbrochener Arbeit mit je einem vergoldeten Porträtmedaillon die vergoldete Mantelfläche überzieht. Zwischen diesem Belag leicht gravierte Früchtebuketts. Auf dem Deckel ein Kranz von durchbrochenem Blattwerk mit Porträtmedaillons. Als Deckelbekrönung ein Schwan mit Putto. Beschauzeichen: Breslauer Johanneskopf Typus II. Meisterzeichen GH = Gottfried Heintze, Meister von 1673—1707. Ausserdem zwei niederländische (?) Einfuhrstempel. Vgl. E. Hintze, l. c., S. 77. (Angekauft aus einer Stiftung Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Öhrigen, Herzogs von Ujest auf Slawentzitz.)

Deckelbecher, Silber, auf dem konischen Mantel zwischen Akanthuswerk drei Muscheln in Treibarbeit. Beschauzeichen: Breslauer Johanneskopf Typus IV. Stempelmeisterbuchstabe A (1710—1712). Meisterzeichen CWH = Carl Wilhelm Hartmann, Meister von 1706—1729. Vgl. E. Hintze, l. c., S. 74f.

Löffel, Silber, auf der ovalen Laffe in Gravierung das Wappen der Breslauer Messerschmiede nebst Jahreszahl 1727. Beschauzeichen: Breslauer Johanneskopf Typus IX. Stempelmeisterbuchstabe B positiv. Meisterzeichen: GI = Gottfried Ihme. Vgl. E. Hintze, l. c., S. 94.

Bucheinband, Silber, mit Akanthusranken und Bandwerk in durchbrochener Arbeit. Beschauzeichen: Breslauer Johanneskopf Typus IX. Stempelmeisterbuchstabe C (c. 1727—1737). Meisterzeichen TS = Tobias Schier, Meister von 1702—1733. Ausserdem ein österr. Freistempel. Vgl. E. Hintze, l. c., S. 149f.

Ampel, Silber, mit spätbarockem Ranken- und Muschelwerk in durchbrochener Arbeit. Mit Widmungsinschrift und Chronostichon



Breslauer Arbeit v. Joachim Hiller, um 1590. Angekauft aus einer Stiftung Sr. Durchlaucht des Grafen Henckel, Fürsten v. Donnersmarck

1740. Beschauzeichen: Breslauer Johanneskopf Typus XI. Stempelmeisterbuchstabe D. Meisterzeichen CSG — Christian Samuel Grische, Meister von 1722—1741. Vgl. E. Hintze, l. c., S. 68f.

Tischleuchter, Silber, ein Paar, mit profiliertem Sockelfusse und Schaft. Beschauzeichen: Breslauer Johanneskopf Typus XIII. Stempelmeisterbuchstabe G Typus II (c. 1761—1776). Meisterzeichen CH — Christian Hoensch, Meister von 1746—1792. Vgl. E. Hintze, l. c., S. 87.

Tischleuchter, Silber, ein Paar, mit Rokokokartuschen und Blumenwerk in Treibarbeit. Beschauzeichen: Breslauer Johanneskopf Typus XIV. Stempelmeisterbuchstabe H (1776—c.1791). Meisterzeichen CGH — Carl Gottfried Haase, Meister von 1756—1796. Vgl. E. Hintze, l. c., S. 71.

Teemaschine, Silber, auf Dreifuss mit Spiritusbrenner. Um die Leibung des Kessels ist eine Weingirlande gelegt. Auf dem Deckel als Bekrönung ein Adler. Um 1825. Beschauzeichen: Breslauer Johanneskopf. Stempelmeisterbuchstabe Q. Meisterzeichen LF — Leberecht Fournier, Meister von 1821—1849. Vgl. E. Hintze, l. c., S. 62, daselbst abgeb. S. 61 Fig. 16.

Zuckerkasten, Silber, viereckig mit wenig gerundeter Vorder- und Rückseite. Auf den Seiten ein breites Band mit Weingirlanden in gepresster Arbeit, auf dem Deckel in Reliefauflage ein Rosenbukett. Beschauzeichen: Breslauer Johanneskopf. Stempelmeisterbuchstabe S (1839—1849). Meisterzeichen SCHULZ. Vgl. E. Hintze, l. c., S. 160.

Schützenanhänger, Silber mit Vergoldung, auf dem herzförmigen Mittelfelde lange Widmungsinschrift, darüber das Wappen des Stifters Adam Philipp Kühn, Ratsseniors in Glogau. Datiert 1677. Glogauer Arbeit.

Fingerring, Dukatengold, mit ziegelrotem Karneolstein, darin das Monogramm CEK. Schlesien, um 1750.

Unedle Metalle:

Trinkhorn, aus Büffelhorn, im 15. Jahrhundert durch vergoldete Kupferbeschläge und Füsse montiert. Die auf den Bändern sich wiederholende niederdeutsche Inschrift „here in dynem namen" mit dem Schlusssatze „help dat vy kamen to dy" lässt wohl die Deutung zu, dass das Horn beim Mahle im Refektorium unter den Klosterbrüdern die Runde machte. Stammt aus dem zoologischen Museum der Universität, wohin es höchstwahrscheinlich aus der Sammlung, die Büsching aus den im Jahre 1810 aufgehobenen schlesischen Klöstern zusammenbrachte, als naturhistorische Merkwürdigkeit verschlagen worden war. Überwiesen vom Kurator der Kgl. Universität Breslau.

Haussegen, Kupfertäfelchen vergoldet, darauf in Treibarbeit die Inschrift: „Fürchte Gott, Tuhe Recht, Scheue Nimand". 17. Jahrh. (Geschenk des Herrn Kaufmann Max Kober.)

Türklopfer, Bronze; siehe die Abbildung auf S. 190. Stammt von dem Hause Ring 12 in Breslau. Um 1720, Breslauer Arbeit. (Geschenk der Philippi'schen Erben.)



Kännchen, Zinn, mit zylindrischem, sich wenig nach oben verjüngendem Mantel, darauf durch Vertiefung angedeuteter Reifendekor. Stadtmarke: Breslauer W, Meistermarke: Christuskopf mit Kreuznimbus. Um 1500. Gefunden im Odersande beim Bau der neuen Werderbrücke in Breslau 1904.

Schüssel, Zinn, mit gewölbtem Spiegel und flachem, breiten Rande. Schöne Gravierung mit Blumen und Rankenwerk. Datiert 1686. Stadtmarke von Glatz: Gekrönter doppelschwänziger Löwe. Meistermarke: Rosettenblume und Initialen GH.

Teller, Zinn, mit breitem Rande. Graviert in der Mitte mit einem Nest und Vogel auf Baum, am Rande mit Blattzweigen und grossen Blumen. Datiert 1787. Stadtmarke von Liegnitz: Zwei gekreuzte Schlüssel nebst Jahreszahl 1750. Meistermarke: Hirsch, darüber die Initialen J J J.

Schüssel, Zinn, mit grossem Spiegel und gewölbtem Rande. Graviert mit Rosenstock in einem Blumenbehälter. Stadtmarke von Strehlen: S mit steigendem Pfeil. Meistermarke: Figur mit Schild und Sternen nebst Initialen CGI. Um 1790.




Teller, Zinn, graviert mit dem Wappen des Müllergewerkes und der Inschrift: „I. G. F. L. 1740 Der König rein kam, hat regiert 46 Jahr. 1786 Fridrich stierbt, Willhelm erbt". Stadtmarke von Haynau (? Bunzlau): Drei Türme, im Tor ein Adler. Meistermarke: Baum und Initialen C A B.

Oberlichtgitter, Schmiede-Eisen, oben in einem Rundbogen abgeschlossen, mit Rundstäben, die in Blattspiralen ausgehen. Um 1700. Stammt aus der Nähe von Liegnitz.

Fensterkörbe, 3 Stück, mit Gitterwerk aus Bandeisenstäben. Um 1730. Stammen von dem Hause Ring 50 in Breslau. (Geschenk des Herrn Kaufmann Nathan Berger.)

Grabkreuz, Eisen, aus zwei Bandeisenstäben, besetzt mit einer Rosettenblume und angenieteten Blattwedeln. 18 Jahrh. Stammt aus der Umgegend von Liegnitz.

Textiles:

Fächer mit reich geschnitztem Elfenbeingestell. Auf dem weissseidenen Fächerblatt in farbiger Miniaturmalerei eine musikalische Unterhaltung und zwei Rundmedaillons mit Schäfer und Schäferin. Um 1770.

Damenkleid aus lila Seidenstoff mit Streifen- und Blümchenmuster. Um 1790.

Damenkleid aus gelbem Dünnstoff. Empire. (Geschenk des Museumsvereins.)

Altarbehang aus grünem Seidenrips, mit einer breiten Kante von Blumen, Ranken und Früchten, die abwechselnd aus kleinen Füllhörnern und Körbchen herauswachsen, in farbiger Nadelmalerei. Anfang 18. Jahrh. Stammt aus der evang. Kirche in Panthenau.

Kanzelbehang aus gelber Seide mit einem ornamental behandelten Monogramm und Krone in Silberfiligran-Stickerei. Anfang 18. Jahrh. Stammt aus der evang. Kirche in Panthenau.

Decke aus weissem Leinenstoff mit aufgenähtem Blumendekor. 18. Jahrh., Schlesien.

Japan und China:

Schreibkasten (Suzuribako) aus gelacktem Holze, in Form eines Goto. Besonders bemerkenswert wegen der mannigfaltigen Lacktechniken, die an diesem alten Stücke mit grösster Subtilität der Ausführung vereinigt sind. Aus der Sammlung von Charles Gillot in Paris Nr. 231. (Angekauft aus einer Stiftung des Fräulein Marie von Kramsta auf Muhrau.)

Schreibkasten aus gelacktem Holze, auf dem Deckel ein in Wolken hineinragender blühender Pflaumenbaum. 17. Jahrh. Aus der Sammlung von Charles Gillot in Paris Nr. 265. (Angekauft aus einer Stiftung des Herrn Rittergutsbesitzers Eugen von Kulmiz in Saarau.)

Briefkasten aus Sugiholz, dessen Maserung durch Ausreiben der Weichteile mit Sand hervorgehoben ist. Auf dem Deckel und den Seitenwänden Waffen und Kriegstrophäen aus mehrfarbigem Lack in Hochrelief. Im Deckel eine Signatur, die nach Angabe des Verkäufers als „Kajikawa" zu lesen ist. Ende 18. Jahrh. (Angekauft aus einer Stiftung des Fräulein Marie von Kramsta auf Muhrau.)

Inro aus gelacktem Holze, fünfteilig, mit einem Hahn, der kampfbereit einem Marder gegenüber steht. Grund aus Eierschalen. Bezeichnet: Toyo. 19. Jahrh.

Inro aus rot gelacktem Holze, fünfteilig, mit sechs Libellen aus farbigem Lack mit Perlmuttereinlage in Relief. Bezeichnet: Jokasai. 19. Jahrh.

Kästchen aus dunkelbraunem Holze, dessen Maserung hervorgehoben ist. Auf dem Deckel ein Ast mit Blüten aus Perlmutter, dahinter eine Mondsichel in Bleieinlage.

Räuchergefäss (Koro), Bronze mit schöner dunkler Patina, mit kugeligem Gefäßkörper, zwei Henkeln und Deckel, in strengem Stile. China.

Opfergefäss, Bronze, in Form einer Saucière, mit Wolkenmuster in Silberfaden-Einlage. China.

Vase, Bronze von schöner tiefbrauner Färbung mit rotbraunen Flecken, mit kugeligem Körper und langem, schlanken Halse. Aus der Sammlung Gillot Nr. 1042.

Gefäss für Fischsauce, Bronze, in Form einer langovalen Schale mit hohem, dünnen Henkel in Form einer Languste. Deckel aus gelacktem Holze mit drei Fischen in farbigem Lack.

Räuchergefäss, Bronze, in Form einer Lotosblume mit langem Griff.

Vase, Bronze, in schönem warm rotbraunem Ton, schalenförmig auf hohem Fusse, mit einem Fries aus Torbogen mit Blattwerk in getriebener Arbeit.

Schale aus sog. Mokume-Metall mit Muster in Nachahmung von Holzmaserung. 19. Jahrh.

Schwertstichblätter, 19 Stück. 17.—19. Jahrh. (12 Exemplare geschenkt von Herrn Gustav Jacoby in Berlin.)

Fuchi-Kashira aus Shakudo, belegt mit Fischen und leichten Blattzweigen in Gold, Silber und Perlmutter. Signiert.

Fläschchen, Steinzeug, sog. Cha-ire zum Aufbewahren des Teepulvers, zylindrisch mit kurzem Halse. Überzogen mit schwarzbrauner, stark glänzender Überlaufglasur. Aus Seto in der Provinz Owari, einer Hauptstätte für die Herstellung von Töpfereien mit mehrfarbigen Glasuren. Aus der Sammlung Gillot Nr. 631.

Flaschen, Steinzeug, ein Paar, mit kugeligem Körper. Hellgelblich mit leichtem Blumendekor in Schwarzbraun, Gelbweiss und Blau unter der Glasur. Kioto. Aus der Sammlung Gillot Nr. 912.

Flasche, Steinzeug, hellgrau, krackeliert. Vierkantig mit engem Halse. Bemalt mit Blüten und Randleisten in Gold und Zweigen in durchsichtigen blauen und grünen Emailfarben. Awata. Aus der Sammlung Gillot Nr. 900.

Flasche, Steinzeug, vierkantig mit engem Halse, in der oberen Hälfte mit langgeflossener grüner Überlaufglasur. Hôsan. Aus der Sammlung Gillot Nr. 853.

Teekumme aus dunkel schwarzbraunem Steinzeug, mit weisslicher, dunkelblau durchflossener Überlaufglasur. Satzuma.

Teekumme, Steinzeug, nur die Hälfte des walzenförmigen Mantels von oben bis unten mit einer braunen Glasur überzogen. „Kosatzuma Josa".

Teekummen, Raku-Ware mit fleischfarbener Glasur. Aus der Sammlung Gillot Nr. 801.

Teekumme, Steinzeug mit dunkelbrauner Überlaufglasur und weiss glasiertem Fuji. Am Boden ein Stempel. Jamato. Aus der Sammlung Gillot Nr. 978. (Geschenk des Museumsvereins.)

Teekumme, Raku-Ware mit dunkler schwarzbrauner Glasur und zwei Laufvögeln in Weiss.

Figur, Steinzeug glasiert, lagernde Chinesin, sich unter dem Mantel auf die Rechte stützend, in der Linken einen Blütenstengel. Auf Holzsockel. China.

Modernes Kunstgewerbe:

Lehnstuhl aus Eichenholz mit Polsterung in Gobelinwirkerei. Nach Entwurf von Professor Max Wislicenus ausgeführt in den Werkstätten der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau, 1904.

Wandbehang mit einem Hahn in mehrfarbiger Gobelinwirkerei. Entworfen von Max Wislicenus ausgeführt in den Werkstätten der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau, 1904.

Wandbehang mit vier Störchen auf einer Wiese, gewebt. Entworfen von Wanda Bibrowicz und ausgeführt in den Werkstätten der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau.

Wandbehang mit einer Birke, auf der Raben sitzen, in mehrfarbiger Aufnäharbeit. Entworfen und ausgeführt von Wanda Bibrowicz, Breslau 1901. (Geschenk des Herrn Professor Dr. Tietze in Breslau.)

Medaillen und Plaketten, Silber und Bronze, eine wertvolle, aus Privatbesitz erworbene Sammlung von 34 Stücken, in der Begas, Bosselt, Chaplain, Dubois, Dupré, Dupuis, Hildebrandt, Kaufmann, Kowarzik, Kruse, Lechevrel, Marschall, Patey, Pawlik, Roty, Schaper, Scharff, Sturm, Vernier, Waschmann, Yencesse vertreten sind.

VERMEHRUNG DER BIBLIOTHEK

Für die Büchersammlung wurde von älteren Werken u. a. Lacher, Kunstgewerbliche Arbeiten auf der kulturhistorischen Ausstellung in Graz 1883, gekauft, von neuen wertvolleren die folgenden: Schmohl und Stähelin, Barockbauten in Deutschland — Das Bauernhaus im Deutschen Reich und seinen Grenzgebieten — Muthesius, das englische Haus — Drexler, der Verduner Altar — Morse, Catalogue of the Morse Collection — Brüning, europäisches Porzellan des XVIII. Jahrhunderts — Grosch, norwegische Bildteppiche — Gerlach, volkstümliche Kunst — und zur Ergänzung der vollständig angestrebten Sammlung der deutschen Kunstdenkmäler-Inventare die „Bau und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen". Den grössten Teil der zur Verfügung stehenden Mittel verlangen die Zeitschriften, deren Reihe vermehrt wurde durch: Jahrbuch des kaiserlichen archäologischen Instituts — Kind und Kunst — Museumskunde.

Die Studienblättersammlung wurde durch eine grössere Zahl von Photographien, die nach wichtigen Stücken der Miniaturen-Ausstellung im Museum gemacht wurden, vermehrt, ferner durch Photographien von schlesischen Goldschmiedearbeiten der Troppauer Goldschmiedeausstellung, durch schlesische Volkstrachtenbilder des schlesischen Malers Max Koska d. j. aus den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts, Handzeichnungen der schlesischen Maler Amand Zausig und Josef Schall, eine Reihe von Zeichnungen schlesischer Kunstdenkmäler von Professor Theodor Blätterbauer in Liegnitz; zwei Holzschnitte von Kiyomasu, zwei Bändchen „Ansichten von Yeddo" von Hokusai und vier japanische Aquarelle, sämtlich aus der Sammlung Gillot.

Vom Magistrat überwiesen wurden 3 Radierungen von Max Klinger aus der Folge „Vom Tode" II; auch erhalten wir seit diesem Jahre fortlaufend, wie schon vorher die Stadtbibliothek und das Hochbauamt, die Photographien, die der Magistrat von dem Abbruch verfallenen wichtigen Bauten und von malerischen Winkeln Breslaus machen lässt, bei denen eine Veränderung nahe bevorsteht.

Ausgegeben wurden für die Bibliothek insgesamt 3967 Mark.

Geschenke wurden der Bibliothek gemacht, wie in den vorhergehenden Jahren vom Verein für das Museum schlesischer Altertümer, der besonders für die Ergänzung der Abteilung „Urgeschichte" sorgt, ferner vom Kunstgewerbeverein, der aus seinen Mitteln kaufte: 1) Neubauten der Stadt Berlin. 2) A. G. Meyer, Tafeln zur Geschichte der Möbelformen. 3) Beissel, Kunstschätze des Aachener Kaiserdomes, und von Herrn Referendar Schlawe, der eine Anzahl heraldischer Werke überwies. — Als Geschenkgeber einzelner Bücher und Blätter für die Studienblättersamlung sind ausserdem zu nennen Max Bormann — Kaufmann Julius Braun — Dr. Buchwald — Kgl. Landbauinspektor Dr. Burgemeister — Freiherr Hiller von Gaertringen, Berlin — Bergwerksgesellschaft Georg von Giesche's Erben — Dr. Grauss, Graz — Geh. Rat Prof. Dr. Grempler — Handwerkskammer — Dr. Haupt, Posen — Fritz Heckert, Petersdorf i. Riesengeb. — Tapezierer Hoffmann — Pastor Jedzek, Striegau — Frau Koska — Kunstgewerbeverein — Dr. Georg Lustig — Direktor Prof. Dr. Masner — Kuntgewerbe-Museum, Berlin — Provinzial-Museum, Danzig — Kunstgewerbe-Museum, Flensburg — Thaulow-Museum, Kiel — Kaiser Wilhelm-Museum, Krefeld — Kunstgewerbe-Museum, Leipzig — Museum Lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte — Kunstgewerbe-Museum, Prag — Kaiser Franz Josef-Museum, Troppau — Österreichisches Museum für Kunst und Industrie, Wien — Museumsverein, Olmütz — Naturforschende Gesellschaft, Danzig — Dr. Pazaurek, Reichenberg — Frau Prausnitzer — Lehrer emer. Rubelt, Kreisewitz — Referendar Karl Schlawe — Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur — Oberlehrer Dr. G. Schönaich — Freiherr von Schrötter, Berlin — Schürmann, Dresden — Direktor Dr. Seger — Kaufmann Gustav Strieboll — Kaufmann Szarbinowski — Gustav Ullrich, Steinau a. O. — Vereinigung Schlesischer Bücherfreunde — Buchhändler Wohlfahrt — Prof. Dr. Zacher — Ziesch u. Comp., Berlin — Kaufmännische Zwinger-Schützenbrüderschaft.

AUSSTELLUNGEN

Ausstellung „Alt-Breslau im Bilde". Mit der „schlesischen Buchdruck-Ausstellung" im Jahre 1900, der im Jahre 1903 die „Ausstellung von Miniaturmalereien aus schlesischem Besitze oder schlesischer Herkunft" folgte, hatte unser Museum den ihm als einem Provinzialmuseum vorgeschriebenen Weg für die Veranstaltung von Ausstellungen retrospektiver Art betreten. Gerade für unsere Provinz, die so lange an der Unterschätzung seiner künstlerischen Produktionskraft gelitten hat und noch jetzt leidet, sind solche Veranstaltungen mit einem territorial beschränkten Programme das gegebene Mittel, alte Vorurteile aus der Welt zu schaffen und in der Bevölkerung das Gefühl der Heimatsliebe zu kräftigen. Die Ausstellung „Alt-Breslau im Bilde" lag uns aber auch deshalb am Herzen, weil sie, wenn auch nur für kurze Zeit und in grossen Zügen, zeigen sollte, wie wir uns die Ausgestaltung einer bisher noch sehr kleinen, wie so manche andere wegen des Raummangels nicht recht lebensfähigen Abteilung unseres Museums denken. Auch Breslau muss es sich wie andere Grossstädte Deutschlands angelegen sein lassen, die Erinnerungen an das eigenartige alte Stadtbild, das jetzt immer mehr dahingeopfert wird, systematisch

festzuhalten und zu sammeln. In vier Sälen des II. Stockwerkes und im Lichthof des Museums untergebracht, gab die chronologisch angeordnete Ausstellung, für die Beiträge zu liefern der öffentliche und private Besitz wetteiferte, ein fesselndes Bild von der Physiognomie des alten Breslau und legte in übersichtlicher Weise die Geschichte der Auffassung und Verwertung von Motiven aus Alt-Breslau durch die Kunst in der Zeit vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart dar. Eine späte Ehrung brachte die Ausstellung dem bedeutendsten Architekturmaler Breslaus, dem im Jahre 1896 verstorbenen Adalbert Wölfl, dessen Lebenswerk sie zum erstenmale vereinigte. Den Lichthof nahmen die grossen Ölbilder und Aquarelle der jetzt lebenden Künstlergeneration ein. An dem Arrangement und der Katalogisierung der Ausstellung war besonders Direktorial-Assistent Dr. Buchwald beteiligt. Eröffnet wurde sie am 12. März 1905 für ein geladenes Publikum und dauerte bis 30. April. Als einen höchst erfreulichen Erfolg der Veranstaltung dürfen wir vor allem den bezeichnen, dass der Magistrat beschloss, vom 1. April 1906 an alljährlich einen Betrag von 1000 Mark zur Erwerbung von Bildern mit Alt-Breslauer Motiven in den Etat des Museums zu setzen.

Ausserdem kamen noch zur Ausstellung:

Porträtbüsten von Paul Schulz in Breslau
Bowle, Ehrenpreis der Stadt Breslau für das Offizier-Jagdrennen, Entwurf von Sigfried Härtel ausgeführt von Tillmann Schmitz in Breslau
Fliesen von Scharvogel in München
Englische Glasbilder der Cloisonné-Glasfabrik in London durch Moritz Wentzel in Breslau
Entwürfe für einen Bismarckturm auf dem Zobtenberge
Kunststickereien von der Firma Singer u. Comp.
Künstlerische Bilderbücher durch die Hofkunsthandlung Bruno Richter und die Buchhandlung Bial, Freund u. Comp. in Breslau
Modelle für ein Gustav Freytag-Denkmal in Breslau von Professor Taschner und Professor Seger
Französische Plakate von der Firma Bial, Freund u. Comp. in Breslau
Die Neuerwerbungen des Museums.

VORTRÄGE

Im Etatsjahre 1904/05 wurden vom Museum selbst keine Vorträge veranstaltet. Auf Ansuchen der städtischen Schuldeputation hielt Direktor Dr. Seger einen Zyklus von sechs Vorträgen über die Urgeschichte Schlesiens, der für städtische Lehrer und Lehrerinnen bestimmt war, auf Veranlassung des Humboldtvereines Direktorial-Assistent Dr. Hintze einen Zyklus von acht Vorträgen: „Ausgewählte Kapitel aus der Geschichte des Kunstgewerbes, mit besonderer Berücksichtigung der Museumssammlungen." Für beide Zyklen stellte das Museum seinen Vortragssaal zur Verfügung.

KAISER FRIEDRICH STIFTUNGSFONDS

Im Jahre 1904 veranstaltete die Handwerkskammer in Breslau eine grosse „Ausstellung für Handwerk und Kunstgewerbe", an der sich der „Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien" mit einer Sonderausstellung beteiligte. Diese bestand in einem Einfamilienhaus nach Entwurf von Professor Pölzig und einem Pavillon für die kunstgewerblichen Kleinkünste. Die Museums-Direktion und Deputation hielten es für ihre Pflicht, dieses grosse Unternehmen des Vereins nach Möglichkeit aus den Mitteln des Kaiser Friedrich-Fonds zu unterstützen. So wurden dem Vereine die Mittel zur Herstellung eines künstlerischen Plakates für seine Sonderausstellung bewilligt und verschiedenen Kunstgewerbetreibenden Künstler-Entwürfe zur Verfügung gestellt, nach denen sie Arbeiten für den Pavillon der Kleinkünste zur Ausführung brachten. — Die im vorjährigen Bericht besprochene Aktion zur Herstellung von Mustereinbänden wurde in diesem Jahre fortgesetzt.

STIFTUNG VON GELDBETRÄGEN

In diesem Jahre stiftete Seine Durchlaucht Graf Henckel Fürst von Donnersmarck auf Neudeck den Betrag von 3000 Mark. Ausserdem widmeten zur Erwerbung von Waffen auf der Versteigerung Gimbel Herr Egmont von Kramsta, Klein-Bresa, 500 Mark, Seine Durchlaucht Fürst Puttbus, Schloss Deutsch-Lissa, 100 Mark, Heinrich Graf von Reichenbach-Goschütz, Goschütz, 200 Mark, Standesältester Hugo von Ruffer, Rudzinitz, 500 Mark.

BESUCH DER SAMMLUNGEN UND DER BIBLIOTHEK

A. BESUCH DER SAMMLUNGEN 1904 05

Monat	Anzahl der Besuchstage	Grösste Besucherzahl an einem Tage	Geringste Besucherzahl	Gesamtzahl der Besucher
April 1904	28	989	42	4 499
Mai	29	860	42	4 646
Juni	30	428	35	3 154
Juli	31	488	68	5 703
August	31	632	53	4 308
September	30	664	37	5 238
Oktober	31	553	63	4 497
November	29	1 158	37	7 297
Dezember	31	444	31	3 525
Januar 1905	29	394	41	3 116
Februar	28	824	49	4 736
März	31	1 186	55	7 907
	358		zusammen	58 626

Die grösste Besucherzahl hatte das Museum am 26. März mit 1186, die kleinste am 1. Dezember mit 31 Personen.

Korporative Besuche:

7. Juni eine Klasse der ev. Volksschule Nr. 73 — 9. September die Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte — 6. Januar eine Klasse der ev. Volksschule Nr. 2 — 12. März der Handlungsgehilfen-Verein Breslau — 14., 15 März der Gewerbeverein zu Breslau — 19., 23., 24., 25., 26. März der Humboldtverein. Der Besuch von Korporationen im Monat März bezieht sich auf die Ausstellung „Alt-Breslau im Bilde".

B. BESUCH DER BIBLIOTHEK

im April	363	Juli	236	Oktober	407	Januar	390
Mai	258	August	189	November	443	Februar	425
Juni	187	September	291	Dezember	339	März	422

zusammen 3950 Personen.

Die Bibliothek war vom 1. Juni bis 15. September in den Abendstunden geschlossen.

DIE MUSEUMS-DEPUTATION UND DAS BUREAU

Am 26. Februar 1905 starb nach langen Leiden das Mitglied der Deputation, der Kgl. Geheime Kommerzienrat Dr. Egmont Websky. Seine ausserordentlichen Verdienste um die Gründung unseres Museum sind im I. Bande dieses Jahrbuches geschildert worden. Wir werden den wohlwollenden, für alles Gute und Schöne begeisterten Mann als einen der ersten und besten Vorkämpfer für die künstlerische Kultur Schlesiens in treuer Erinnerung behalten.

Mit dem 1. April 1904 wurde in unserem Bureau die Stelle eines Kanzlisten neugeschaffen und dem bisherigen Aufseher Albert Christoph übertragen.



Türklopfer aus dem Hause Ring 12 in Breslau

BERICHT ÜBER DAS VII. ETATSJAHR

(1. April 1905—31. März 1906)

RESTAURIERUNGSARBEITEN

Von fachmännischer Seite war die Echtheit einer Radschlossbüchse unseres Museums, deren Lauf in Eisen geschnitten das Bildnis und Wappen Herzog Friedrichs II. von Liegnitz-Brieg zeigt, in Zweifel gezogen worden. Dies bot Veranlassung, die Büchse dem Königl. Historischen Museum in Dresden zu einer genauen Untersuchung zu übergeben. Es stellte sich heraus, dass sie zwar aus verschiedenzeitlichen Teilen zusammengesetzt, aber unzweifelhaft alt und echt ist. Herr Direktor Koetschau hatte die Güte, bei dieser Gelegenheit in der Werkstätte seines Museums eine sorgfältige Reinigung und Restaurierung der Büchse vornehmen zu lassen, so dass sie sich jetzt als eine der stattlichsten Feuerwaffen unserer Sammlung präsentiert. Dem Historischen Museum zu Dresden verdanken wir auch die sachgemässe Instandsetzung der aus der Gimbelschen Sammlung erworbenen Flaschenzugarmbrust (s. S. 179 Nr. 6) und der geätzten Sturmhaube aus Ratibor (S. 198).

VERMEHRUNG DER SAMMLUNGEN

1. URGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

Unter den Geschenken dieses Jahres steht eine Auswahl ägyptischer Silexartefakte an erster Stelle. Der gütige Spender, Herr Prof. Dr. Schweinfurth in Berlin, hat in jahrelanger Arbeit besonders aus der Umgegend von Theben ein ungeheures Material an Steingeräten der ältesten (eolithischen und paläolithischen) Perioden zusammengebracht und dabei sowohl die geologischen Verhältnisse wie die typologische Entwicklung in grundlegender Weise untersucht. Die von ihm geschenkte Kollektion, umfassend 225 musterhaft geordnete und etikettierte Typen, beginnt mit natürlichen Kieselknollen, an denen die Menschenhand nur aus den infolge andauernder Benutzung entstandenen Abspleissungen und Absplitterungen zu erkennen ist, und schreitet allmählich fort bis zu den vollkommen ausgebildeten Faustschlägeln und Schabern der Arbeitsweise von Chelles. Das Breslauer Museum ist dadurch in den Besitz eines sehr schönen Anschauungsmateriales aus einer Epoche der menschlichen Entwickelung gekommen, die in Schlesien durch einheimische Funde bisher nicht vertreten ist. Zum Vergleich dient eine kleine Typenreihe belgischer Eolithe der Sammlung Rutot von Herrn Prof. Dr. Kossinna in Berlin.

Zu vergleichenden Studien über die Keramik der jüngeren Steinzeit wurden uns ausgiebige Scherbenkollektionen von dem k. k. Naturhistorischen Hofmuseum in Wien, dem Landesmuseum in Laibach und dem Museum des Königreichs Böhmen in Prag zur Verfügung gestellt. Eine schöne Sammlung römischer Gefässreste, namentlich ornamentierter Terrassigillata, von dem ehemaligen Vindonissa, sandte auf freundliche Veranlassung des Herrn Landesmuseums-Direktors Dr. Lehmann in Zürich Herr Anstaltsdirektor Dr. Frölich in Königsfelden bei Brugg. Der erfolgreiche Erforscher von Velem St. Veit bei Güns (Köszeg) in Ungarn, Freiherr Kalmán von Miske, schenkte uns eine Reihe typischer Fundstücke, besonders Bronzegeräte, aus jener wichtigen prähistorischen Ansiedlung.

Schlesische Funde gingen dem Museum zu von Herrn Ortsvorsteher Baude: 2 Hallstattgefässe aus Herrnstadt; Hofmaurermeister K. Bernhardt: 3 Steinartefakte aus Nimptsch; Rittergutsbesitzer Ecke: Tondose aus Ober-Tschammendorf, Kr. Neumarkt; Kantor Eckert: Klopfstein, Steinaxt und Kornquetscher aus Boyadel, 2 Bronzefragmente und 6 Gefässe der älteren Bronzezeit aus Deutsch-Wartenberg, Kr. Grünberg; Gutsbesitzer Grundmann jun.: Steinaxt aus Senitz, Kr. Nimptsch; Obersteiger Gürich: Wohnstättenfunde und Gefäss der römischen Kaiserzeit aus Cäcilienwäsche bei Scharley, Kr. Beuthen O.S.; Pastor Hein in Mollwitz: römische Lanzenspitze aus Ohlau; Rechtskandidat Jende: 2 Hallstattgefässe aus Schönbrunn, Kr. Sagan; Kapitän v. Keissler: neolithische Scherben und Steinartefakte aus Gross-Ellguth, Kr. Cosel; Kammerherr von Köckritz: Bronze- und Eisengeräte aus dem Urnenfriedhof von Mondschütz, Kr. Wohlau; Posthalter Laeder in Peisterwitz: Ausgrabungen vom Ritscheberge, Kr. Brieg; Kreisbaumeister Lau in Ratibor: Bronzeringe und Bernsteinperlen aus einem Funde der frühen Bronzezeit aus Koberwitz, Kr. Ratibor; Frau Gutsbesitzer Lepinski: Hallstattfunde aus Kanigen,

Kr. Nimptsch; Lehrer Lüdecke in Simsdorf: Steinaxt und Bronzeband aus Hünern, Kr. Trebnitz; Bezirksschornsteinfegermeister Meyer in Katscher, Kr. Leobschütz: eine kleine Sammlung prähistorischer Funde aus Katscher und Umgegend, darunter ein neolithischer Zonenbecher; Lehrer Pius Mittmann: Denar von Domitian, gefunden in Breslau; Gärtnereibesitzer Max Mücke: 1 Klopfstein und 4 Flintschaber aus Cosel, Kr. Breslau; Lehrer Paremba: Steinmeisselfragment aus Olschin, Kr. Lublinitz; Gutsbesitzer Raupach: slavische Scherben aus Klemmerwitz, Kr. Liegnitz; Inspektor Ritter in Poppelwitz: Steinhacke und Steinaxt aus Bischkowitz, Kr. Nimptsch; Dr. Rhode in Hohenerxleben bei Magdeburg: eiserne Tüllenaxt vom Zobtenberge; Rittergutsbesitzer Schöller in Rosenthal, Kr. Breslau: Dose und 5 Gefässe der Bronzezeit aus Raake, Kr. Trebnitz; Fräulein Lotte Scholtz in Breslau: Steinhacke aus Tinz, Kr. Breslau; Apotheker Schneider in Breslau: 10 römische Denare aus Deutsch-Neukirch, Kr. Leobschütz; Kaufmann Soffner in Weissstein, Kr. Waldenburg: Grabfund der la Tènezeit aus Manze, Kr. Nimptsch; Apotheker Stefke in Deutsch-Lissa: mittelalterliche Tonvase aus Deutsch-Lissa; Lehrer Treutler: Votivaxt aus Mückendorf, Kr. Strehlen; Bäckermeister Veilchenfeld in Glogau: bronzezeitliches Gefäss aus Kotzemeuschel, Kr. Glogau; Partikulier Ullrich: Funde aus Steinau a. O. und Umgegend; Bahnmeister a. D. Vug in Halbendorf, Kr. Grottkau: Bronzebecken und Scherben von einer frühmittelalterlichen Wohnstelle in Tarnau, Kr. Grottkau; Pastor Weferling: Steinaxt aus Gramschütz, Kr. Glogau.

Von der städtischen Gartendirektion wurden eine schöne bronzene Hallstattfibel und andere Funde aus der Schwedenschanze bei Oswitz überwiesen.

Angekauft wurde die S. 28 beschriebene grosse Bronzefibel von Kolzig, ferner aus Mitteln des Altertumsvereins: 12 Steinäxte aus den Kreisen Breslau, Militsch, Trebnitz und Nimptsch; Grabfunde der Hallstattzeit aus Klein-Peterwitz, Domnowitz, Powitzko und Gugelwitz, Kr. Militsch, ein Eisenschwert und Scherben aus dem abgetragenen Burgwall von Schlawa, Kr. Freystadt.

Von den eigenen Ausgrabungen des Vereins wurden nach beendeter Konservierung folgende Funde inventarisiert und aufgestellt: Steinzeit: 8 Wohngruben, 4 Skelettgräber, viele Einzelfunde aus Jordansmühl, Kr. Nimptsch; 3 Wohngruben aus Nosswitz, Kr. Glogau. Bronze- und Hallstattzeit: Ansiedlungsfunde von der Schwedenschanze bei Oswitz und vom Breitenberge bei Striegau; Grabfunde aus Weigwitz, Kr. Breslau; Hammer, Kr. Wohlau; Branitz, Kr. Leobschütz; Tauer. Kr. Steinau; Herrnstadt, Kr. Guhrau. Römische Zeit: Wohnstättenfunde aus Oelschen, Kr. Steinau; Brandgrab aus Nosswitz, Kr. Glogau. Slavische Zeit: Funde aus dem Burgwall vom Breitenberge bei Striegau.

Von der steinzeitlichen Fundstätte bei Jordansmühl wurde ein zweites vollständiges Skelettgrab ausgestellt.

Im ganzen betrug der Zugang des Inventars 589 Nummern.

2. MÜNZKABINETT

Der Zuwachs der schlesischen Sammlung betrug 4 Goldmünzen, 44 Silbermünzen, 12 silberne und 23 andere Medaillen.

Die wichtigste Erwerbung des Jahres ist ein in Speckstein geschnittenes Medaillenmodell von 40.5 mm Dm. mit dem Brustbilde des Herzogs Johann von Münsterberg, Abb. nebenan. Es stammt aus der altberühmten Kornschen Sammlung, die im Januar 1906 bei Rudolf Kube in Berlin versteigert wurde. Auf der Auktion erzielte es den Preis von 3930 Mark. Glücklicherweise brauchte das Museum ihn nicht zu bezahlen, sondern der Besitzer der Sammlung, Herr Landtagsabgeordneter Dr. von Korn auf Rudelsdorf, hatte die ausserordentliche Güte, durch Stiftung des Betrages die Medaille dem Kabinett zuzuwenden. Es ist dies wohl der kostbarste Gegenstand, der dem Museum seit seiner Gründung von privater Seite gewidmet worden ist. Das kleine Werk ist ein hervorragendes Beispiel der deutschen Medailleurkunst im Zeitalter der Hochrenaissance. Der Herzog ist in scharfem Profil von links dargestellt, barhäuptig, bekleidet mit dem Harnisch und geschmückt mit einer Ordenskette. Das minutiös behandelte Haar ist nach der Mode der Zeit Karls des Fünften über der Stirn gerade abgeschnitten und fällt



mit rechtwinkligem Ausschnitt bis zur halben Ohrhöhe herab. Ein mächtiger Schnurrbart und ein langer, in zwei Spitzen endender Backenbart verdecken die untere Gesichtspartie. Der vornehme Kopf mit dem tiefliegenden und ernst blickenden Auge und der etwas eingesunkenen kräftigen Nase gehört einem etwa fünfzigjährigen Manne an. Da nun Johann im Jahre 1509 geboren ist, dürfen wir die Anfertigung des Modells etwa um die Zeit von 1560 ansetzen. Seiner künstlerischen Qualität werden wir erst recht inne, wenn wir es mit den Bildern vergleichen, die auf den zahlreichen Goldmünzen dieses Fürsten angebracht sind und die bei aller Ähnlichkeit doch einen ziemlich handwerksmässigen Eindruck machen. Mit dem Stile eines der bekannten süddeutchen Renaissancemedailleure zeigt es keine Verwandtschaft. Die Vermutung liegt daher nahe, dass wir es mit einem schlesischen Künstler zu tun haben. Diese Vermutung wird zur Gewissheit durch den auf der Rückseite in altertümlicher Kursivschrift eingekratzten Namen „Hanns Kron". Ein H. Kron ist auf der Helwigschen Karte Schlesiens vom Jahre 1561 als Holzschneider genannt. Ausserdem findet sich im Traubuch der Magdalenenkirche in Breslau zum 18. Januar 1575 die Notiz, dass „Blasius Ebisch, Wappenschneider in Copffer, Anna, Tochter des † Hans Krone" geehelicht habe. Hiernach dürfte er in Neisse oder Breslau ansässig gewesen sein. Dass er sich an die damals ganz neue Aufgabe des Kartenholzschnitts gewagt und sie in rühmlicher Weise gelöst hat, spricht für ein ungewöhnliches Geschick, und so dürfen wir ihm auch wohl die Anfertigung des Medaillenmodells zutrauen. Auch andere berühmte „Conterfeiter" jener Zeit waren daneben Maler, Schönschreiber oder Holzschneider.

Nächst diesem Modell ist die wertvollste Erwerbung aus der Kornschen Sammlung eine Silbermedaille auf den Breslauer Ratsherrn Friedrich Schmid von 1582, Abb. S. 172. Sie zeigt auf der Vorderseite in flachem Relief das von vorn gesehene bärtige Brustbild, auf der Rückseite das behelmte Wappen mit der Umschrift: „Hab Gott vor Augen in allen Dingen, so wird Dir alles wohl gelingen." Diese Medaille war bisher nur in einem Exemplar des Berliner Münzkabinetts bekannt, das von 1585 datiert ist und das Lebensalter des Dargestellten auf 69 Jahre angibt, während das Kornsche die Aufschrift AETA LXV hat. Ein genauer Vergleich hat ergeben, dass die Zahlen auf dem Berliner Exemplar nachträglich im Modell geändert worden sind, das Breslauer also die ursprüngliche Fassung aufweist. — Als drittes Stück wurde eine silberne Medaille des Berliner Medailleurs Barbiez auf die Breslauer Friedenspräliminarien zum ersten schlesischen Kriege von 1742 (Friedensburg u. Seger Nr. 4262) ersteigert. Der König ist im Schuppenpanzer mit Hermelinmantel und Ordensband von rechts dargestellt, auf der Rückseite schwebt der preussische Adler mit einem Ölzweig über Kriegstrophäen. Die Umschrift: Justa nunc posuit und das Datum P.W. XI J V N I I 1742 deuten den Anlass an, aus welchem die nur in sehr wenigen Exemplaren bekannte Medaille geschlagen ist.

Unter den sonstigen Ankäufen steht an erster Stelle ein Breslauer Dukat Ferdinands I. von 1562. Von diesem Regenten kannte man bisher nur einen Dukaten von 1563, und auch den nur aus der Abbildung Dewerdecks. Das hier zum ersten Male aufgetauchte Stück zeigt denselben Typus; der König ist in ganzer Figur und voller Rüstung mit langem Schwert, Szepter, Reichsapfel und Krone von vorn dargestellt. Auf der Rückseite sieht man den Doppeladler mit dem schlesischen Adler als Herzschild. Das aus Ungarn stammende und in Wien erstandene Exemplar ist stempelglänzend erhalten.

Ferner sind zu erwähnen

Oberlehnsherr Maximilian II Guldentaler 1573. Friedensb. u. Seger 53.
„ „ „ Pfennig „ unediert.
„ Ferdinand II. XV. Kreuzer 1623 I H „
„ Leopold I. 3 „ 1664 G H „
„ „ „ Dukat 1690, breiter Schrötling, unediert.
„ „ „ $^1/_2$ „ 1691, Friedensb. u. Seger 577.
Reichenstein. Peter Wok. Silb. Med. 1611 v. Al. Abondio. Friedenb. u. Seger 2515.
Neisse. Karl v. Österr. $^1/_2$ Taler 1616 v. Stempel wie Friedensb. u. Seger 2599.
Teschen. Friedr. Casimir. Kreuzer 1569, unediert.
„ Wenzel Adam „ 1573, Friedensb. u. Seger 2963.
„ Adam Wenzel. Heller 1613, unediert.
Blücher. Silb. Med. 1814 von G. Mills mit englischem Text, unediert.

Schlacht b. Krefeld. Silb. Med. 1758, Friedensb. u. Seger 4398.

Weihnachtsmedaille v. König a. d. Jahr 1789, Friedensb. u. Seger 4542.

Ausserdem wurde der S 60 besprochene Kreuzburger Brakteatenfund angekauft.

Moderne schlesische Medaillen schenkten Herr Kaufmann Dehmel in Neusalz, Direktor Feyerabend in Görlitz, Lehrer Koch in Breslau und Sekretär Karl Wolff in Langenbielau. Frau Krieger schenkte eine bisher unbekannte Eisengussmedaille auf den Breslauer Kaufmann Joh. Ludwig Böhm von 1826, der Vorstand der Israelitischen Waisen-Verpflegungsanstalt in Breslau eine von Prof. Ernst Seger modellierte Bronze-Gussmedaille auf den 70. Geburtstag des Herrn Mühlenbesitzers Julius Heymann, Frau Jenny Schlesinger in Gleiwitz eine weitere Kollektion von neueren deutschen Talern und Reichsmünzen.

Insgesamt beträgt der Wert der neuen Eingänge rund 6200 Mark.

3. KULTURGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

Auf dem Programm für die künftige Ausgestaltung des Museums steht schon lange die Begründung einer besonderen Abteilung für Breslauer Ansichten und Portraits, die sich einmal zu einem Museum der Stadt Breslau auswachsen soll. Die Absicht ist, nicht bloss ältere Ansichten und Bilder zu sammeln, sondern auch die leider immer spärlicher werdenden Reste des alten Breslau vor ihrem gänzlichen Verschwinden in Darstellungen moderner Künstler festzuhalten. Ein Anfang wurde in diesem Jahre gemacht, indem der Kunstmaler Max Berger beauftragt wurde, von der nordwestlichen Ringecke mit den Häusern Nr. 1 und 2 und dem Blick auf die Elisabethkirche ein Ölbild zu malen. Die Mittel wurden vom Magistrat besonders bewilligt. Frau Pastor Jacob schenkte ein von ihrem Vater, dem Geh. Baurat Lüdecke, gemaltes Aquarell der Barbarakirche vor ihrer Restaurierung, Herr Rechnungsrat Kallenbach drei von Oberlehrer H. Schottky um 1845 in Ölfarben auf Papier gemalte Ansichten, von denen die erste die Matthias-Bastion (Eisberg) mit Blick auf die Burgstrasse, Promenade an der Universität und alte Oderbrücke, die zweite die Gegend des jetzigen Gneisenauplatzes mit der Clarenmühle und der Kreuzkirche, die dritte das alte Schweizerhaus und das Denkmal Friedrich Wilhelms II. im Scheitniger Park darstellt.

Von grossem lokalgeschichtlichen Interesse sind drei aus dem Besitze der alten Breslauer Glockengiesserfamilie Krieger stammende und von ihren Nachkommen geschenkte Ölgemälde. Zwei davon geben Scenen aus dem Schweidnitzer Keller wieder. Ein buntbewegtes Volksleben tritt uns da entgegen. An langen Tischen sitzen die ehrsamen Bürger mit Puderperücken und Dreimastern auf den Häuptern, Stadtsoldaten und fremde Kaufleute und zechen aus gläsernen Igeln, die nebst allerlei rätselhaften Delikatessen von hurtigen Schenken herbeigetragen werden. Dazwischen tummeln sich einkaufende Frauen und Mägde, Hausierer mit Drucksachen und Spielkarten; sogar ein Türke erscheint im Hintergrunde als Repräsentant des internationalen Handels in eifrigem Gespräch mit einem polnischen Juden. An den Wänden und Decken hängen und stehen Zinnkannen und Gläser, Bilder und allerlei Kuriosa, die z. T. noch heute erhalten sind. Als Zeit der Anfertigung ergibt sich aus einem von Markgraf (Breslaus Schweidnitzer Keller, Breslau 1904) nach dem einen der beiden Bilder publizierten Kupferstich das Jahr 1711.



Pfefferkuchendocke

Das dritte Bild versetzt uns in einen kahlen Raum, worin bei Kerzenlicht und Kaminfeuer, bei Bier und holländischen Pfeifen acht bezopfte Herren in friderizianischer Tracht eine Art Katzenmusik einzuüben scheinen. Darüber steht: 1781 d. 1. May. An diesem Tage gründete der Stück- und Glockengiessermeister George Benjamin Krieger die musikalische Unterhaltungsgesellschaft der „Schwägerei“, die dann wohl ein halbes Jahrhundert bestanden und in dem geselligen Leben Breslaus eine gewisse Rolle gespielt hat. Es gehörten dazu hauptsächlich wohlhabende Kaufleute und Gewerbetreibende, sodann auch

einige höhere Beamte, Gelehrte und Künstler, darunter die Portrait- und Geschichtsmaler Gebrüder Knöfvell, von denen der jüngere, Christian Friedrich, das Bild 1806, vermutlich zum 25. Stiftungsfeste, gemalt hat. Die Schwäger hielten eine mit mehr als zwanzig Instrumenten besetzte „türkische Musik", bei der teils sie selbst, teils Militärmusiker mitwirkten, veranstalteten Bälle, Kränzchen und Stiftungsfeste, fuhren im Sommer mit Musikbegleitung zu Wagen oder zu Schiff nach damals beliebten Ausflugsorten der Umgebung Breslaus, begrüssten bei festlichen Anlässen ihre Genossen mit öffentlichen Ständchen und produzierten zu Geburtstagen, Hochzeiten und Beerdigungen eine Unzahl gedruckter Gelegenheitsgedichte. Die Sitzungen fanden in der „Schwägerhalle", einem geräumigen Gartenhaussaale des Krieger'schen Grundstücks „zur goldenen Glocke" (Taschenstrasse 22) statt. Als im Jahre 1905 der Verkauf des Grundstücks und der Abbruch der Gebäude bevorstand, stellte die Besitzerin dem Museum und dem Stadtarchiv die gesamte Hinterlassenschaft der Schwägerei an Musikinstrumenten, Bildern und Archivalien zur Verfügung. Die von uns getroffene Auswahl umfasst u. a. ein kleines Orgelpositiv mit hübschem Gehäuse, allerlei Blasinstrumente, zum grössten Teile Breslauer Fabrikate, einen Schellenbaum, Kesselpauken u. s. w., dazu 48 Aquarellbildchen von Mitgliedern der Gesellschaft mit Angabe der Namen und Lebensdaten.

Bei dieser Gelegenheit gelangte als freundliche Spende der Familie Krieger noch manches andere Breslauer Andenken in die Sammlung. An die einstige Blüte der Stück- und Glockengiesserkunst erinnern ein Paar kupferne Sargschilde von 1618 mit den gemalten Emblemen: Glocke, Kanonenrohr, Leuchter, Mörser und Schellen, sowie ein in ähnlicher Weise bemaltes Aushängeschild, bez. Leop. Wilh. Störmer 1816. Von Innungsaltertümern erhielt das Museum ausserdem drei sehr schön gestickte Sargschilde der Breslauer Schuhmacherinnung von 1584 (Depositum der Innung), zwei zinnerne Willkomm-Pokale von 1705 und 1714 mit zwölf silbernen Widmungsschildern, dreizehn Zinnkuffen und einige Kupfer- und Messinggeräte von der Korbmachergesellenschaft (Depositum der Gesellenschaft), eine grosse eiserne Tuchschere und ein Petschaft mit dem Siegel „der Haupt-Bruderschafft der Tuchknappen in Breslau Neuer Stadt 1724" (Geschenk von Herrn Tuchscherermeister Gustav Schädrich), einen Lehrbrief des Goldschmiedegesellen Caspar Krause von 1612 mit dem grossen Siegel der Breslauer Goldschmiede-Innung, ein eisernes Petschaft mit Siegel „der Müller in der Fürstl. Resid. Bernstadt", und ein hölzernes Abzeichen in Form eines Böttcherhammers, datiert von 1782, aus der Militscher Gegend.

Einer hohen Blüte erfreute sich in Breslau vor Zeiten auch das Gewerbe der Lebzelter oder Pfefferküchler. Von ihr legen die in alten Pfefferküchlereien noch zahlreich erhaltenen hölzernen Formen, in welche der Teig zu den Honigkuchen gepresst wurde, Zeugnis ab. Diese sogen. Model sind oft wahre Prachtstücke der Holzschnitzerei und zugleich echte Erzeugnisse der Volkskunst. Denn sie sind fast nie von berufsmässigen Holzschnitzern oder Stechern gefertigt, gewöhnlich auch nicht nach fremden Vorlagen gearbeitet. Der Lebzelter schnitt sich seine Formen selbst, und wenn auch nicht jeder dazu imstande war, so gab es dafür Gesellen, die in der Kunst des Modelstechens besonders geübt waren. Sie erhielten höheren Lohn, hatten bei Tische den Ehrenplatz neben dem Meister und wanderten nicht selten von Ort zu Ort. Das Museum bewahrt unter seinen älteren Beständen schon eine Anzahl Model. In diesem Jahre kamen 43 Stück hinzu, die sich bei der Liquidation der C. Hipauf'schen Pfefferküchlerei auf deren Boden gefunden hatten. Angeregt durch eine Ausstellung und Besprechung dieser Formen hat dann noch Herr Fritz Woywode, Inhaber der Firma Joh. Gottlieb Berger, weitere 16 Exemplare geschenkt. Die Bilder sind von grösster Mannigfaltigkeit: Wappen und Symbole, Tiere und Trachtenfiguren, Jagdstücke, Genreszenen, religiöse und besonders satirische Darstellungen mit erklärenden Verslein moralisierenden oder humoristischen



Pfefferkuchendocke

Inhalts, oft von urwüchsiger Derbheit, wechseln mit einander ab. Von besonderem Interesse sind für uns die Typen aus dem Breslauer Volksleben: zwei davon, der „Breslauer Fezpopel", eine komische Figur aus dem Schweidnitzer Keller, und der Sandmann sind auf S. 196 und 197 abgebildet. Nicht selten haben die Verfertiger ihre Anfangsbuchstaben oder gar den vollen Namen angebracht (C. S. 1729; C. A.; H. M.; J. G. J. und G. R. 1775; R. Gerlich um 1780; E. G. S. 1786; C. F. Wolf 1827). Von den datierten Formen ist die älteste von 1704, die jüngste von 1827; doch sind einige noch beträchtlich später anzusetzen. Hat man doch in der Grafschaft Glatz, namentlich in Wartha und Neurode, bis ans Ende des 19. Jahrhunderts die alte Technik geübt.

Für die trachtengeschichtliche Sammlung erwarb das Museum u. a. ein frühes Beispiel der im vorjährigen Verwaltungsberichte kurz charakterisierten schlesischen Plattenketten aus Dukatengold sowie eine Auswahl von Schmucksachen, Toilettengeräten und Galanteriewaren aus einem bisher verpackt gewesenen Breslauer Warenlager der dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Geschenke an Kleidungsstücken u. dgl. gingen ein von Fräulein Bianka Ardlt in Kreuzburg O/S., Frau Bandmann in Breslau, Frau Molly Fest in Gross-Strehlitz, Frau Ratsingenieur Wieprecht in Breslau und Herrn Schulrat Dr. Volkmer in Habelschwerdt. Der Magistrat zu Landeck schenkte eine in Lackfarben hübsch bemalte, mit vergoldeten Schnitzleisten in Rokokoformen verzierte und mit rotem Samt gepolsterte Sänfte aus dem dortigen Marienbade. An der Vorder- und Rückseite ist das Wappen einer Gräfin Friederike Clairon d'Haussonville, geb. Freiin von Kottwitz, auf Gläsersdorf und Bockey († 1780 in Breslau) angebracht. Ein reich geschnitzter und bemalter Kinderschlitten mit einer Türkenfigur als Spitzenbekrönung wurde von der Familie Krieger, ein eisernes Bratspiess-Drehwerk aus Leubus von Herrn Geh. Justizrat Benno Grospietsch geschenkt.

An Musikinstrumenten kamen ausser der schon erwähnten Kriegerschen Schenkung hinzu ein zur Familie der Klarinetten gehöriges Bathyphon von Eduard Skorra, Berlin (Geschenk von Fräulein Stiegler) und eine Viola d'amour, bez. Maximilian Zacher in Breslau 1745 (Geschenk des Herrn Hof-Instrumentenmachers Liebich).

Die Uhrensammlung erfuhr in diesem Jahre eine ausserordentliche Bereicherung. Der am 29. Juni 1905 zu Breslau verstorbene Kaufmann Gustav Rabe war ein eifriger Liebhaber von Taschenuhren, und zwar interessierte ihn daran besonders die Konstruktion. Die von ihm teils in Breslau, teils auf seinen Reisen erworbene Sammlung umfasst 230 Werke und 11 vollständige Exemplare. Sie gibt eine gute Übersicht über die Entwicklung der Uhrmacherkunst vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis zur Erfindung der Remontoiruhr. Ausserdem sammelte Rabe Spindelkloben, von denen er über 700 Stück zusammenbrachte. Es sind das die scheibenförmigen Deckel über der „Unruh". Die alten Uhrmacher verwendeten auf sie grosse Sorgfalt, arbeiteten sie durchbrochen und gravierten sie zierlich, so dass sie eine unerschöpfliche Quelle von Ornamentmotiven bilden und zur Zeit, als die Nachahmung alter Muster Mode war, von den Kunstgewerbemuseen sehr gesucht wurden. Nach einem testamentarischen Wunsche Rabes wurde die Sammlung von seiner Witwe als Auguste und Gustav Rabesche Stiftung dem Museum geschenkt. Als Vermächtnis der Freifrau von Cornberg, geb. Freiin von Rothenberg, erhielt das Museum reine goldene Taschenuhr mit ovalem Emailmedaillon in Louis XVI-Stil, bez. Lépine à Paris. Herr Restaurateur Lotalla in Breslau schenkte eine silberne Spindeluhr von Breguet, Paris, 19. Jahrh.

In die Waffensammlung wurden folgende Stücke aufgenommen: Schwert von 130 cm L., Griff zu anderthalb Faust, birnförmiger Knauf, gerade runde Parierstange mit Endknöpfen und einfachem Faustschutzbügel, schmale spitze Klinge mit kurzer Blutrinne. 15. Jahrh. Gef. in Paschkerwitz, Kr. Trebnitz. Geschenk des Herrn Dr. Georg Schöller auf Rosenthal. — Sturmhaube (Burgunderkappe), reich geätzt mit Ranken, Waffenstücken und je einem grossen Greif. Ende 16. Jahrh. Angeblich aus Ratibor. — Zwei Fechtdegen (Panzerstecher). Gefässe aus Messing mit birnförmigem Knauf, drahtumsponnenem Griff und horizontal Sförmig gebogener Parierstange; Klinge dreikantig und sehr lang. Datiert von 1639 und 1658. L. 130 und 137 cm. Aus dem Glogauer Rathause. Geschenk der Stadt Glogau. — Fahne und Standarte der Breslauer Bürgerwehr von 1848. Überwiesen von der Rathaus-Inspektion. — Drei Vivatbänder auf die Schlacht bei Rossbach und die Siege Friedrichs des Grossen. Vermächtnis des Herrn Sekretärs Carl Wolff in Langenbielau. — Kriegserinnerungen verschiedener Art wurden ausserdem geschenkt von Fräulein Auguste Altmann, Herrn Sanitätsrat Dr. Buchwald und Frau Agnes Secchi in Breslau.

4. DIE SAMMLUNG DES KUNSTGEWERBES

Antikes Kunstgewerbe:

Trinkgefäss in Form eines Widderkopfes, sog. Rhyton, aus rotem Ton. Auf dem Halse geflügelte Frau einen Mann verfolgend, zwischen Palmetten, in rotfiguriger Malerei. Vortrefflich erhaltenes Prachtstück von schöner Modellierung und feiner Tonfärbung. 5. Jahrh. v. Chr., griechisch.

Gläser, 6 Stück: 2 Ampullen aus irisierendem Glase mit langen röhrenförmigen Hälsen, nach Angabe des Verkäufers in Cypern ausgegraben; 2 Fläschchen mit vierkantigem Körper, eins davon in schöner dattelbrauner Färbung; ein grünlicher Kugelbecher mit aufgelegter smaragdgrüner Zickzacklinie und eine römische Schale aus leicht grünlichem Glase in Form eines niedrig walzenförmigen Napfes.

Architekturteile und Arbeiten in Stein:

Oberer Teil eines Bildstöckels, sogen. Kapelle, Sandstein, vierseitig mit einer Kreuzigung und den HH. Hedwig, Barbara, Petrus und Andreas in Hochrelief und gotischem Kielbogendache. Gefunden in einem alten Oderarme an der Trebnitzer Chaussee hinter der Gasanstalt III in der Nähe einer dort befindlichen Brücke. Es ist die auf der Abbildung des Vinzenzklosters (Schles. Vorz. N. F. I Taf. VI) sichtbare Gedenksäule, die 1542 durch Hochwasser weggeschwemmt wurde und seitdem verschwunden war. (Vgl. den Bericht von C. Buchwald und G. Lustig in der Schlesischen Zeitung vom 21. Juni 1905 und 21. Juni 1906.)

Liebesdenkmal, Sandstein, in Form einer Urnenvase auf Sockel. An der Vase ein ovales Medaillon mit der eingemeisselten Inschrift: HIER AN DEM TRAULICHEN PLATZE, DER DIR VOR ALLEN SO WERTH WAR, WEIHET DIR DANKBAR DEIN KIND, DIESS DENKMAL DER LIEBE UND PFLICHT. Auf dem Sockel die Inschrift: CHRISTIANE DOROTHEA GROSSE GEBORNE RÖHR GEBOREN DEN 30. AUGUST 1736. GESTORBEN DEN 22. MAERZ 1810. Stammt aus dem Garten des Hauses Gartenstrasse 43/47 in Breslau. (Geschenk des Herrn Kaufmann Paul Auerbach.)

Möbel und Holzschnitzereien:

Vorderwand einer Truhe (?), reich eingelegt mit verschiedenfarbigem Holze, in der Mitte die Opferung Isaaks, zu Seiten Simson und Lukretia. Um 1620, schlesisch.

Kleiderschrank, Eichenholz mit Nussbaum fourniert, zweitürig, kräftig profiliert, Gesims verkröpft. Die Profile der stark gehöhten Türfüllungen, die Schlagleiste der Tür und die dieser entsprechenden Pilaster an den Seiten, sowie der Gesimsgiebel mit Schnitzwerk in ungewöhnlich guter Qualität belegt. Danzig, um 1700. (Geschenk des Herrn Kommerzienrat Georg Haase.)

Kleiderschrank, zweitürig, auf Unterbau mit zwei Schubladen, reich profiliert, die Schlagleiste und die beiden vorderen abgeschrägten Seitenkanten durch Pilastern mit geschnitzten, dunkelgefärbten Lindenholzkapitälen belegt. Dachgesims verkröpft. Reich eingelegt mit gemasertem und schlichtem Nuss- und Birnbaumholze. Auf den Türen zwei allegorische Figuren, deren Fleischteile in Elfenbein wiedergegeben sind. Typisch schlesische Arbeit von etwa 1740; ältestes Beispiel der noch durch zwei jüngere Schränke gleichen Charakters im Museum vertretenen Art. Stammt aus Schweidnitz.

Schreibsekretär in der in Schlesien häufig vorkommenden Form: Unterteil vorspringend mit Schubladenreihen zu beiden Seiten und einer zurückliegenden Tür in der Mitte, Schreibtischplatte aufklappbar mit je einer Schublade an jeder Seite. Oberbau zurücktretend, an den Seiten wieder mit Schubladenreihen, in der Mitte eine Tür. Dachgesims mit verkröpftem Giebel. Nussbaum-Fournier mit reicher eingelegter Arbeit: allegorische Figuren des Krieges und Friedens, österr. Doppeladler mit Hohenzollernwappen (?) und Kriegstrophäen, preuss. Adler, Friedensengel Vögel u. s. w. Um 1745. Stammt aus Breslau.

Büfettschrank, bestehend aus Unter- und Oberteil mit vier Türen; Vorderseite und Decke geschweift. Alles in Nussbaum fourniert, auf den Türen dunkel eingelegtes Bandwerk mit silberner Metallleisten-Umrahmung. Um 1720.

Totenschild, ovale Holztafel mit noch unbestimmtem Wappen in Temperafarben: in gelb-weiss gespaltenem Schilde ein schwarzer Adler; auf dem gekrönten Bügelhelm ein rechts weisser, links schwarzer Flug. Decken rechts schwarz-gelb, links schwarz-weiss. 17. Jahrh. Stammt aus der Barbarakirche in Breslau.

Bilder und Miniaturen:

Heinrich Ribisch, Ölbild auf Holz, beschrieben auf S. 106 f., abgeb. auf Lichtdrucktafel III.

Mythologische Szene in Lackfarben auf Elfenbein. Gemalt von Christian Friedrich Knoefvelle in Breslau, um 1800. Vgl. Schles. Vorz. N. F. III 150 f., 157. (Geschenk des Herrn Hauptmann a. D. Krieger.)

Johann Friedrich August Hagen, Senior zu St. Elisabeth in Breslau, in Amtstracht. Miniatur auf Papier. Gemalt von Gottfried August Thilo in Breslau 1812 unter Benutzung des damals von ihm angefertigten Kupferstiches. Vgl. Schles. Vorz. N. F. III 199 ff., 153 f.

Steuerrat Kahl in Glatz. Miniatur auf Elfenbein. Signiert v. Rahden 1815. Vgl. Schles. Vorz. N. F. III 147, 156.

Herr und Frau von Jerin in einem Interieur der Biedermeierzeit. Malerei auf Porzellan. Auf der Rückseite die Signatur: „J. C. M. Heinze, gem. 1837." Schlesisch.

Gutsbesitzer Majunke auf Bischwitz bei Breslau. Miniatur auf Elfenbein; in Lederetui. Gemalt von Amand G. Zausig in Breslau, um 1840. Vgl. Schles. Vorz. N. F. III 144 ff., 156.

Johannes Ronge, deutsch-katholischer Prediger (geb. 16. Oktober 1813 in Bischofswalde, Kreis Neisse, 1845—1849 in Breslau, † 26. Oktober 1887 in Wien). Medaillon-Miniatur auf Elfenbein. Unbezeichnet, doch zuverlässig beglaubigte Arbeit von Louis Ferdinand Koska in Breslau, gemalt 1846.

Silhouetten, aus schwarzem Papier geschnitten, mit allegorischen Darstellungen der Lebensalter und Szenen aus dem Landleben. Wahrscheinlich Arbeiten des schlesischen Sandfuhrmannes Eckert, der in der Umgebung von Hirschberg während der vierziger und fünfziger Jahre des 19. Jahrh. viele derartige Silhouetten geschnitten hat. (Geschenk des Herrn Inspektors Brettschneider.)

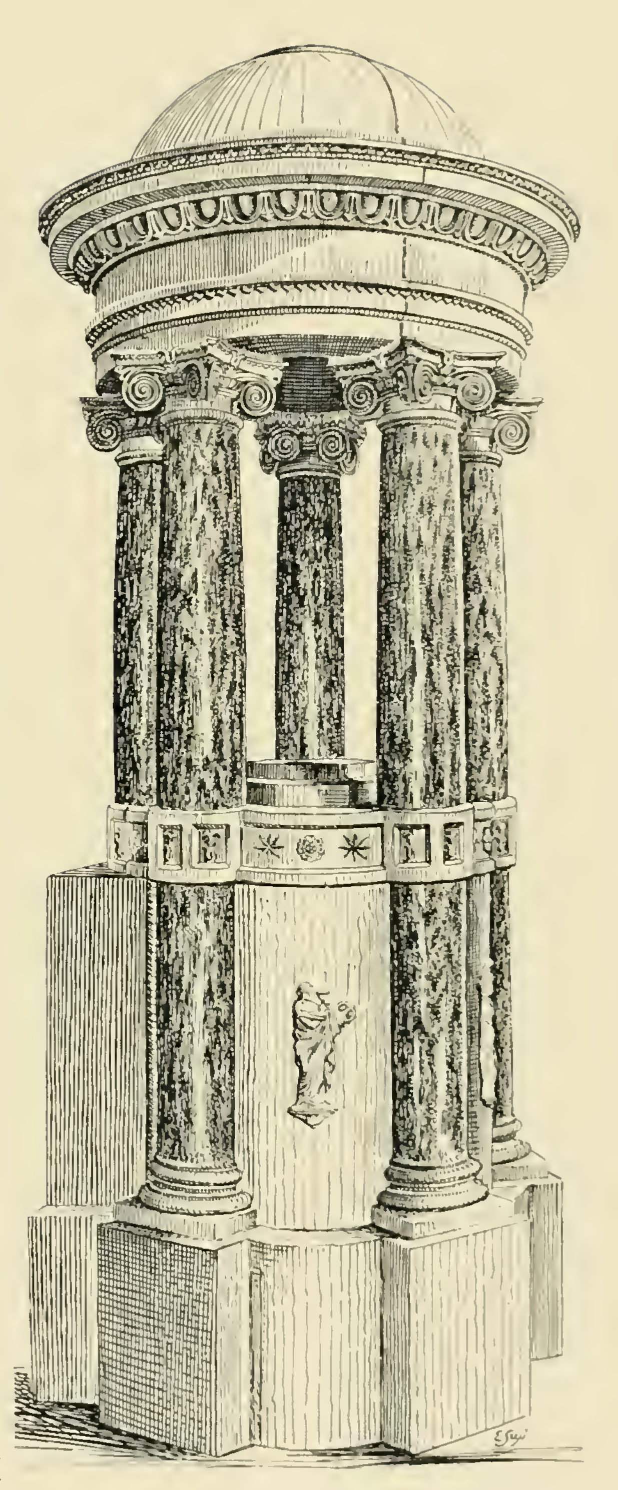
Steinzeug, Fayence und Steingut:

Wandtafeln, 5 Stück, Fayenceplatten mit farbigen, durch eingeritzte Konturen scharf getrennten Zinnglasuren, wobei ein leuchtendes Ockergelb und sattes Kobaltblau die Hauptrolle spielt, darauf Inschriften, das Wappen von Bayern und der Grafschaft Glatz in Renaissance-Umrahmung nebst Jahreszahl 1559. Die Inschriften lauten:

DIE SO GOT	DV SOLT D	WEN DIE (GE)
FVRCHTEN	AS RECHT	WAL(THABER)
HALTEN IH	DEINES (AR)	KLVG SIND
RE REGEN	M(EN)	SO GEDEIH
TEN IN E	. . . .	T DIE STAT
HREN SI		SIRACH AM X
RACH AM X		M D L I X ꞩ ꞩ

Die Tafeln stammen aus dem sog. Soldatenturme des Vogteigebäudes in Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz und waren später an der Aussenseite des Gebäudes eingemauert, bis sie Medizinalrat Dr. Ludwig vor der Zerstörung durch die Witterungseinflüsse rettete. Die Anbringung des bayrischen Wappens erklärt sich daraus, dass die Grafschaft von 1548—1560, also auch zur Entstehungszeit der Wandtafeln, im Pfandbesitz von Ernst, Herzog von Bayern und Erzbischof von Salzburg war (vgl. Volkmer, Geschichte der Stadt Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz, Habelschwerdt 1897, S. 12, 13 u. 25 Anm. 2). Die aus einer Stiftung des Herrn Kommerzienrates Dr. Georg Kauffmann in Wüstegiersdorf erworbenen Tafeln liefern wiederum ein höchst wichtiges Dokument für die Geschichte der schlesischen Renaissance-Keramik mit mehrfarbigen Zinnglasuren, über die der Aufsatz in Schles. Vorz. N. F. I S. 122 einzusehen ist.

Figurengruppe, Ton, dunkelbraun getönt, unglasiert, darstellend ein Liebespaar in der Tracht des 17. Jahrh. Gefunden in Steinau a. d. O. (Geschenk des Herrn Dr. Gusinde.)



Allegorische Figuren „Europa" und „Afrika", aus Kalkstein? (Geschenk des Herrn Hauptmann Höhne in Berlin-Grunewald.)

Krug, Steinzeug, mit schwarz glänzendem Blumenwerk auf braunem Kerbschnittgrunde. Zinndeckel datiert 1701. Sachsen.

Baumölbiertopf, Fayence, braun glasiert, dreihenkelig, auf dem bauchigen Körper Zunftembleme der Strumpfwirker in Relief. Am oberen Gefässrande eingeritzt: I. G. F. K. 1718. Stammt aus dem Besitze der Strumpfwirker-Innung in Freistadt i. Schles.

Schüssel, Fayence mit weisslicher Glasur, bunt bemalt mit einem Fisch und ornamentalem Blattmuster. 18. Jahrh., Schlesien.

Schüsselchen, 2 Stück, Fayence mit weisslicher Glasur, die eine mit Landschaft, die andere mit einer derben Blume in blau, grün, gelb und violettbraun bemalt. 18. Jahrh., Schlesien.

Flasche, Fayence, mit kugeligem Körper und gebogenem Halse, der sich oben in ovaler Öffnung erweitert. Bunt bemalt mit Blumen. Proskau, um 1764; Markenform der zweiten Periode der Fabrik.

Leuchter, Fayence, mit landschaftlichem Dekor in farbiger Malerei auf dem runden leicht gewellten Fusse. Proskau, um 1780; Markenform der zweiten Periode der Fabrik. (Geschenk der Frau Elly von Schubert-Soldern in Dresden.)

Wöchnerinnen-Terrine, Steingut, hellgelblichgrau, bunt bemalt mit Vögeln und Blumen im Charakter der sog. Hochzeitsteller. Proskau; Markenform der vierten Periode der Fabrik.

Vase, Fayence, mit reichem plastischem Blumenschmuck auf den Henkeln und dem Deckel nebst farbigem Dekor. Das stattlichste und reichste Erzeugnis der Fayencefabrik Glinitz OS. in unserer Sammlung. Um 1770.

Dose in Form einer lagernden Kuh, Steingut, gelblich, hellbraun bemalt mit schwarzer Zeichnung, Sockel grün. Mit der farblos eingedrückten Marke: GLINITZ. Um 1800.

Kaffee- und Milchkännchen, Steingut, gelb und dunkelbraun glasiert. Mit der eingedrückten Marke MOEST 2. Um 1800.

Hochzeitsteller, Steingut, rahmfarben, farbig dekoriert mit einem Kosaken zu Pferde in landschaftlicher Umgebung. Erste Hälfte 19. Jahrh., Magdeburg.

Zimmerofen, in Form eines antiken Rundtempels, Fayence, hellgraublau glasiert, die hervortretenden Teile und Appliken hellgelb getönt, die Säulen braun marmoriert. Siehe die Abbildung. Um 1800. Stammt aus dem Hause Goldene Radegasse Nr. 15, I. Etage, in Breslau.

Porzellan:

Berlin: Tasse nebst Untertasse, auf dem zylindrischen Mantel der Tasse in farbiger Malerei eine Ansicht des russischen Dampfbades in Breslau. Um 1840. Kleine Biskuit-Büste Johannes Ronge (geb. 1813 in Bischofswswalde in Schlesien), der von 1845—1849 als Pfarrer der deutsch-katholischen Gemeinde in Breslau wirkte. (Geschenk des Herrn Hauptmann Höhne in Berlin-Grunewald.)

Gotha: Bechertasse nebst Untertasse, in matten Farbentönen bemalt mit Landschaften, darin ein Liebes-Tempel und -Säule. Marke Rg.

Meissen: Sitzendes Mädchen, auf der Rechten ein Vögelchen haltend; farbig bemalt. Marcolinizeit. — Pfeifenkopf mit Ansicht des Puppischen Saales in Breslau. Anf. 19. Jahrh. (Geschenk der Familie Krieger.)

Wien: Bechertasse nebst Untertasse, auf beiden in feinster farbiger Malerei in rechteckigem Felde ein Weib auf einem Kentauren. Fond hellgrünlich. Mit reicher Vergoldung. Um 1800. (Angekauft aus einer Stiftung des Herrn Dr. jur. Paul Heimann.)

Glas:

Trinkgerät in Form eines Schlüssels aus gekniffenem Glase. 18. Jahrh., Schlesien.

Becherglas, dickwandig mit konischem Mantel, darauf in flüchtiger und primitiver Gravierung Vögel, Häuser und Blattwerk in Kreisen. Anf. 18. Jahrh., Schlesien. (Geschenk des Herrn Regierungsrates Freiherrn v. Seherr-Thoss.)

Pokal mit Rankenwerk und Inschrift „Freundschafft machen steht wol fein, Freundschafft halten krönt allein" in Gravierung. Im Stiel rote Fadeneinlage. Um 1720, Schlesien. (Stiftung von Frau Auguste Rabe und Herrn Gustav Rabe.)

Fässchen mit Schraubspund, zwei eingeschliffenen Stöpseln und erhaben aus dem Glase herausgeschnittenen Fassreifen, zwischen letzteren Bandelwerk, auf den Böden Weinlaub und Ranken in Gravierung. Um 1730, Schlesien.

Becherglas mit allegorischen Darstellungen der vier Jahreszeiten in Gravierung. 18. Jahrh., Schlesien. (Stiftung von Frau Auguste Rabe und Herrn Gustav Rabe.)

Weingläser, ein Paar, mit den Inschriften auf den windenblütenförmigen Bechern „Ich esse gern Vogel, mein Weib auch mit" und „Ich habe doch meine Freud daran". 18. Jahrh. (Stiftung von Frau Auguste Rabe und Herrn Gustav Rabe.)

Pokal in der Form der schlesischen Rokoko-Deckelpokale mit walzenförmigem Ständer-Stiele, facettiert geschliffenem Nodus, aus Palmetten herauswachsendem Kelche und vergoldetem Lippenrande. Graviert mit Darstellung der Schlacht bei Leuthen und den Inschriften: „Vorstellung der wichtigen Bataille und großen Sieges, welchen Sr. Königl.-Mage. von Preüßen über die Oestereicher Armee bey Leuthen erfochten d. 5. Dece. 1757", und „Es lebe durch des Himmels Gnade der König, der uns helffen kann, So schlägt Er mit der wacht Parade noch allzeit 80000 Mann"; darüber ein kleines Porträt Friedrichs des Grossen. Deckel fehlt.

Deckelpokal auf Fuss mit runder Standfläche, dickwandig, auf dem zylindrischen Kelche umgeben von Empire-Dekor vier Rundmedaillons mit Apollo, Hephaistos, Merkur und Bacchus in Gravierung, getrennt durch guillochierte Pilaster. Unter dem Fusse das eingravierte Monogramm F F v S T nebst Datum 21. July 1815. Schlesische Arbeit. (Geschenk des Herrn Regierungsrates Freiherrn v. Seherr-Thoss.)

Seidel mit Hervorhebung einiger Teile durch gelblichen Überfang. Auf dem bauchigen Körper vier Rundbogenfelder mit figürlichen und landschaftlichen Darstellungen in Gravierung. Um 1820, Schlesien.

Becherglas mit Ansicht von Hirschberg in Gravierung. Erste Hälfte 19. Jahrh. Wohl Warmbrunner Arbeit. (Geschenk des Museumsvereins.)

Deckelpokal auf Fuss, auf dem walzenförmigen Kelche in Gravierung Kühe in einer Landschaft. Um 1840.

Gläser aus der Josephinenhütte, 12 Stück, ausgeführt in den mannigfachsten Formen und Techniken, teils in freier oder getreuer Nachahmung alter venetianischer Faden- und Flügelgläser, deutscher Willkommpokale des 17. Jahrh. mit Emailmalerei oder gravierter Gläser des 18. Jahrh., teils in selbständigen Techniken, wie z. B. in Verwendung von ausgeschliffenem Überfangglase (Pokal mit

einem Hirsch, vielleicht eine Arbeit des tüchtigen Glasschneiders Simon, von dem die Glassammlung der Josephinenhütte zwei Prachtpokale mit ausgeschliffenen Porträtmedaillons in blauem Überfangglase besitzt). Alles typische Beispiele für die technischen und künstlerischen Versuche der im Jahre 1841 von dem Glaskünstler Franz Pohl im Auftrage des Grafen Leopold Schaffgotsch eingerichteten Josephinenhütte bei Schreiberhau im Riesengebirge. (Stiftung von Frau Auguste Rabe und Herrn Gustav Rabe.)

Gläser mit ausgeschliffenem farbigem Überfang, 1 Kuffe, 1 Fläschchen, 2 Feldflaschen. Um 1860. Schlesische Arbeiten, vielleicht aus Reinerz. (Geschenke von Herrn Fritz Huldschinsky, Frau Ottilie Junger und Fräulein Margarete Heider und des Museumsvereins.)

Goldschmiedearbeiten:

Siegelring, Gold, mit hebräischen Inschriften auf der umklappbaren Siegelplatte. Gefunden 1906 in Breslau. Beschrieben und abgebildet auf S. 63–65.

Renaissance-Löffel, Silber mit wenig Vergoldung, mit den Wappen der Familie von Wildenstein und des M. von Grünberg. Datiert 1574. Schlesische Arbeit.

Becher, Silber, mit Schrägbuckeln, in denen getriebene silberne Blumen und glatte vergoldete Flächen abwechseln. Beschauzeichen: Breslauer Johanneskopf Typus I. Meisterzeichen C A = Christoph Abfelder, der seit 1674 Meister ist. Vgl. E. Hintze, Die Breslauer Goldschmiede, S. 37.

Schlesische Silberarbeiten des 18. Jahrh. Durch Vermächtnis des in Berlin am 15. Dezember 1904 verstorbenen Rentiers Herrn Joseph Epstein aus Breslau gelangten 22 schlesische Silberarbeiten endgültig in den Besitz des Museums, die früher bereits als Leihgabe den Sammlungen überwiesen worden waren. Die Erwerbung dieser Kollektion ist für das Museum von ganz besonderem Interesse, als sie einen schönen Grundstock für den geplanten und inzwischen auch bereits teilweise durchgeführten Ausbau einer Abteilung schlesischer Silberarbeiten des 18. Jahrh. bildet. Das Hauptstück des Vermächtnisses ist ein silberner Zunftpokal der Tuchmachergesellen in der Breslauer Neustadt, datiert 1733, eine Arbeit des Breslauer Silberarbeiters Benjamin Hentschel. Künstlerisch und technisch das beste Stück ist eine silberne Zuckerdose mit getriebenem Rokokodekor, eine Arbeit des Neisser Goldschmiedes Ignaz Rieger. Weiter wären zu nennen: ein Breslauer Willkommschildchen von 1689; vier Becher von Johann Christoph Vogel, Benjamin Hentschel (datiert 1735), George Friedrich Thamm in Breslau und Meister C F R (?) in Ohlau; zwei Zuckerdosen von Carl Wilhelm Hartman und Johann Christoph Jancke in Breslau; ein Tischleuchter, datiert 1746, von Christian Kretschmer in Breslau; ein Zuckerschälchen von Christian Hoensch in Breslau; fünf Salzfässchen im Rokoko-, Zopf- und Empire-Stil, Arbeiten der Breslauer Silberarbeiter Carl Gottfried Haase, Christian Hoensch, Carl Gottlieb Gröger und Friedrich Samuel Weisskaeppel; fünf Löffel, einer davon eine Arbeit des Johann Gottlieb Schmidt in Breslau, zwei sind Arbeiten des Goldschmieds Elias Pfister in Oberglogau OS., ein Gemüselöffel ist Schweidnitzer Arbeit, Lichtputzschere mit Rokokodekor, Herkunft unbestimmt.

Becher, Silber, auf dem konischen Mantel oben drei Muscheln zwischen Akanthuswerk, unten Rippung in getriebener Arbeit. Ohlauer Beschauzeichen, ein L in einem O. Meisterzeichen G K = Gottfried Kittel, in Ohlau als Meister tätig im ersten Viertel des 18. Jahrh. (Geschenk des Herrn Stadtältesten Dr. Heinrich v. Korn.)

Salzfässchen, ein Paar, Silber, in der für die Rokokozeit typischen ovalen Sockelform. Jauerer Beschauzeichen: geschachter Schild. Meisterzeichen: I C S G. Um 1760.

Wolleknäul-Halter, kugelig, aus silbernen Filigrandraht-Bügeln Anf. 19. Jahrh. Geschenk des Fräulein Helene Glock.)

Halskette, Dukatengold, bandförmig, zusammengesetzt aus schmalen geperlten und gebuckelten Stegen. Um 1780. Wohl Breslauer Arbeit.

Halsschmuck, Dukatengold, sog. Kollier, mit reicher Filigranarbeit, besetzt mit farbigen Edelsteinen. Um 1800. Wohl Schlesisch.

Ohrringe, ein Paar, aus Dukatengold, mit Filigranarbeit und kleinen goldenen Plättchen. Um 1800. Typisch schlesische Arbeit.

Halsschmuck, Silber, mit Mittelstück in Filigranarbeit auf vergoldeter Metallunterlage und mit aus verschränkt zusammengeschobenen Ringgliedern gebildeten Halsketten. Volksschmuck aus der Lausitz.

Unedle Metalle:

Türzieher, Bronze, in Form eines ovalen Ringes mit Akanthusblattwerk in Relief. Mitte des 16. Jahrh., italienisch. Stammt aus Bergamo.

Schmuckdose mit Klappdeckel, Bronze, auf dem Deckel eingelassen eine Perlmutterplatte mit Rokoko-Dekor in Reliefschnitt. Um 1760. (Vermächtnis des Herrn Sekretärs Carl Wolff, † in Langenbielau 1896.)

Kronleuchter, Messing, mit profilierter Mittelspindel, sechs geschweiften Lichter-Armen mit Rocaille-Schnörkeln und sechs kurzen Armen mit polierten Hohlflächen und späten Rokokokartuschen. An der Kugel der Mittelspindel die Inschrift „Gefabricirt von Christoph Friedrich Hunstaedt in Breslau. Anno 1791 ist der Grundstein zu dieser Kirchen gelegt und dieser Kronleuchter verehret worden aus Breslau den 18. Julius." Stammt aus der Kirche in Hundsfeld.

Porträtmedaillon des Reichsfürsten zu Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, 1795—1817 Fürstbischof von Breslau. Eisenguss aus der Eisengiesserei Gleiwitz OS.

Textiles:

Seidengewebe mit dunkelblaugrauem Grunde und maigrünem und gelblichweissem Muster: schmale Bänder mit geometrischem Ornament bilden Quadrate, darin abwechselnd Drachen, Rosetten und Zickzacklinien. Dazwischen in versetzten Reihen grosse Achtpässe mit je einem goldbroschiertem Löwen unter einem maigrünen Eichbaum. Spanien (?) XIV. Jahrh. (Ein gleiches Stück in der Gewebesammlung des Kgl. Kunstgewerbemuseums in Berlin, Inv.-Nr. KG M' 92, 176.)

Gobelin mit Vögeln, Hunden und Kaninchen auf einer Wiese mit stilisierten Blumen und einem unbestimmten Wappen. Am Rande eine Bordüre mit frühen Renaissance-Ranken. Um 1510 1515. Stammt aus der Maria Magdalenenkirche in Breslau. (Depositum der Kirche.)

Einsatzstreifen aus Leinwand mit durchbrochener Spitzenarbeit. 17. Jahrh. (Geschenk der Frau Geheimrat Neisser.)

Leinwandtapeten, farbig bemalt mit Schäferszenen und spätem Rocailledekor. Um 1775. (Leihgabe des Herrn von Grünberg in Pritzig in Pommern.)

Decke, zusammengenäht aus kleinen quadratischen Kattunfleckchen. Ende 18. Jahrh. Stammt aus Pommern. (Geschenk des Herrn Geheimrats Friedensburg in Berlin-Steglitz.)

Ärmeleinsätze, ein Kopftuch und eine Kopfbinde, Leinen, bestickt mit geometrischen Mustern in farbiger Seide. 19. Jahrh. Herzegowinisch-dalmatinische Arbeiten.

Ärmelbesätze von Egerländer Frauenhemden aus weissem Leinen mit farbiger Stickerei in geometrischen Mustern. 19. Jahrh.

Häuptlingsgewand, aus Cota Gedong in den Bovenlanden von Sumatra. Modern.

Lehrgang der Batiktechnik. (Geschenk der Frau Geheimrat Neisser.)

Japan und China:

Schreibkasten (Suzuribako) aus Holz mit Aventurin-Lack, auf dem Deckel in mehrfarbig getöntem Goldlack-Relief ein japanischer Hahn auf einer freihängenden Stange aus zinnoberrotem Lack. Darunter ein aus drei Gattern bestehender Zaun aus Goldlackstäben mit Endpfosten in Blei, dahinter Chrysanthemumstauden, davor ein Bach, aus dem drei Felssteine herausragen. Im Inneren des Deckels in Goldlack-Relief und Blei eine Tritonschnecke mit Quasten und zwei Schmetterlinge.

Kästchen aus goldgelacktem Holze mit Korbflechtmuster auf dem Deckel und verstreuten Chrysanthemumblumen. Im Innern ein Tablett mit Schmetterlingen in Goldlack.

Inro aus braunem Holze, dreiteilig, mit Blättern und Blüten des indischen Lotus (Nelumbo nucifera) in Bleiauflage und Goldlackrelief. Mit Signatur in Goldlack. Dazu gehörig ein Elfenbein-Netzke in Form eines Taschenkrebses.

Inro aus hellbraunem Holze, zweiteilig, mit einem Blattzweige, einer Libelle, kleinen Schmetterlingen und Insekten in Perlmutter-, Opal- und Schildpatt-Auflage. Dazu gehörig ein Holz-Netzke in Form eines runden Deckels, in dem eine plastisch aufgesetzte Fliege sitzt.

Jagdfalke aus Elfenbein auf ornamental verziertem Holzständer sitzend. 19. Jahrh. (Geschenk Sr. Exzellenz des Herrn Grafen v. Maltzan auf Militsch.)

Schale aus Steinzeug mit tiefblauer durchleuchtender Glasur. Auf der Unterseite des Bodens eine grosse Marke in Schwarz in der Glasur. China.

Flasche mit kugeligem Körper, aus milchweissem, wenig durchscheinendem Glase mit grosszügigem Ranken-, Blumen- und Blattwerk in ultramarinblauem Überfangglase. Am Boden der Flasche vier Signaturen in chinesischer Schrift eingeritzt. China. Ein schönes und ungewöhnlich grosses Beispiel für die durch die kleinen Tabakfläschchen bekannte Technik des ausgeschliffenen chinesischen Überfangglases.

Modernes Kunstgewerbe:

Gallé-Gläser: eine Vase mit Tieren und Seepflanzen in eingelegtem farbigen Glase, eine Schale mit japanischen und eine Bonbonière mit persischen Motiven in translucidem Email, zwei Vasen mit Libellen und Pflanzen in ausgeschliffenem Überfangglase. Erworben von der Firma Désiré Christian & Sohn in Meysenthal in Lothringen, die durch ihre geschäftlichen Beziehungen zu Gallé in den Besitz einer beträchtlichen Anzahl von frühen Arbeiten des Künstlers gelangt ist. Drei der erworbenen Gläser tragen ausser dem eingeritzten Namen Gallés die Jahreszahlen 1865, 1866, 1872, die beiden undatierten Stücke gehören derselben Zeit an. Durch diese Gläser werden die ersten, technisch wie künstlerisch hochinteressanten Versuche des grossen Glaskünstlers trefflich illustriert.

Bucheinband, entworfen von F. Krause, ausgeführt von Buchbindermeister F. Klinke in Breslau, 1905. (Gewinn des Breslauer Magistrats bei der Verlosung des Kunstgewerbevereins.)

Bucheinband, entworfen und ausgeführt von Buchbindermeister E. Knothe in Görlitz, 1905. (Gewinn des Breslauer Magistrats bei der Verlosung des Kunstgewerbevereins.)

VERMEHRUNG DER BIBLIOTHEK·

Für die Büchersammlung wurden im Berichtsjahre angeschafft eine grössere Zahl von Büchern über Japan und japanische Kunst, von denen genannt seien: die Zeitschrift The Kokka — Tajima, Masterpieces selected from the Korin school (Geschenk des Kunstgewerbevereins) — Tajima, Masterpieces by Motonobu — Tajima, Masterpieces by Jakuhu — Conder, The floral art of Japon — Brockhaus, Netsuke; ausserdem sind von Ankäufen erwähnenswert: Burgemeister, die Holzkirchen und Holztürme der preussischen Ostprovinzen — Prokop, die Markgrafschaft Mähren in kunstgeschichtlicher Beziehung — Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn — Pazaureck, Keramik — Hobson, Catalogue of the Collection of english porcelain; die Reihe der Kunstdenkmäler-Inventare wurde in diesem Jahre ergänzt durch Hirsch, die Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck. Als neue Zeitschrift ist „Die Werkkunst" zu nennen, die vom Kunstgewerbeverein überwiesen wird.

Für die Studienblättersammlung Erwerbungen zu machen, gab die Ausstellung „Alt Breslau" gute Gelegenheit. Es wurden eine grosse Zahl älterer Stiche, Ansichten der Stadt und ihrer Bauten, aus Privatbesitz gekauft, ferner Handzeichnungen von Wölfl, namentlich Breslauer Wohnzimmer aus den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts darstellend, eine Radierung von O. F. Probst, die Mühlgasse beim Hochwasser 1903, eine Zeichnung des Hofes im abgebrochenen Hause Ring 13 von Else Kühn in Falkenhain, eine grosse Serie Breslauer Photographieen aus den 70er Jahren vom Photographen Krone in Dresden und eine sehr interessante Sammlung von 49 Aquarellen des XVIII. Jahrhunderts, Bildern einer Reise von Frankfurt a O. durch Schlesien. Auch mehrere Geschenke wurden nach Schluss der Ausstellung „Alt Breslau" der Bibliothek von Ausstellern gemacht, von denen das von Herrn Pauliny-Tiszor, ein Porträt Wölfls, Aquarell von C. Guse aus dem Jahre 1849, besonders erwähnt zu werden verdient. Die Sammlung japanischer Holzschnitte, von der später, wenn sie vollständiger sein wird, ein Verzeichnis gegeben werden soll, wurde durch ein Blatt von Hiroshige vermehrt, ausserdem durch eine grosse Zahl Reproduktionen von Werken der Hauptmeister des japanischen Holzschnitts.

Geschenke für die Bibliothek gingen ein vom:

Schlesischen Altertumsverein; Altertumsverein, Dessau; Ausstellungs-Komitee der Kinderkunst-Ausstellung, Breslau; Ausstellungs-Komitee, Dresden 1906; Ausstellungs-Komitee, Nürnberg; Kaufmann Matthias Bersohn, Warschau; Frau Brandt; Kaufmann Julius Brann; Dr. Buchwald; Ingenieur Cervinka, Olmütz; Professor Dr. Conwentz, Danzig; August Förster, Grünberg i. Schl.; Baumeister J. W. Frohne, Kopenhagen; Professor Dr. Freiherr Hiller von Gaertringen, Berlin; Gemäldehalle, Freiburg i. B.; Gewerbemuseum, Bremen; Gewerbemuseum, Brünn; Gewerbemuseum, Königgrätz; Gewerbemuseum, Ulm; Geh. Rat Dr. Grempler; Handwerkskammer; Dr. Heierli, Zürich; Dr. Hintze; Regierungsrat R. von Höfken, Wien; Hauptmann Höhne, Berlin-Grunewald; Kunstgewerbeverein, Görlitz; Lehrer-Verein, Brieg; Direktor Professor Dr. Masner; Thaulow-Museum, Kiel; Museum, Krefeld; National-Museum, Krakau; Kunstindustrie-Museum, Kopenhagen; Kunstindustrie-Museum, Kristiania; Nationalmuseum, München; Kaiser Franz Josef-Museum, Troppau; Österreichisches Museum für Kunst und Industrie, Wien; Museum für österreichische Volkskunde, Wien; National-Galerie, Berlin; Oberlausitzer Gedenkhalle, Görlitz; Nachlass Leopold Priebatsch; Referendar Schlawe; Frau Guido Schöller, Düren; Direktor Dr. Seger; O. F. Tscherning, Heilbronn; Dr. Wilpert, Oppeln; Zeitschrift für Bücherfreunde, Berlin; Kaufmännische Zwinger-Schützengesellschaft.

Ausgegeben wurden für die Bibliothek insgesamt 4312 Mark.

AUSSTELLUNGEN

Austellung von Goldschmiedearbeiten schlesischen Ursprunges oder aus schlesischem Besitze vom 7. Oktober bis 30. November 1905. Unter allen bisherigen Ausstellungen unseres Museums darf sich diese als die bedeutendste, umfangreichste, für die Allgemeinheit anziehendste und wissenschaftlich ergiebigste bezeichnen. Ihre Veranstaltung geschah unter einem günstigen Sterne. Es war der Direktion gelungen, die staatlichen und kirchlichen Behörden der Provinz Schlesien für das schon seit mehreren Jahren geplante Unternehmen zu interessieren und für seine Durchführung vom Magistrate die vollste Aktionsfreiheit zu erlangen und so bildete sich im April 1905 ein Komitee, um das Museum bei den Vorbereitungen für die Ausstellung durch seinen Einfluss zu unterstützen. Diesem Komitee gehörten ausser den Beamten des Museums folgende Herren an: Exzellenz Fr. S. Bauer, Fürsterzbischof von Olmütz — Dr. G. Bender, Oberbürgermeister von Breslau — Exzellenz O. von Essen, Kaiserl. Russ. Staatsrat und General-Konsul — D. Dr. Professor K. von Hase, Ober-Konsistorialrat — Dr. W. Hohaus, Fürstbischöflicher Vikar und Grossdechant der Grafschaft Glatz in Habelschwerdt — E. Holtz, Regierungspräsident in Oppeln — Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat H. von Holwede, Regierungspräsident in Breslau — Geistlicher Rat Dr. J. Jungnitz, Direktor des Diözesan-Archivs und -Museums — Eminenz G. Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau — H. Milch, Stadtrat — T. Nottebohm, Generalsuperintendent — Königl. Kammerherr Freiherr von Seherr-Thoss, Regierungspräsident in Liegnitz — Eminenz L. Kardinal von Skrbensky, Fürsterzbischof von Prag — Dr. F. von Stablewski, Erzbischof von Posen-Gnesen — Wirkl. Ober-Konsistorialrat D. W. Stolzmann, Konsistorial-Präsident — Staatsminister Exzellenz R. Graf von Zedlitz-Trützschler, Ober-Präsident der Provinz Schlesien.

Es ist der Direktion des Museums eine angenehme Pflicht, den Mitgliedern des Komitees für ihre Mitwirkung an dem vollen Gelingen des Unternehmens auch an dieser Stelle herzlichst zu danken. Wärmsten aufrichtigsten Dank schulden wir vor allem Sr. Eminenz dem Herrn Fürstbischof Kardinal Dr. Kopp. Sein lebhaftes Interesse an den wissenschaftlichen Zwecken der Ausstellung erschloss uns ohne Ausnahme den gesamten reichen Besitz der Kirchen seiner Diözese. Gerne gedenken wir auch des unermüdlichen und für uns unentbehrlichen Beistandes, den uns Herr Geistlicher Rat Dr. J. Jungnitz, Direktor des fürstbischöflichen Diözesan-Archivs und -Museums, bei der Auswahl der Ausstellungsobjekte leistete.

Der Zweck der Ausstellung, die Goldschmiedearbeiten schlesischen Ursprunges oder aus schlesischem Besitze zu vereinigen, wurde, wir dürfen mit Befriedigung sagen, beinahe lückenlos erreicht. Nicht nur die Museen, Kirchen, sondern auch Magistrate, Korporationen und der Privatbesitz, an seiner Spitze der Herzog zu Trachenberg, Fürst von Hatzfeldt, und der Reichsgraf Friedrich von Schaffgotsch, stellten uns bereitwillig alles zur Verfügung, was wir wünschten. Fast hatten wir Mühe, das uns zuströmende Material unterzubringen. Chronologisch und nach den Herstellungsorten übersichtlich geordnet, nahmen die Ausstellungsobjekte den Lichthof und die gesamten Räume für wechselnde Ausstellungen im II. Stockwerke des Museums ein.

Keine der bisherigen Ausstellungen unseres Museums, auch die von Arbeiten des modernen Kunstgewerbes, hat die Allgemeinheit so interessiert wie die Goldschmiedekunst-Ausstellung. Es war für sie etwas völlig Neues, in seinem Reichtum überraschendes und ungeahntes, das sich da als Niederschlag der alten künstlerischen Kultur der Provinz Schlesien oder als ihr aus der Fremde bezogener Besitz darbot. Besonders lebhaft zeigte sich die Anteilnahme des Publikums in dem Wunsche nach Führungen durch die Ausstellung. Wir hatten an einem Tage oft mehrere solcher Führungen zu absolvieren.

Am höchsten aber ist der wissenschaftliche Gewinn der Ausstellung zu veranschlagen. Von ihr an erst datiert unsere Kenntnis der Goldschmiedekunst in Schlesien. Als eine Vorarbeit für die Ausstellung, die die genaue Bestimmung der Breslauer Arbeiten im Kataloge ermöglichte, und zugleich als ihre erste Frucht konnte Dr. E. Hintze die Studie über „die Breslauer Goldschmiede" veröffentlichen. Die kurze Ausstellungszeit wurde aber auch sonst zur wissenschaftlichen Verwertung und Aufnahme des gesamten Materiales benutzt. Wir hoffen im Jahre 1908 mit einer grossen abschliessenden Publikation fertig zu werden, die als ein reich mit Tafeln ausgestattetes, vollständiges „Verzeichnis der Goldschmiedearbeiten schlesischen Ursprunges oder aus schlesischem Besitze" den Denkmäler-Inventaren Deutschlands eine neuartige Ergänzung zuführen wird.

Auch mit dem finanziellen Ergebnisse der Ausstellung kann das Museum zufrieden sein. Die Gesamtkosten in der Höhe von 11600 Mark wurden durch die Eintrittsgelder, verschiedene Titel des Etats und durch ein Extraordinarium von nur 1000 Mark, das sich die Direktion früher hatte bewilligen lassen, ohne Defizit gedeckt. Dafür konnte das Museum u. a. mehrere grosse, neu hergestellte Ausstellungsschränke in sein Inventar aufnehmen.

Ausserdem wurden im Berichtsjahre ausgestellt:

Studien, Entwürfe und ausgeführte Arbeiten von Julius Nitsche aus Breslau, jetzt in Leipzig
Künstlerische Uhren von Lange u. Söhne in Glashütte
Tischwäsche nach Entwürfen von Professor Christiansen durch die Firma Bielschowsky
Druckproben durch die Typographische Gesellschaft in Breslau
Skulpturen von Bildhauer Th. von Gosen, Lehrer an der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau.

Dem Lehrerverein für Kinderpsychologie in Breslau wurden für die Zeit vom 28. Januar bis 11. Februar 1906 mehrere Räume des II. Stockwerkes zur Veranstaltung einer Ausstellung von freien Kinderzeichnungen überlassen.

VORTRÄGE

In diesem Jahre wurde ein Vortragszyklus unter dem Titel „Die Probleme des künstlerischen Städtebaues und der städtischen Kunstpflege" mit folgendem Programm abgehalten:

9. Februar 1906: Landesbaurat Th. Goecke, Berlin: Wie entwerfen wir unsere Stadtbaupläne?
16. „ Architekt August Endell, Berlin: Kultur und Bauordnung
22. „ Provinzial-Konservator Dr. Burgemeister: Aufgaben und Ziele der städtischen Denkmalspflege
2. März Professor Pölzig: Die Stilformen des städtischen Wohnhauses
9. „ Professor Dr. Semrau: Denkmäler und Brunnen in alter und neuer Zeit
16. „ Professor Dr. Masner: Die Baugeschichte der Museen
22. „ Architekt Berlepsch-Valendas, München: Freiluftmuseen.

KAISER FRIEDRICH-STIFTUNGSFONDS

Aus Mitteln dieses Fonds wurde das auf S. 176 erwähnte Antependium für den Altar der Breslauer Goldschmiede in Auftrag gegeben. — Maler Sigfried Härtel erhielt ein Stipendium, um in der Josephinenhütte praktische Versuche in der Herstellung und Dekorierung von Kunstgläsern zu betreiben.

STIFTUNG VON GELDBETRÄGEN UND LEGATEN

Zur Vermehrung der Sammlungen stifteten Kommerzienrat G. Haase den Betrag von 2000 Mk., Kommerzienrat Dr. G. Kauffmann, Wüstegiersdorf 200 Mk., Dr. Paul Heimann 100 Mk., Frau Jenny Schlesinger, Gleiwitz 20 Mk., Ungenannt 3 Mk.

Am 15. Dezember 1904 starb in Berlin der Rentier Joseph Epstein, ein treuer und hochverdienter Freund unseres Museums. Vor seiner Übersiedelung von Breslau in die Reichshauptstadt hatte er dem früheren Museum schlesischer Altertümer mit seinem Feuereifer und seiner Gabe, wertvolle Antiquitäten ausfindig zu machen, bei der Vermehrung der Sammlungen sehr viel genützt und in Berlin war er ein unablässig gefälliger Vertreter der Interessen des neuen Institutes. Seine Anhänglichkeit an die Heimat bewies er auch in seinem Testamente, das unserem Museum ein Legat von 10 000 Mk. und seine Sammlung schlesischer Silberarbeiten, die wir bereits als Leihgabe in Aufbewahrung hatten, hinterliess. Die Zinsen des Legates sind zum Ankaufe von alten oder neuen kunstgewerblichen Gegenständen bestimmt, die unveräusserlich sein und die Bezeichnung tragen sollen: aus dem Joseph Epstein'schen Nachlasse. Das hochherzige Legat des Herrn Epstein ist das erste grössere, das dem Museum seit seiner Gründung im Jahre 1899 zufiel.

BESUCH DER SAMMLUNGEN UND DER BIBLIOTHEK

A. BESUCH DER SAMMLUNGEN 1905/06

Monat	Anzahl der Besuchstage	Grösste Besucherzahl an einem Tage	Geringste Besucherzahl	Gesamtzahl der Besucher
April 1905	28	1 152	94	9 799
Mai	31	394	51	4 233
Juni	28	833	41	5 114
Juli	31	530	41	5 460
August	31	500	69	4 377
September	30	596	51	4 715
Oktober	31	650	82	5 599
November	30	460	98	7 282
Dezember	14	557	42	2 702
Januar 1906	29	562	52	3 693
Februar	28	1 049	46	6 497
März	31	558	48	4 694
	342			64 165

Die grösste Besucherzahl hatte das Museum am 24. April mit 1152, die kleinste am 8. Juni und 3. Juli mit 41 Personen.

Korporative Besuche:

29. April der Verein Oberer Magistratsbeamten — 5. Mai die Schule aus Schmolz — 3. Juni das Pensionat Höniger in Breslau — 14. Juni ehem. Lehrer des Seminars Rothenburg — 12., 15., 19., 22., 26. und 29. Oktober, 2., 9., 12., 15., 19. und 26. November der Humboldtverein — 26. und 31. Oktober der Gewerbeverein in Breslau — 26. Oktober eine höhere Mädchenschule — 28. Oktober der Verein Oberer Magistratsbeamten — 20. Oktober, 3. und 17. November der Kunstgewerbeverein Breslau — 5. November die Klasse für Metallarbeiten der Handwerkerschule in Breslau — 6. November der Verein für das Museum schlesischer Altertümer und der Architektenverein in Breslau — 8. November der Wissenschaftliche Verein und die Metallklasse der Fortbildungsschule in Breslau — 12. November der Altertumsverein Neisse und der Kaufmännische Verein in Breslau — 14. November der Frauenbildungsverein und der Buchhändlerverein in Breslau — 15. November der Verein für höheres Mädchenschulwesen — 17. November der Frauenbildungsverein — 18. November die Tagesklasse der Handwerkerschule, die höhere Mädchenschule Pawel, die Studenten des fürstbischöflichen Alumnats und der Verein katholischer Lehrerinnen in Breslau — 20. November die Schule von Frl. Ilming in Breslau und der Gewerbeverein in Trebnitz — 21. November die katholischen Priesteramts-Kandidaten in Breslau — 22. November Katholischer Gesellenverein — 24. November der Stenographenverein in Breslau — 25. November der Verein katholischer Lehrer — 26. November Katholischer Gesellen-Jünglingsverein — 27. November eine Klasse der Fortbildungsschule, die Prima des Matthiasgymnasiums und der Naturwissenschaftliche Verein. Die Besuche im Oktober und November beziehen sich auf die Ausstellung von Goldschmiedearbeiten. 28. Januar der Jünglingsverein in Breslau — 4. Februar der Humboldtverein — 13. Februar die Klasse des Lehrers Grosser — 25. März der Bürgerverein der Schweidnitzer Vorstadt — 29. März eine Schule aus Oppeln.

Das Museum war vom 1. bis 16. Dezember wegen Abräumung der Goldschmiedekunst-Ausstellung geschlossen.

B. BESUCH DER BIBLIOTHEK

im April	422	Juli	269	Oktober	359	Januar	425
Mai	257	August	273	November	411	Februar	440
Juni	236	September	279	Dezember	187	März	443
						zusammen	4 001 Personen.

Die Bibliothek war vom 15. Mai bis 30. September in den Abendstunden, vom 1. bis 16. Dezember wegen Abräumung der Goldschmiedekunst-Ausstellung vollständig geschlossen.

DIE MUSEUMS-DEPUTATION UND DAS BUREAU

An Stelle der ausscheidenden Herren Geheimrat Professor Dr. A. Neisser und Professor Dr. Sombart wurden die Stadtverordneten Berkop und Rechtsanwalt Dr. G. Neisser in die Deputation gewählt.

Am 1. April trat Herr Johannes Richter als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der urgeschichtlichen Abteilung ein.





Medaille auf Bonaventura Hahn vom Jahre 1596

(Siehe S. 177)

SCHLESISCHER ALTERTUMSVEREIN

TÄTIGKEITSBERICHT FÜR DAS JAHR 1904/05

Die ordentliche Generalversammlung fand am 18. April 1904 statt und erledigte die übliche Tagesordnung. Im Anschluss daran besprachen die Herren Dr. Seger, Dr. Buchwald und Strieboll einige neue Erwerbungen des Museums.

Die Wanderversammlung tagte am 26. Juni in Glogau. Entsprach die Teilnahme der Breslauer nicht ganz der in anderen Jahren, so wurde dies durch die ausserordentlich rege Beteiligung aus Glogau und Umgegend reichlich ausgeglichen. Nach einem Frühstück im schattigen Garten des Schützenhauses, bei dem Herr Hellmich die Teilnehmer namens der Glogauer Mitglieder willkommen hiess, begann die Besichtigung der Kunstdenkmäler der Stadt. Zuerst ging es nach dem Dom, wo Erzpriester Himmel die Führung übernahm und die Geschichte des Baues, seine plastischen und malerischen Denkmäler — darunter die wunderschöne Kranachsche Madonna —, seine kostbaren Messgewänder und Edelmetallarbeiten in sachkundiger Weise erklärte. Unterwegs wurden drei vom Odertor stammende Heiligenfiguren aus dem Jahre 1505 in Augenschein genommen. Im Rathause wurde man durch eine von Bürgermeister Jahn sehr hübsch arrangierte Ausstellung städtischer Altertümer überrascht, die namentlich durch ihre alten Urkunden, Siegelstempel und Waffen allgemeines Interesse erregte. Schliesslich wurde auch noch der katholischen Pfarrkirche, der Jesuitenkirche und zwei jetzt am Proviantamt und am Gymnasium eingemauerten Spätrenaissance-Portalen von alten Bürgerhäusern ein Besuch abgestattet. Um 1¼ begann im Deutschen Hause die wissenschaftliche Sitzung, an der über 200 Personen teilnahmen. Der stellvertretende Vorsitzende Herr Prof. Dr. Mertins eröffnete sie mit einer Darlegung der Ziele und Aufgaben des Vereins. Hierauf sprachen Herr Dr. Seger über die Bedeutung Glogaus in vorgeschichtlicher Zeit, und Herr Hellmich über die Dreigräben in Niederschlesien. An die Sitzung reihte sich ein gemeinschaftliches Mittagsmahl im Hotel zum Deutschen Hause. Ein Spaziergang durch die neuen städtischen Anlagen beschloss den genussreichen Tag, der dem Verein zu den alten auch viele neue Freunde verschafft hat.

Vom 18.—24. September tagte in Breslau die 76. Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte. Das Zustandekommen einer Abteilung für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte wurde wesentlich durch die Kräfte und Hilfsmittel unseres Vereins gesichert. Ehren-Einführender war unser Vorsitzender Herr Geh. Rat Grempler, die Geschäftsleitung lag in den Händen der Einführenden Prof. Dr. Thilenius und Dr. Seger und des Schriftführers Dr. Lustig. Die Sitzungen fanden im Vortragssaale des Museums statt. Ausserdem unternahm die Sektion am 21. September einen Ausflug nach Jordansmühl zur Besichtigung der dortigen steinzeitlichen Ansiedlung. Zu diesem Zwecke waren dort alle Funde der diesjährigen Ausgrabung aufs sorgfältigste präpariert und in ihrer ursprünglichen Lage belassen worden, so dass sich ein übersichtliches Bild der Wohn- und Grabstätten ergab. Für die damit verbunden gewesene Mühewaltung wurden die Veranstalter durch die einmütige Anerkennung und das lebhafte Interesse der z. T. von weither gekommenen Fachgenossen entschädigt.

Im Winterhalbjahr fanden 6 mit Vorträgen verbundene Versammlungen statt, nämlich

am 14. November: Herr Dr. Seger, Neuerwerbungen für die Waffensammlungen und das Münzkabinett;

am 12. Dezember (gemeinsam mit der Vereinigung schlesischer Bücherfreunde): Herr Dr. Buchwald, Die Breslauer Bilderhandschrift des Valerius Maximus;

am 16. Januar (gemeinsam mit der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde): Herr Prof. Dr. Masner, Neue Aufgaben der schlesischen Volkskunde;

am 13. Februar: Herr Prof. Dr. Gürich, Die ältesten Erzeugnisse der Menschenhand (Eolithen);

am 6. März (gemeinsam mit dem Verein für Geschichte der bildenden Künste): Herr Prof. Dr. Semrau, Der wiederhergestellte Altar der Breslauer Goldschmiede von 1473 aus der Magdalenenkirche;

am 27. März (gemeinsam mit dem Kunstgewerbeverein): Herr Dr. med. et phil. Buschan aus Stettin, Die Uranfänge des Handwerks und der Technik.

Eine rege Tätigkeit entfaltete der Verein auf dem Gebiete der Ausgrabungen. Die wichtigste Untersuchung betraf die schon erwähnte neolithische Ansiedlung auf dem Bischkowitzer Berge bei Jordansmühl. Mit gütiger Erlaubnis des Grundeigentümers Herrn von Kriegsheim wurde nach der Ernte vom 28. August bis 7. Oktober an der Südostecke ein 6 m breiter und 20 m langer Streifen längs des

Bahneinschnittes ausgeschachtet. Das Ergebnis war die Aufdeckung von 9 Wohngruben, Herdstellen u. dgl. (Nr. 21—28) und 6 Skelettgräbern (Nr. 31—35), von denen zwei in situ ausgehoben und mitgenommen werden konnten. Das eine (Nr. 33) wurde im Breslauer Museum aufgestellt, das andere (Nr. 35) Herrn Thilenius zum Dank für seine opferwillige Mitwirkung für das Ethnographische Museum in Hamburg überlassen.

Ein grosser Urnenfriedhof der jüngeren Bronzezeit wurde beim Bau der Irrenanstalt in Branitz, Kr. Leobschütz, entdeckt. Als wir auf die Einladung des Besitzers, Herrn Konsistorialrats Nathan, und des Anstaltsleiters Herrn Dr. Mertz, am 12. Mai mit der Ausgrabung begannen, war leider ein Teil der Gräber schon zerstört, und auch bei den noch übrigen war der Erhaltungszustand infolge der flachen Lage und der lehmigen Bodenbeschaffenheit recht mangelhaft. Bis zum 19. Mai wurden von uns 44 Gräber blossgelegt. Nach einem Übereinkommen mit dem Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin wurde diesem die grössere Hälfte der Funde gegen Erstattung unserer Auslagen überlassen.

Andere Ausgrabungen von Urnenfeldern fanden statt am 25. April in Weigwitz, Kr. Breslau; am 30. und 31. Mai in Herrnprotsch, Kr. Breslau; vom 2.—5. Mai in Kreuzburg O./S.; vom 3.—10. Juli in Schmarse, Kr. Oels; vom 20. Dezember bis 4. März in Porschwitz, Kr. Steinau. Am 27. Februar begann die grosse Ausgrabung in Gräbschen bei Breslau, über die der Tätigkeitsbericht von 1905/6 die näheren Angaben enthält.

Kleinere Untersuchungen und Besichtigungen von Fundstellen wurden vorgenommen im Mai auf der Schwedenschanze bei Oswitz (Ansiedlung der Hallstattzeit) und am rechten Oderufer zwischen Posener Brücke und Dorf Oswitz (mittelalterlicher Knüppeldamm); am 25. Juni in Saabor und Milzig, Kr. Grünberg (neolithische Fundstelle; Latènegruben); am 24. Juni in Panthen, Kr. Liegnitz (mittelalterlicher Burghügel); am 12. September in Skalitz, Kr. Strehlen (Latènegrab); am 17. Oktober auf dem Breitenberg bei Striegau (Wohnplatz der Hallstattzeit; slavischer Burgwall); am 20. Oktober in Glogau (Töpferwerkstätten aus dem 15.—17. Jahrhundert); am 11. Februar in Nosswitz, Kr. Glogau (Gräber der römischen Zeit); am 22. Februar in Gandau, Kr. Breslau (früh-bronzezeitlicher Depotfund).

An der Wiederherstellung des grossen Altars der Breslauer Goldschmiede aus der Magdalenenkirche beteiligte sich der Verein durch Stiftung eines Geldbetrages.

Die archivalischen Arbeiten für die Herstellung eines schlesischen Künstlerlexikons wurden unter Aufwendung beträchtlicher Geldmittel weiter geführt.

Von der Zeitschrift Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift erschien im November der III. Band der neuen Folge. Von den prähistorischen Abhandlungen wurde, wie schon beim II. Bande, eine Sonderausgabe unter dem Titel: Beiträge zur Urgeschichte Schlesiens herausgegeben.

Bei Gelegenheit der XXXV. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft legte der Sekretär des Vereins, Herr Dr. Seger, eine Denkschrift vor, worin die Notwendigkeit eines wirksameren Schutzes der vorgeschichtlichen Denkmäler auf dem Wege der Gesetzgebung und der Organisation nachgewiesen wird.

In der Zusammensetzung des Vorstandes traten keine Veränderungen ein.

Durch den Tod wurden dem Vereine das korrespondierende Mitglied Herr Geh. Sanitätsrat Dr. Bartels in Berlin und folgende Mitglieder entrissen: Professor Dr. Jacob Caro, Kaufmann Silvius Czock, Rentier Josef Gotthelf, Grossfuhrherr Carl Heymann, Amtsgerichtsrat Emil Hold, Architekt Alexis Langner, Altertumshändler Eugen Meckauer, Fabrikbesitzer Heinrich Meinecke, Prälat Dr. von Montbach, Fabrikbesitzer Dr. Franz Promnitz, Rentier Joseph Simon, Professor Hans Sturtevant, Geheimer Kommerzienrat Dr. Egmont Websky, Stadtrat Franz Weller, Geh. Reg. Rat Max von Ysselstein, sämtlich in Breslau; Pfarrer Konrad Blazek in Bladowitz i. Mähren, Bankier Alexander Meyer Cohn in Berlin, Partikulier Joseph Epstein in Berlin, Amtsgerichtsrat Gross in Münsterberg, Bergwerksdirektor Rudolf Haerche in Frankenstein, Pfarrer em. Karl Müller in Wartha, Rittergutsbesitzer vom Rath auf Magnitz, Majoratsherr Albrecht von Rehdiger auf Striese, Geistlicher Rat Dr. Johannes Soffner in Oltaschin und Geh. Medizinalrat Professor Dr. Weigert in Frankfurt a. M.

Die Veränderungen im Mitgliederbestande waren folgende: Zu Beginn des Verwaltungsjahres zählte der Verein 845 ordentliche Mitglieder. Davon schieden 55 aus, während 81 neu eintraten. Die Gesamtzahl der Mitglieder betrug am 31. März 872, darunter 95 Korporationen, Behörden und Anstalten. Von den übrigen haben 426 ihren Wohnsitz in Breslau, 351 ausserhalb Breslaus.

TÄTIGKEITSBERICHT FÜR DAS JAHR 1905|06

Die Generalversammlung wurde am 10. April abgehalten. Nach Erledigung des geschäftlichen Teiles legte Herr Dr. Seger neue Funde aus der Umgegend von Breslau (Gandau, Gräbschen, Domslau) und Herr Dr. Leporin aus Kuhnern eine merkwürdige Gussform für eine Bronzeaxt aus Beckern Kr. Striegau vor.

Im Wintersemester fanden sechs Versammlungen statt. Vorträge hielten:

am 6. November Herr Prof. Dr. Masner über die Schlesische Goldschmiede-Kunst-Ausstellung;

am 4. Dezember Herr Dr. Seger 1. über die Steinzeit in Ägypten (Besprechung der von Professor Schweinfurth geschenkten Sammlung von Silexartefakten aus der Gegend von Theben); 2. über den Bronzefund von Kolzig Kr. Grünberg;

am 8. Januar 1. Herr Dr. Buchwald über ein unbekanntes Werk von Michael Victor Acier in Schlesien; 2. Herr Dr. Lustig über den Steinwall auf dem Geiersberge;

am 19. Februar Herr Prof. Dr. Masner über Schlesische Stammbücher;

am 12. März und am 2. April Herr Fürstbischöfl. Baurat Ebers über die Breslauer Domtürme und ihre beabsichtigte Restaurierung.

Die Sitzung am 19. Februar war gemeinsam mit der Vereinigung der Schlesischen Bücherfreunde.

Auch in diesem Jahre kann der Verein auf eine erfolgreiche Ausgrabungstätigkeit zurückblicken.

An Zahl und Bedeutung der Funde obenan steht die Ausgrabung in Gräbschen bei Breslau. Es wurde dort von der Firma J. Schwerin und Söhne ein 30 Morgen großes Gelände zwecks Anlage einer Fabrik nivelliert. Gleich bei den ersten Spatenstichen stiess man auf prähistorische Gefässe. Die sofort benachrichtigte Museumsverwaltung erkannte, dass hier eine ungewöhnlich günstige Gelegenheit zur Vornahme einer systematischen Ausgrabung sei, und dank dem Entgegenkommen der Grundeigentümer und der mit den Schachtarbeiten betrauten Bauunternehmer Gebrüder Witt gelang es, sie mit erschöpfender Vollständigkeit und Gründlichkeit durchzuführen. Die Lage des Fundorts auf einem von der Lohe und einer uralten Verkehrsstrasse begrenzten Hügel lassen es begreiflich erscheinen, dass er zu den verschiedensten Zeiten als Wohn- und Begräbnisplatz benutzt worden ist. Die ältesten Gräber stammen aus der Übergangsepoche von der Stein- zur Bronzezeit, zwei grosse Urnenfriedhöfe aus der jüngeren Bronzezeit, dazwischen lagen einige Gräber der frührömischen Periode. Ausserdem wurden zahlreiche Wohnstätten aus der Zeit der Urnenfriedhöfe und eine noch viel ausgedehntere Ansiedlung aus dem 11. Jahrhundert entdeckt. Im ganzen wurden in der Zeit vom 24. Februar bis 2. August 366 Gräber und 417 Wohngruben untersucht. Die Bewältigung dieser ungeheuren Masse von Funden in der durch die Schacht- und Bauarbeiten geforderten Frist wurde dadurch erleichtert, dass die Stelle unmittelbar an der Elektrischen Strassenbahn lag, und dass man in einem Nachbarhause einen Raum zur vorläufigen Unterbringung der Funde mieten konnte. Ihre Sichtung und Restaurierung wird selbstverständlich geraume Zeit in Anspruch nehmen. Doch steht soviel schon heute fest, dass der wissenschaftliche Gewinn für die aufgewendeten Mühen und Kosten reichlichen Ersatz bieten wird.

Während diese Ausgrabung noch im Gange war, musste unter dem Zwange der Umstände gleichzeitig noch an verschiedenen anderen Stellen gegraben werden. In Malkwitz bei Breslau nötigte der Bau einer Chaussee dazu, den dort seit langem bekannten Doppelfriedhof aus der Hallstattzeit und dem Ausgang des Heidentums so weit wie möglich freizulegen (17. April bis 6. Mai). Die slavischen Reihengräber liegen hier mitten unter den alten Urnengräbern, und es kommt nicht selten vor, dass einzelne Hallstattgefässe dicht neben den Skeletten stehen geblieben oder Scherben von solchen in den Schutt der späteren Bestattungen geraten sind. Herrn Rittergutsbesitzer Steuer sind wir für die Überlassung der Funde und die uns gewährte Unterstützung und Gastfreundschaft zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

Die Untersuchung der steinzeitlichen Ansiedlung in Jordansmühl wurde am 18. Juni an der Stelle aufgenommen, wo sie im vorhergehenden Herbste abgebrochen worden war, und führte bis 6. August zur Aufdeckung von 25 Wohngruben (Nr. 29–53) und 9 Gräbern (Nr. 36–44). Sehr bewährte sich dabei die Aufstellung einer schon für die Gräbschener Ausgrabung angeschafften Wellblechbude. Die Möglichkeit, die Funde und das Arbeitsgerät an Ort und Stelle sicher aufbewahren zu können, statt sie jedesmal

nach dem ¾ Stunden entfernten Dorfe zu schaffen, und bei plötzlichen Regengüssen ein schützendes Dach zu haben, wurde als ausserordentliche Annehmlichkeit empfunden.

Auf Anregung von Herrn Dr. Lustig wurde vom 4.—10. September und am 22. Oktober der Steinwall auf dem Geiersberge am Zobten untersucht. Über das Ergebnis ist auf S. 46—53 berichtet worden. Die Nachforschungen sollen fortgesetzt und auch auf den weit imposanteren Steinwall auf dem Zobten selbst ausgedehnt werden.

Herr Landmesser Hellmich in Glogau fuhr mit der systematischen Aufnahme der Burgwälle in Niederschlesien fort und erstattete Berichte über Funde in Boyadel Kr. Grünberg (Wohnstätte), Guhlau Kr. Glogau (Münzen), Lindau bei Neustädtel (Reihengräber), Kolzig Kr. Grünberg (Bronzefund), sowie ein ausführliches Gutachten über die sogenannten Schanzen bei Bladen Kr. Leobschütz.

Ausgrabungen und Untersuchungen fanden ferner statt in Gleinau Kr. Wohlau (14.—16. Juni), Schwentnig Kr. Nimptsch (11. September), Herrnstadt Kr. Guhrau (14.—19. September), Cantersdorf bei Löwen (17. Oktober), Reisau Kr. Nimptsch (14. November), Paulsdorf Kr. Namslau (4.—24. Dezember und 7.—13. Januar), Katscher Kr. Leobschütz (21. Januar), Nosswitz Kr. Glogau (6.—7. März) und Beilau Kr. Neumarkt (17.—20. März).

Im Auftrage des Vereins übernahm Herr Prof. Dr. Mertins die Bearbeitung eines Wegweisers durch die Urgeschichte Schlesiens. Das mit Abbildungen reich ausgestattete Buch wurde dem Ehrenpräsidenten des Vereins, Herrn Geh. Rat Prof. Dr. med. et phil. Grempler zu seinem 80. Geburtstage am 26. Januar 1906 als Festgabe gewidmet. Die starke Nachfrage namentlich in den Kreisen der Mitglieder sowie der Lehrer beweist, dass es einem wirklichen Bedürfnis entspricht. Der buchhändlerische Vertrieb wurde der Buchhandlung von Preuss & Jünger in Breslau übergeben.

Die Durchsicht der Breslauer Kirchenbücher für das Schlesische Künstlerlexikon wurde nachdrücklich fortgesetzt. Die Traubücher und Sterberegister von St. Elisabeth und St. Maria Magdalene wurden im wesentlichen abgeschlossen. Als erste Frucht dieser archivalischen Arbeiten ist das von Dr. Erwin Hintze verfasste und vom Verein herausgegebene stattliche Werk über die Breslauer Goldschmiede erschienen, dessen letzte Bogen sich am Schluss des Etatsjahres noch im Druck befanden.

Im Laufe des Jahres hatte der Verein den Tod folgender Mitglieder zu beklagen: Kaufmann Georg Agath; Referendar F. Hasemann; Rechtsanwalt und Stadtverordneter Dr. Paul Honigmann; Buchhändler und Stadtverordneter Arthur Jünger; Oberpostassistent Georg Kappel; Kaufmann Arthur Oswald Linke; Geheimer Justiz- und Amtgerichtsrat a. D. Wilhelm Lühe; Geheimer Medizinalrat und Universitätsprofessor Dr. Johannes von Mikulicz-Radecki; Kaufmann Max Montag; Uhrmacher A. Pfitzner; Kaufmann Gustav Rabe; Telegraphen-Direktor a. D. C. Salomon; Frau Sophie Schreiber; Partikulier Hermann Schultze; Oberst z. D. Heinrich Freiherr von Seherr-Thoss; Geheimer Baurat Johann Maria Weinbach; Ihre Durchlaucht Frau Prinzessin Biron von Curland in Berlin; Amtsvorsteher H. Neumann in Ober-Görisseifen; Rittmeister a. D. Scharnke in Striegau und Justizrat P. Vogt in Oppeln.

Zu Beginn des Verwaltungsjahres zählte der Verein 872 ordentliche Mitglieder. Davon schieden 61 aus, während 39 neu eintraten. Die Gesamtzahl betrug somit am 31. März 850, darunter 94 Korporationen, Behörden und Anstalten. Von den übrigen haben 412 ihren Wohnsitz in Breslau und 344 ausserhalb Breslaus.

Der Vorstand:

Prof. Dr. med. et phil. Wilhelm Grempler, Geheimer Sanitätsrat, Ehren-Vorsitzender
Prof. Dr. Oskar Mertins, Oberlehrer, stellvertretender Vorsitzender
Gustav Strieboll, Kaufmann, Schatzmeister
Dr. Hans Seger, Museumsdirektor, Sekretär
Professor Dr. Emil Roehl, Direktor der Viktoriaschule
Otto Muehl, Bürgermeister
Prof. Dr. Karl Masner, Erster Direktor des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer
Diepold von Köckritz, Rittmeister a. D. und Kgl. Kammerherr, Majoratsherr auf Mondschütz Kr. Wohlau
Dr. Ludwig Burgemeister, Kgl. Land-Bauinspektor, Provinzial-Konservator der Kunstdenkmäler.



